This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

3 2044 010 712 883

Reclams Universal-Bibliothek

Nr. 3937–3940

Dichter-Biographien

2. Band

Goethe

Von

Julius R. Haarhaus

Reclams Universal-Bibliothek

Nr. 3937–3940

Dichter-Biographien

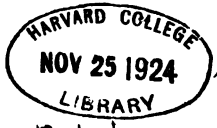
2. Band

Goethe

Von

Julius R. Haarhaus

47593.122
V D



Hugo Reisinger Fund

Copyright 1899 by Philipp Reclam jun. Leipzig.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig

Inhaltsübersicht

		Seite
1.	Kindheit und Knabenjahre. (1749–1765) . .	5
2.	Die Universitätsjahre. (1765–1771)	32
3.	Eintritt in das praktische Leben und in die Literatur. (1771–1775)	71
4.	Die ersten Jahre in Weimar und die Italienische Reise. (1776–1788)	129
5.	Auf der Höhe des Lebens. (1788–1806) . .	195
6.	Spätzeit, Greisenalter und Ausgang. (1807–1832)	262
	Namen- und Sachregister	321

1. Kindheit und Knabenjahre
(1749—1765)

Es scheint eine merkwürdige Fügung des Schicksals, daß die alte Wahl- und Krönungsstadt am Main, die dem Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation Jahrhunderte hindurch seine Herrscher beschert hatte, im Augenblicke der allerhöchsten nationalen Zerrissenheit den Mann hervorbrachte, der durch die Allgewalt seines Geistes und seiner Sprache die Völker und Völklein deutscher Zunge aufs neue einigte und unser zu einem geographischen Begriffe herabgesunkenes Vaterland wenigstens auf geistigem Gebiete wieder zu einer Weltmacht erhob.

Schon die Zeitgenossen, die Goethe auf der Höhe seines Lebens und Wirkens gekannt hatten, haben es empfunden und ausgesprochen: daß sein Name weit mehr als den größten deutschen Dichter bezeichnet. Das Wort umschließt eine Welt, in ihm berühren sich harmonisch alle Gegensätze: Nord und Süd, Ost und West, Jugend und Alter, Vergangenheit und Zukunft, Natur und Kunst, wissenschaftliche Denkart und gaukelnde Phantasie, unermüdliche Arbeit und heiterer Lebensgenuß, der Flug des Genius und strenge, man darf beinahe sagen: bureaukratisch peinliche Pflichterfüllung. Der nach jeder Richtung hin gleichmäßig entwickelte, innerlich abgeklärte Mensch, den die Renaissance zum unerreichbaren Musterbild erhob, steht in Goethe zum ersten Male vor uns.

Versuchen wir, uns zu vergegenwärtigen, wie und unter welchen Verhältnissen diese Entwicklung, die er selbst einmal Eckermann gegenüber die bedeutendste Epoche seines Lebens nennt, vor sich ging.

Zunächst müssen wir einen Blick auf Frankfurts Lage werfen. Die Stadt bezeichnet recht eigentlich die Grenze von Nord- und Süddeutschland. Das ist bedeutungsvoll. Der Mann, der auf das gesamte Deutschland wirken sollte, mußte den ober- und niederdeutschen Stämmen gleich nahestehen. In dieser Hinsicht ist Frankfurt ein neutraler Boden. Es ist das vermittelnde Glied zwischen Nord und Süd wie zwischen Ost und West; durch seine Tore führt seit undenklichen Zeiten die Völkerstraße vom Rhein zur Elbe. Die Stadt wurde früh ein wichtiger Handelsplatz und blieb mehrere Jahrhunderte lang die bedeutendste Meßstadt des Reiches. Neben dem Handel blühten die Gewerbe empor, vor allem das Kunstgewerbe in seinen verschiedenen Zweigen. Frankfurter Goldschmiede standen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus in hohem Ansehen. Wohlstand und Luxus begünstigten die Kunst, und die reichen Patrizier und Bürger schmückten ihre Häuser am liebsten mit den Werken Frankfurter Meister. Zu dem Pomp, der bei den Krönungsfeierlichkeiten in ihren Mauern entfaltet wurde, trugen die Bürger der freien Reichsstadt gern ihr Teil bei, es freute sie, um Goethes Wort zu gebrauchen, „daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien".

Sie lernten auf diese Weise, mit dem republikanischen Grundzuge ihres Wesens eine fast schwärmerische Ehrfurcht vor monarchischen Überlieferungen zu verbinden und die bedeutsamen Ereignisse großer Staatshandlungen in sinnvollen Feierlichkeiten zu verherrlichen und festzuhalten. Wie in Venedig, so bildete sich auch in Frankfurt der Formen- und Farbensinn der Bevölkerung an der häufig wiederholten Entfaltung eines würdigen Pompes.

Aber jener republikanische Bürgerstolz, bei dem Kaiser, Könige und Kurfürsten Gevatter gestanden hatten, artete nie in steife Grandezza und Selbstüberhebung aus. Heiter, wie die Stadt selbst, ist auch der Charakter ihrer Bürger.

Das mag an den günstigen klimatischen Verhältnissen liegen, die der Umgegend ein fast südliches Gepräge verleihen. Gleich vor den Toren der Stadt dehnt sich das fruchtbare Gefilde der Mainebene, nordwärts begrenzen den Horizont die schöngeformten Taunusberge, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Albanergebirge aufweisen, und auf deren sonnigen Hängen die Marone reift, westwärts winkt der fröhliche Rheingau, das gepriesene Land des Glocken- und Gläserklanges.

Nicht unwesentlich für das volle Verständnis des Frankfurter Nationalcharakters ist auch die in der Mainstadt herrschende Duldsamkeit in religiösen Dingen. Sie erklärt sich aus der im westlichen Deutschland wenigstens um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch ziemlich seltenen gleichmäßigen Mischung beider Bekenntnisse. Von hoher Bedeutung für Goethe war auch das Judentum, dessen Bekenner, wenn auch in ihren Rechten noch sehr beschränkt und in die enge Judengasse eingepfercht, sich durch ihre unermüdliche Tätigkeit und den „Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen," langsam die Achtung ihrer Mitbürger erzwangen.

In ihrer Bauart trug die Stadt damals noch weit mehr als heute ein mittelalterliches Gepräge. „Alles deutete", so schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit", „auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Türme, welche die Grenze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Türme, Mauern, Brücken, Wälle und Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war: alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Notwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten."

Festungen in der Festung, Städten in der Stadt glichen die ummauerten Klosterbezirke und die burgartigen Pa-

trizierhäuser, unter denen der Römer schon wegen seiner Bedeutung als Schauplatz der Krönungsfeierlichkeiten die Aufmerksamkeit auf sich zog. Noch prangte auf dem Turme der alten Mainbrücke als unheimliche Erinnerung an die Verschwörung Fettmilchs und seiner Genossen der verwitterte Schädel eines Hingerichteten.

Goethes Familie war bei seiner Geburt erst 62 Jahre in Frankfurt ansässig. Sie stammte aus Thüringen, dem Kernlande Deutschlands, speziell aus der Grafschaft Mansfeld, die als Heimat Luthers ein doppeltes Anrecht darauf hat, als die Wiege der neuhochdeutschen Sprache bezeichnet zu werden. Sehr mit Unrecht ist Goethe ein Patrizierssohn genannt worden. Er ist aus dem Handwerker- und kleinen Bürgerstande hervorgegangen, dem die Welt von jeher ihre besten Geister verdankt. Der Stammvater der Familie Goethe lebte um die Mitte des 17. Jahrhunderts als Hufschmied in Artern. Sein Sohn Friedrich Georg, geboren 1657, ließ sich im Jahre 1687 als Bürger und Schneidermeister in Frankfurt nieder, heiratete 1705 in zweiter Ehe die wohlhabende Gastwirtswitwe Cornelia Schellhorn, geb. Walther, und gelangte dadurch zu Wohlstand und bürgerlichem Ansehen. Er konnte dem einzigen, aus dieser Ehe im Jahre 1710 entsprossenen Sohne Johann Kaspar, dem Vater des Dichters, eine für damalige Begriffe äußerst gediegene Bildung zuteil werden lassen.

Johann Kaspar besuchte das Gymnasium zu Koburg, studierte in Leipzig und Gießen die Rechte, wirkte am Reichskammergericht zu Wetzlar und hatte von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten eine so hohe Meinung, daß er verlangte, seine Vaterstadt müsse ihm das Amt, um das er sich bewarb, ohne Ballotage übertragen. Aus Ärger über die Ablehnung dieser freilich ganz verfassungswidrigen Forderung zog er sich von allen Geschäften zurück und verschaffte sich, um jede Möglichkeit, ein anderes städtisches Amt zu erhalten, abzuschneiden, von Karl VII. den Titel eines kaiserlichen Rats, den auch der Schultheiß und die ältesten Schöffen, also die höchsten

Magistratspersonen, als Auszeichnung zu erhalten pflegten. „Derselbe Beweggrund", schreibt sein großer Sohn, „führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieser Seite von dem Rate ausgeschlossen ward."

So heiratete der schon etwas ältliche, ernste, grämliche und tyrannische Mann im Jahre 1748 die heitere, blühende, siebzehnjährige Katharina Elisabeth Textor, die sich mit fast diplomatischer Gewandtheit und unerschöpflichem Humor über die mißlichen Verhältnisse der ungleichen Ehe hinweghalf und für alle Zeiten das leuchtende Vorbild einer deutschen Hausfrau und Mutter geworden ist. Aus ihren Briefen an den großen Sohn und dessen Familie (Univ.-Bibl. Nr. 2786—88) tritt uns ihre Persönlichkeit mit greifbarer Deutlichkeit entgegen. Mit Recht durfte sie über sich selbst an Frau von Stein schreiben: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, wes Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und -töchtern — bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Ihr unerschütterliches Gottvertrauen und der daraus entspringende frohe Mut haben sich bis an ihr Ende bewährt. Selbst in ernsten Zeiten, wie während der Beschießung Frankfurts, verlor sie ihren Humor nicht, wovon ihre Briefe in ergötzlicher Weise Zeugnis ablegen. Die Aufmerksamkeiten, die man ihr als der Mutter des großen Dichters von allen Seiten erwies, nahm sie ohne Ziererei und mit berechtigtem Stolz entgegen. „Indem man sie ehrte," bemerkt ihr Sohn einmal, „gab sie sich immer am besten, sie konnte sich nicht besser als Mutter eines Poeten legitimieren."

Das Heim, das der Rat Goethe der jungen Gattin bot, war das am Hirschgraben gelegene Haus seiner Mutter, die während der ersten Jahre der Ehe auch den Haushalt noch selbständig leitete. Die rüstige alte Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck gehabt zu haben scheint, wußte sich die Zuneigung ihrer Schwiegertochter in so hohem Grade zu erwerben, daß der häusliche Friede niemals eine Trübung erfuhr. Hier im großmütterlichen Hause erblickte Johann Wolfgang Goethe unter günstigem Stande der Gestirne, an deren Einfluß auf Menschenschicksale die Zeitgenossen noch glaubten, am 28. August 1749 um die Mittagsstunde das Licht der Welt — ein schwächliches Knäblein, das man anfangs für tot hielt und dem sicherlich niemand ein Leben von mehr als achtzigjähriger Dauer vorausgesagt hätte. Die damals erst achtzehnjährige Mutter, durch keine Haushaltungssorgen in Anspruch genommen, konnte dem auffallend schönen und geweckten Kinde ihre ganze Liebe und Aufmerksamkeit widmen, bis sich nach Jahresfrist das zweite Kind, Cornelia, einstellte. Vier weitere Sprößlinge, zwei Knaben und zwei Mädchen, starben schon nach wenigen Jahren wieder, drei davon an Ruhr und Pocken, den Begleitkrankheiten des Siebenjährigen Krieges, die allerorten so viele Opfer forderten.

Dem ängstlich behüteten und von der Mutter verhätschelten Knaben wurde das alte Bürgerhaus am Hirschgraben eine unermeßliche Welt, eine Stätte tausendfältiger Anregung. Wenn er auf dem geräumigen Vorsaal spielte, fiel sein Blick auf Ansichten aus Rom, alte Kupferstiche, die der für alles Italienische begeisterte Vater von einer beschwerlichen Reise in das gelobte Land der Kunst mitgebracht hatte. Zu diesen vergilbten Prospekten schaute das Kind sehnsuchts- und ahnungsvoll empor, mit klopfendem Herzen lauschte es den Worten des Vaters, wenn dieser die dargestellten Gegenstände in seiner lehrhaften Weise erläuterte, oder gar ein Kapitel aus dem in italienischer Sprache verfaßten Reisetagebuche zum besten

gab. Das Arbeitszimmer des Herrn Rats, wie die übrigen eigentlichen Wohngemächer im zweiten Stock gelegen, galt dem Knaben als ein Heiligtum. Mit Andacht betrachtete er die reiche Büchersammlung des Vaters, die vorzugsweise aus holländischen Ausgaben lateinischer Schriftsteller, juristischen Kompendien und Abhandlungen, italienischen Dichtern und zahlreichen Reisebeschreibungen bestand.

Auch eine kleine Kollektion von Gemälden war vorhanden, anfangs in allen Zimmern zerstreut, später zu einer Galerie vereinigt. Es waren meist Werke heimischer Künstler: Landschaften von Hirt, Feuersbrünste im Rembrandtschen Geschmack von Trautmann, anmutige Rheingegenden von Schütz, Frucht- und Blumenstücke von Juncker und Genrebilder vom Darmstädter Hofmaler Seekatz, dessen Frauengestalten sich dadurch auszeichneten, daß sie eine überraschende Ähnlichkeit mit der dicken, gegen alle Modelle feindlich gesinnten Gattin des Künstlers aufwiesen. Der Knabe, so jung er war, beschränkte sich jedoch keineswegs auf die Betrachtung all der Bilder, die er zum Teil unter seinen Augen entstehen sah, sondern betätigte sein Verständnis für künstlerische Dinge schon früh durch allerlei Ratschläge, die er den Künstlern erteilte und die häufig genug von diesen befolgt wurden.

Vielleicht schärfte diese Beschäftigung mit Kunstgegenständen den Blick des Knaben für die Erscheinungen der Außenwelt und namentlich der Natur. Aus dem Fenster des sogenannten Gartenzimmers schaute er über die Gärten und Felder nach den Taunushöhen hinüber, weidete sich am Anblick des Sonnenuntergangs und beobachtete den Verlauf der Gewitter. „Da ich aber zu gleicher Zeit", so berichtet er selbst, „die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus ent-

springenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte."

Die ersten Berührungen mit der Außenwelt vermittelte das „Geräms", ein mit hölzernem Gitterwerk umgebener Vorbau an der Haustür, der in der warmen Jahreszeit den Familienmitgliedern bei mancherlei häuslichen Verrichtungen zum Aufenthalt diente. Von hier aus wurden Beziehungen zu den Nachbarn angeknüpft, und hier war es auch, wo der junge Wolfgang, von den gegenüber wohnenden Brüdern von Ochsenstein verleitet, das gesamte Küchengeschirr zu seinem und der Verführer Gaudium in Scherben warf.

Der Vater selbst leitete den ersten Unterricht seiner Kinder nach einem sorgfältig überdachten Plane. Er traute sich genügende Kenntnisse und erzieherische Begabung zu und hielt wohl nicht mit Unrecht von den an öffentlichen Schulen damals angestellten Lehrern, die zum Teil aus gedienten Unteroffizieren und unfähigen Handwerkern bestanden, äußerst wenig. Er unterrichtete den Knaben in der lateinischen Grammatik, während Cornelia in demselben Zimmer Italienisch trieb, das dem Bruder als eine „lustige Abweichung" des Lateinischen leicht im Gedächtnis blieb. Geographie mußten sich die Kinder mit Hilfe abgeschmackter Gedächtnisverse einprägen, der deutsche Aufsatz wurde nicht vernachlässigt und auch die Zeichenkunst in den Unterricht aufgenommen — alles in der gründlichen, aber trockenen Weise, die der Herr Rat an sich hatte. Er und seine Kinder litten unter seinem Grundsatz, alles einmal Begonnene zu Ende zu führen, selbst wenn sich die Nutzlosigkeit des Angefangenen bald herausstellte. Bei aller Planmäßigkeit war die Erziehung, die der Vater den Kindern zuteil werden ließ, in auffallender Weise von Zufälligkeiten abhängig und vielleicht gerade aus diesem Grunde den sich kraftvoll entfaltenden Fähigkeiten des Sohnes am meisten entsprechend. In kurzer Zeit wuchs der Schüler

dem Lehrer über den Kopf, und so wurden Privatlehrer mit der Fortsetzung des Unterrichtes betraut. Der Knabe kam hierbei mit Altersgenossen zusammen, ohne sich jedoch an diese näher anzuschließen. Englisch wurde in vier Wochen gelernt; ein reisender Sprachmeister unterrichtete Vater und Kinder gemeinsam mit gutem Erfolge. Der kleine Wolfgang wußte sich diese Studien dadurch zu beleben, daß er eine Art von Roman in Briefen erfand, in dem sich sieben Geschwister in deutscher, lateinischer, griechischer, französischer und englischer Sprache, ja sogar im Frankfurter Judendeutsch ihre Erlebnisse mitteilen. Vom Judendeutsch kam der Knabe zum Hebräischen, in dem ihm der originelle Rektor Albrecht auf seinen Wunsch Unterricht erteilen mußte, und von der hebräischen Sprache zur Geschichte des auserwählten Volkes, die seit jener Zeit ein Lieblingsgegenstand Goethes geblieben ist.

Auch ein Zeichenlehrer wurde herangezogen, desgleichen ein Musikus, der dem Knaben wegen seiner lustigen Noten- und Fingerbezeichnungen als das Muster eines Musiklehrers erschien, aber durchaus nicht den Hoffnungen entsprach, die er auf ihn gesetzt hatte. Besser ging die Sache, als sich der Besitzer einer Knabenpension, namens Pfeil, ein musikalisch begabter ehemaliger Bedienter und Sekretär des Herrn Rats, des Knaben annahm. Daß auch die körperliche Ausbildung nicht fehle, erhielt Wolfgang mit mehreren Altersgenossen zusammen Fecht- und Reitunterricht, ohne daß eine dieser Leibesübungen ihn, der sich später als ein guter Reiter bewies, sonderlich begeistert hätte. Durch die kleinliche Lehrweise wurde ihm auch hier die Lust zum Lernen beeinträchtigt. Dem auf das Praktische gerichteten Sinn des Herrn Rats entsprach es, daß sich der Knabe früh für den ihm vom Vater bestimmten juristischen Lebensberuf vorbereiten und eine genaue Bekanntschaft mit dem Corpus juris erwerben mußte. Aber auch dann, wenn die Unterrichtsstunden vorüber waren, winkte den Kindern keineswegs die goldene Freiheit: sie mußten sich gewöhnlich mit nütz-

lichen Dingen beschäftigen, die Seidenraupen füttern, die der Vater in einem Mansardenzimmer zog, oder seine alten Kupferstiche einem Reinigungsverfahren unterwerfen, das viel Aufmerksamkeit erforderte und den ungeduldigen Kleinen wenig Vergnügen bereitete.

Um jene Zeit erwachte bei Wolfgang auch der Drang, einen Einblick in die Gesetze und Kräfte der Natur zu erlangen. Er zerpflückte Blumen, „um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, berupfte Vögel, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren". Magnetstein und Elektrisiermaschine bereicherten nach anderen Richtungen hin den Schatz seiner Erfahrungen.

Bei dem unleugbaren Einfluß, den der Lesestoff der ersten Jugendjahre auf Geist und Geschmacksrichtung haben, dürfen wir nicht versäumen, uns darüber zu unterrichten, welche Bücher zuerst in Wolfgangs Hände kamen. Jugendschriften in modernem Sinne gab es damals noch nicht; das einzige, was man den Kindern bot, war der Orbis pictus des Amos Comenius, eine Art von Atlas zum Anschauungsunterricht und daher mehr belehrend als unterhaltend. Hierzu gesellte sich die Foliobibel mit Merians Kupfern und Gottfrieds illustrierte Chronik, also beides Bücher, die mehr durch ihren Bilderschmuck als durch ihren Inhalt auf den Knaben wirken mußten. Bald fielen ihm Ovids „Verwandlungen", Fenelons „Telemach", „Robinson Crusoe", „Die Insel Felsenburg" und „Lord Anfons Reise um die Welt" (eine Art Jules Verne des achtzehnten Jahrhunderts) in die Hände, die er mit ebenso großem Eifer verschlang wie die „auf das schrecklichste Löschpapier gedruckten" Volksbücher, die man auf offener Straße für wenige Kreuzer kaufte. Ob unter diesen Schriften — Goethe nennt uns den „Eulenspiegel", „Die vier Haimonskinder", „Die schöne Melusine", den „Kaiser Oktavian", „Die schöne Magelone", „Fortunatus" und „Den ewigen Juden" — sich wohl auch jenes Büchlein befunden hat, das unter dem Titel „Historia von Doktor Johann Fausten, dem vielbeschreiten Schwarzkünstler" seit

dem 16. Jahrhundert zu Frankfurt in ungezählten Auflagen erschienen war?

Von Dichtern fand Goethe in seines Vaters Bibliothek: Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz und Haller, die dem herzlich unpoetisch angelegten Herrn Rat wohl weniger wegen ihres bald moralischen, bald anakreontisch tändelnden Inhaltes als wegen ihres gefälligen Reimspieles zusagten, das seiner Ansicht nach die unerläßliche Grundbedingung aller Poesie war. Klopstock, der damals seine höchsten Triumphe feierte, war dem Vater verhaßt, er hätte den in reimlosen Versen geschriebenen „Messias" niemals in seiner Bibliothek geduldet, was zur Folge hatte, daß seine Gattin und Kinder ihn mit desto größerer Begeisterung heimlich lasen und sogar stellenweise auswendig lernten. Vergebens suchte der Hausfreund und Sonntagsgast des Goetheschen Hauses, Rat Schneider, den alten Herrn für den neuen Propheten zu erwärmen. Nicht mit Unrecht bemerkt G. von Löper hierzu: „Der Konflikt, den der ‚Messias' im Goetheschen Hause hervorrief, war nur ein Bild im kleinen des Kampfes, der in ganz Deutschland entbrannte."

Es versteht sich fast von selbst, daß sich ein Knabe von Wolfgangs Begabung nicht auf den passiven Genuß der ihm gebotenen literarischen Schätze beschränkte. Jedes Buch, das beste wie das schlechteste, wirkte anregend auf seine Phantasie und seinen Ehrgeiz und reizte ihn, selbst einmal Ähnliches zu schaffen. Kleine Gelegenheitsgedichte, von denen sich keines erhalten hat, entstanden in großer Anzahl. Einige Jahre lang trug sich der junge Poet sogar mit dem stolzen Gedanken, sie nach berühmten Mustern zu einem stattlichen Quartband unter dem Titel „Vermischte Gedichte" zu vereinigen. Dann versuchte er seine alttestamentliche Lieblingsfigur, den von seinen Brüdern verkauften Joseph, in einer größeren Dichtung zu verherrlichen, ohne jedoch eine dem Gegenstande angemessene poetische Form dafür finden zu können. Glücklicher war er mit einem anderen biblischen Stoffe, den

er auf Veranlassung einer Freundin seiner Mutter, des frommen, später in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (Wilhelm Meister) verewigten Fräulein von Klettenberg, unter dem Titel „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi" bearbeitete. Es ist das erste (in der Frankfurter Zeitschrift „Der Sichtbare") gedruckte Gedicht Goethes und die älteste aller von ihm selbst in seine „Werke" aufgenommenen Poesien. Seltsam! Das erste und das letzte Werk Goethes, das früheste dichterische Stammeln des Knaben und die reifste Gabe des Greises, der „Faust", haben denselben Gegenstand zum Vorwurfe: die Frage der menschlichen Erlösung. Das ist bezeichnend, nicht nur in poetischer, sondern auch in religiöser Beziehung. Goethe war trotz allen orthodoxen Angriffen und Verleumdungen in hohem Grade religiös, freilich: seine Religion war keine alltägliche, sie stand über allem kirchengläubigen Hader und gipfelte in der bewundernden Verehrung des Schöpfers. Ungewöhnlich waren schon die Versuche des Knaben, sich diesem Gotte, den er sich „mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehend" dachte, zu nähern. So beschloß er einst, ihm nach alttestamentlicher Weise Brandopfer darzubringen, baute über einem vierseitigen rotlackierten Musikpulte mit sinniger Anspielung auf Gottes Eigenschaft als Weltschöpfer die schönsten Stücke einer Mineraliensammlung pyramidenförmig empor, krönte den Gipfel mit einigen Räucherkerzchen und entzündete diese mit Hilfe eines Brennglases an den ersten Strahlen der über die Dächer emporsteigenden Sonne.

In jene Zeit fallen ohne Frage auch die ersten dramatischen Anregungen. Die Großmutter Cornelia, die in ihrem geräumigen Wohnzimmer im Erdgeschosse des Hauses wohnte, und deren sich Goethe noch in späteren Jahren als einer „schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten, sanften Frau" erinnerte, schenkte den Enkeln zu Weihnachten des Jahres 1753, ein Vierteljahr vor ihrem Tode, ein Puppentheater, dasselbe, dessen

der Dichter wie so mancher Dinge und Personen seiner ersten Jugendzeit in „Wilhelm Meister" liebevoll gedenkt, und dessen Reste wir noch heute im Frankfurter Goethehause, wohin sie aus Gontardschem Besitz zurückgelangt sind, sehen können. Es wurde in der Tür zwischen zwei Mansardenstuben aufgeschlagen und mit seinen von unsichtbaren Händen geleiteten Puppen den Kindern anfangs nur bei besonderen festlichen Anlässen vorgeführt, bis die Kleinen allmählich hinter das Geheimnis kamen und selbst die Rolle des Regisseurs übernahmen. Bald genügte das einzige Stück (vermutlich eine Bearbeitung der Geschichte von Goliath und David), auf das Kulissen und Kostüme der Marionetten eingerichtet waren, dem lebhaften Knaben nicht mehr, er versuchte den Spielplan seiner kleinen Bühne zu erweitern, wurde, als dies nicht gelingen wollte, der Puppen überdrüssig und zog es vor, mit seinen Gespielen, denen er mit Hilfe eines Bedienten allerlei Rüstungen verfertigte, auch die Rolle der Schauspieler zu übernehmen. Da zu den in Aussicht genommenen Stücken aber nur die Grundidee, und diese nur in Wolfgangs Phantasie existierte, ohne eine feste dramatische Form anzunehmen, so kam eine Aufführung niemals zustande, und die den Rüstungen zuliebe veranstalteten Kampfspiele nahmen gewöhnlich „mit Händeln und Verdruß ein schreckliches Ende". Noch drei Jahrzehnte später schrieb Frau Rat, nachdem sie den „Wilhelm Meister" gelesen, an ihren großen Sohn: „Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sah dich und die anderen Knaben die Präparation zum Puppenspiel machen — sah, wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegte und dergleichen mehr."

Das Verhältnis Wolfgangs zu seinen Spielgefährten war immer ein wenig seltsam. Im Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit warf er sich den anderen gegenüber gern zum Herrn auf („Wir waren immer die Lakaien," sagte später Max Moors); spielte ein wenig den Stutzer und redete mit Vorliebe von den hohen Zielen,

die er sich gesteckt hatte. Der Einfluß der Kameraden war nicht immer günstig; auch da, wo sie ihm in boshafter Absicht ein frech erfundenes Märchen von der vornehmen, aber unehelichen Abstammung seines Vaters aufzubinden versuchten, schmeichelten sie mehr seiner Eitelkeit, als daß sie seinen angeborenen Stolz kränkten.

Einige Jahre später sehen wir den jungen Poeten in eine Art von Verschwörung verwickelt, bei dem seine Gefälligkeit und Harmlosigkeit zu bedenklichen Streichen mißbraucht wurde, die nicht nur für die Anstifter, sondern auch für ihn unangenehme Folgen hatten. Wir werden am Schlusse dieses Abschnittes noch einmal darauf zurückzukommen haben.

Viel stärker als zu seinen Altersgenossen fühlte sich Wolfgang zu Erwachsenen hingezogen. Vor allen anderen schätzte er den Großvater Textor, der ihm als Vertreter der höchsten städtischen Gewalt nicht minder verehrungswürdig erschien als wegen seiner oft erprobten Gabe der Weissagung. Er wohnte in einem burgartigen alten Hause mit großem wohlgepflegten Garten, wo er wie Laertes seine Rebstöcke, Obstbäume und Blumen pflegte. Seine Person trat für die Kinder namentlich beim sogenannten Pfeifergericht in den Vordergrund des Interesses, einer uralten Feierlichkeit, die sich zu Beginn jeder Messe wiederholte und in der Überreichung sinnbildlicher Geschenke der Städte Worms, Bamberg und Nürnberg an den Schultheißen von Frankfurt bestand.

Von sonstigen Frankfurter Persönlichkeiten nennt Goethe unter andern den vornehmen Musikliebhaber Jn Uffenbach, den Kunstsammler und Menschenfreund Baron von Häckel, den freigeistigen Literaten Johann Michael von Loen, den Lokalhistoriker Dr. Orth, die drei Brüder Senckenberg, unter denen der jüngste, ein Arzt, sich durch seine großartigen Stiftungen für alle Zeit einen Namen gemacht hat, den Staatsmann und Dichter Karl Friedrich von Moser, den schöngeistigen Rechtsgelehrten von Olenschlager, den prozeßsüchtigen

Sonderling von Reineck, den reizbaren Nelkenzüchter von Malapart und den weltschmerzlich veranlagten Hofrat Hüsgen, die alle mehr oder minder auf den geweckten Knaben einzuwirken und seinen Lebensweg zu beeinflussen versuchten. Aber während sie ihm seine künftige Laufbahn als Hofmann, Diplomat oder Rechtsgelehrter mit leuchtenden Farben ausmalten, erschien ihm selbst schon ein wünschenswertes Glück „am reizendsten in Gestalt des Lorbeerkranzes, der den Dichter zu zieren geflochten ist".

Das erste Ereignis, das bedeutsam genug in das Leben Wolfgangs eingriff, war der Umbau oder richtiger Neubau des väterlichen Hauses. Er wurde 1755, kurz nach dem Tode der Großmutter, vorgenommen und vom Herrn Rat mit Muße und einem gewissen schöpferischen Behagen betrieben. Bei der Grundsteinlegung des neu zu bauenden nördlichen Flügels führte der kleine Sohn, mit einem Maurerschurz angetan, die Kelle. Den anfänglich mit Hartnäckigkeit durchgeführten Plan, das Haus während des Umbaues nicht zu verlassen, mußte der Vater endlich doch aufgeben. Die Kinder wurden bei Bekannten untergebracht und in eine öffentliche Schule geschickt und so für eine Weile von der strengen väterlichen Aufsicht erlöst. Jetzt erst lernte der Knabe seine Vaterstadt kennen. Seine Entdeckungsreisen führten ihn zum Römer und zum Saalhof, über den Markt und die Neue Kräme, in den Dom und auf die Mainbrücke, ja bis nach Sachsenhausen und auf die Pfingstweide zum Lindenbrunnen, wo an schönen Sommersonntagen die Hirten ihre Feste feierten, und am Pfingstsonntag die Waisenkinder mit Reisbrei und Kalbsbraten gespeist wurden.

So verfloß denn der Sommer des Jahres 1755 für Wolfgang besonders heiter, bis ein Ereignis in weiter Ferne, das über die ganze Welt einen ungeheuren Schrecken verbreitete, auch „die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im tiefsten erschütterte". Es war das Erdbeben von Lissabon vom 1. November 1755, dessen Wirkung auf die

Gemüter wir aus den Schriften so vieler damaliger Autoren, unter andern Voltaires, Rousseaus, Friedrichs des Großen und Kants so deutlich erkennen. Ob freilich die zum Teil stark übertriebenen Schreckensnachrichten den Sechsjährigen wirklich zu den ersten Zweifeln an Gottes Güte und Gerechtigkeit verleiteten, wie der greise Goethe in seinen Erinnerungen behauptet, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln.

Hatte er so die unheimlichen Gewalten der Natur kennengelernt, so verschaffte ihm schon das nächste Jahr die Bekanntschaft mit dem Elend und den Greueln, die, von Menschenhand heraufbeschworen, nicht minder verderblich sind als jene. Friedrich der Große, von den feindseligen Absichten Österreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens, Sachsens und der meisten deutschen Reichsstände gegen Preußen unterrichtet, kam seinen Gegnern durch einen unvorhergesehenen Einfall in Sachsen zuvor. Dieser so rasch durchgeführte Handstreich war das Signal zu einem Kriege, der, mit wechselndem Glück geführt, sieben Jahre dauern sollte. In der Reichsstadt Frankfurt beurteilte man den entschlossenen Schritt des Preußenkönigs sehr verschieden. Die konservativen Bürger hielten zu Österreich, klarer blickende Köpfe, die sich über das morsch gewordene Heilige Römische Reich nicht täuschten und in dem genialen Hohenzollern den Begründer eines neuen Zeitalters ahnen mochten, begrüßten jede Nachricht von einem Siege der Preußen mit lauter Begeisterung. Die beiden Parteien hätten sich auf dem Schlachtfelde nicht erbitterter gegenüberstehen können, als sie es in den Häusern des sonst so friedlichen Frankfurt taten. Die Fackel des Krieges loderte sogar im Schoße der Familien, und die allgemeine Erregung rief Spaltungen hervor, die kein Hubertusburger Friede wieder ausgleichen konnte. So war es auch im Goetheschen Hause. Der Großvater Textor, „der als Schöffe von Frankfurt über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin (Maria Theresia) eine gewichtige

goldene Kette mit ihrem Bildnis erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer Seite", der Vater, „von Karl VII. (dem von den Österreichern vertriebenen Gegenkaiser) zum kaiserlichen Rat ernannt und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemütlich teilnehmend, neigte sich mit der kleineren Familienhälfte nach Preußen". Die Meinungsverschiedenheiten der Männer störten den sonst so eifrig gepflegten Familienverkehr. Es kam zu einem peinlichen Auftritt, bei dem nach einer Tagebuchaufzeichnung Senckenbergs der alte Textor zum Messer, der Rat Goethe zum Degen griff, und die Folge davon war, daß der Herr Rat das Haus des Schwiegervaters fortan mied und sich mit den Seinen und der Schwägerin Melber ungestört der preußischen Siege freute. „Und so war ich denn", schreibt Wolfgang, „auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten."

Die seltsamen Zustände in der Familie waren auf die Charakterbildung des Knaben von entschiedenem Einfluß. Die gehässige Art, mit der bis dahin verehrte und geliebte Menschen seinen Lieblingshelden beurteilten, raubte ihm den Glauben an die Gerechtigkeit des Publikums und flößte ihm jene Verachtung der gesamten Menschheit ein, „die ihm eine ganze Zeit seines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins gleiche gebracht werden konnte".

Aber auch noch andere Folgen sollten aus der leidenschaftlichen Parteinahme für den Preußenkönig dem Goetheschen Hause erwachsen.

Im Dezember 1758 sah sich der Oberstkommandierende der französischen Truppen, Prinz Soubise, genötigt, einen Teil seines Heeres in sicheren Winterquartieren

unterzubringen. Als der geeignetste Platz hierzu erschien ihm die reiche, günstig gelegene freie Reichsstadt Frankfurt, die sich bis jetzt neutral verhalten hatte, und deren Magistrat in den mit Frankreich abgeschlossenen Verträgen eine genügende Sicherheit sah. Die Franzosen hatten das Recht, in kleinen Truppenabteilungen durch die Stadt zu ziehen. Man beschloß nun, bei einer solchen Gelegenheit die Befestigungen und Militärverhältnisse der Stadt auszukundschaften. Mit dieser Aufgabe wurden der General Wurmser und der stellvertretende Generalquartiermeister François de Théas-Thoranc (nicht Thorane) betraut. Er war, wie Goethe schreibt, „von Grasse in der Provence, unweit Antibes gebürtig, eine lange, hagere, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen und von einem würdigen, zusammengenommenen Betragen". Auf Grundlage seiner Beobachtungen entwarf Thoranc sein „project du s'emparer de la ville de Francfort", das General Wurmser mit Zustimmung des Prinzen Soubise zur Ausführung brachte. Thoranc zog darauf an der Spitze eines Bataillons in die Stadt ein, verzögerte den Durchmarsch, um zwei anderen Korps Zeit zum Nachrücken zu lassen, und verhinderte die kleine Torwache, das Tor zu schließen, so daß die Regimenter, deren Feldzeichen der Täuschung halber nur zum Teil enthüllt waren, nach kurzem Widerstand der Frankfurter Besatzung einrücken konnten. Thoranc gebührt das Verdienst, ernstliche Zusammenstöße der Frankfurter Besatzung mit den Franzosen verhindert und ein leidlich gutes Einvernehmen zwischen Bürgern und Einquartierung aufrechterhalten zu haben.

Dies erkannte auch der Frankfurter Magistrat dankbar an, indem er bei Kaiser Franz I. die Erhebung Thorancs in den erblichen Grafenstand beantragte und durchsetzte.

Die Tätigkeit, der Thoranc fast vier Jahre lang in Frankfurt oblag, war die des „Königsleutnants", einer Zivilgerichtsperson, zu deren Amtsgeschäften die Schlichtung aller Streitigkeiten zwischen Bürgern und Militär

und die Beaufsichtigung des Quartierwesens gehörten. Die Stellung war durchaus nicht beneidenswert, da der Inhaber keinen höheren militärischen Rang als den eines Infanteriehauptmanns besaß und von Tag zu Tag, trotz allen Bemühungen seinerseits, vergebens auf eine Beförderung wartete. Offiziere von höherem Dienstgrad, die sich seinem Rechtsspruche unterwerfen mußten, ließen selten eine Gelegenheit, ihn den Rangunterschied fühlen zu lassen, vorübergehen. In seinen Aufzeichnungen, die sich erhalten haben und von Martin Schubart in seinem Buche „François de Théas, Comte de Thoranc, Goethes Königsleutnant" auszugsweise veröffentlicht worden sind, spricht der vielgeärgerte Mann mit Bitterkeit von den Unbotmäßigkeiten und Ränken, denen er in seiner verantwortungsvollen Stellung beständig ausgesetzt war.

Er quartierte sich im Hause des Herrn Rats ein, bezog mit seinen Leuten die wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer und belagerte den ohnehin sehr reizbaren Verehrer des Preußenkönigs gleichsam im eigenen Hause. Das war das Schlimmste, was dem alten Herrn begegnen konnte. Er machte aus seiner Mißstimmung gar kein Hehl, obgleich der Königsleutnant mit anerkennenswertem Takt alles tat, um seinem unfreiwilligen Wirte die Last der Einquartierung zu erleichtern, und sich in jeder Hinsicht durchaus ritterlich benahm. Die leidenschaftliche Freude an der Kunst, die den Rat Goethe wie den Königsleutnant auszeichnete, und die dieser sofort durch zahlreiche Bilderaufträge an Frankfurter und Darmstädter Maler bekundete, hätte beiden Herren über die peinliche Lage leicht hinweghelfen können. Aber während die Freunde des Herrn Rats, die Künstler Hirt, Schütz, Trautmann, Seekatz, Juncker und Nothnagel im schnell eingerichteten Mansardenatelier unter der Aufsicht des Königsleutnants fröhlich drauflospinselten, verbiß sich der widerwillige Quartiergeber immer fester in seine Wut und betrachtete es geradezu als eine Wohltat, als ihm die für die Preußen unglücklich

verlaufene Schlacht bei Bergen Gelegenheit bot, seiner Abneigung gegen Thoranc und dessen Landsleute Worte zu verleihen. Er wurde sogleich verhaftet und würde vielleicht standrechtlich behandelt worden sein, wenn sich der Dolmetscher, ein Freund des Goetheschen Hauses, nicht ins Mittel gelegt und erfolgreich des Königsleutnants Mitleid mit der Familie angerufen hätte.

Für den jungen Wolfgang hatte die Besetzung der Stadt durch die Franzosen auch ihre heiteren Seiten. Er durfte sich mit den im Mansardenzimmer arbeitenden Malern unterhalten und sie, wie er dies schon früher getan hatte, mit Ratschlägen unterstützen. Von einer Folge von Bildern zur Geschichte Josephs, die der Knabe in Vorschlag gebracht hatte, sind in der Tat mehrere ausgeführt worden. Nach den Überlieferungen der Familie Théas-Thoranc, die heute noch in der Provence blüht, erhielt die Hauptfigur jener Darstellungen eine beabsichtigte Porträtähnlichkeit mit Wolfgang.

Bedeutungsvoller noch wurde für den Knaben die französische Schauspielertruppe, die in einem Saale des Junghofes am Roßmarkt auf notdürftig hergerichteter Bühne ihre Vorstellungen gab. Wolfgang hatte vom Großvater eine Freikarte erhalten, die er, freilich gegen den Willen des theaterfeindlichen Vaters, gern und häufig benutzte. Die Bühne muß einen seltsamen Anblick geboten haben. Vor der letzten Kulisse standen, dem Publikum sichtbar, zur Aufrechterhaltung der Ordnung zwei Grenadiere, die zur Kennzeichnung des Aktschlusses von zwei Kameraden durchaus militärisch abgelöst wurden, und im Vordergrunde der Bühne saßen, wenn der Andrang groß war, auf langen Bänken die Offiziere. Inmitten dieser kriegerischen Gestalten gestanden sich die zierlich bebänderten Schäfer und Schäferinnen des Singspiels ihre Liebe in galanten Versen, deklamierten die Helden und Heldinnen der Tragödie ihre wuchtigen Alexandriner. So lernte der Knabe spielend die Sprache Racines und Corneilles. Bald fand er Gelegenheit, die Kenntnisse

praktisch zu verwerten. Er schloß Freundschaft mit einem gleichaltrigen Franzosen, Derones, dem Sohne einer bei der Truppe beschäftigten Schauspielerin, der selbst gelegentlich in kleinen Rollen auftrat und als „allerliebster kleiner Aufschneider" und unterhaltsamer Schwätzer mit Erzählung seiner Abenteuer und „Ehrenhändel" auf den Spielgefährten gewaltigen Eindruck machte und den in gut bürgerlichen Verhältnissen erzogenen Knaben für das wandernde Komödiantentum und seinen geheimnisvollen Zauber begeisterte. Von den Erlebnissen jener Tage weht noch ein Hauch durch „Wilhelm Meisters Lehrjahre".

Das beste an dem französischen Bürschchen, das Wolfgang auf die Dauer lästig wurde, und mit dem er sogar einen ziemlich harmlos verlaufenen Zweikampf ausfocht, war wohl eine um einige Jahre ältere, hübsche und traurig aussehende Schwester, in die sich der junge Theaterfreund Hals über Kopf verliebte, und von der er zu seinem Ärger eine durchaus „tantenhafte" Behandlung erfuhr.

Überhaupt hatte Goethe, der in späteren Jahren von den Frauen Vergötterte, mit seinen ersten Herzenskönigin nen entschieden Unglück. Einer der reizvollsten Abschnitte in „Dichtung und Wahrheit" ist die Episode mit Gretchen, sie ist, wie Eckermann einmal sehr fein bemerkt, „so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdrücken".

In jener oben bereits erwähnten etwas zweifelhaften Gesellschaft von Knaben und jungen Leuten, die sich dem jungen Poeten zu nähern wußten und seine Begabung anfangs zur Anfertigung bestellter und bezahlter Gelegenheitsgedichte, später zur Abfassung anonymer Briefe mißbrauchten, lernte Goethe ein einfaches, aber anmutiges Mädchen kennen, das, obwohl ebenfalls wieder älter als er selbst, sein junges Herz schnell entflammte. Bei den Zusammenkünften, zu denen Wolfgang sich von Hause fortstahl, legte Gretchen eine gewisse Zärtlichkeit für ihren Verehrer an den Tag, ohne selbst die harmloseste Ver-

traulichkeit seinerseits zu dulden. Gleichmäßig ruhig und freundlich, erschien sie wie Wolfgangs guter Engel, ja, sie warnte ihn sogar vor dem Verkehre mit den jungen Leuten ihres Kreises und deren leichtsinnigem Treiben.

Goethes Schilderung dieses zarten und rein geistigen Verhältnisses gewinnt dadurch für uns noch besonders, daß ihm als Hintergrund für seine Darstellung ein bedeutsames politisches Ereignis, die Krönung Josephs II. zum römischen König, die in jene Zeit (1764) fiel, zu Gebote stand. So finden wir denn in Goethes Lebenserinnerungen, gleich gepreßten Blumen zwischen den Blättern einer alten Chronik, die wehmütig-heiteren Bekenntnisse seiner ersten leidenschaftlichen Neigung mitten in die wunderbar anschauliche Beschreibung der pomphaften Feierlichkeit eingestreut.

Als die Kunde von der bevorstehenden Wahl und Krönung des Erzherzogs nach Frankfurt gelangte, holte der Herr Rat mit der ihm eigenen Sorgfalt und Gründlichkeit die Wahl- und Krönungsdiarien und Wahlkapitulationen der beiden letzten Krönungen hervor und ging sie mit dem Sohne gewissenhaft durch, wobei er die Ansicht aussprach, „ein so höchst bedeutendes Ereignis müsse man nicht unvorbereitet erwarten und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen". So saß er denn bis tief in die Nacht vor den historischen Aktenstücken, neben ihm der Sohn, dem das geliebte Mädchen „bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Kostüm, immer zwischen den höchsten Gegenständen des Heiligen Römischen Reiches hin und wieder schwebte". Der Dezember 1763 und die beiden ersten Monate des folgenden Jahres verliefen unter tausenderlei Vorbereitungen. Im Goetheschen Hause zogen neue Gäste ein, der Nürnbergische Geschäftsträger, Baron von Königsthal, und ein kurpfälzischer Kavalier, die den oberen und mittleren Stock bezogen und die Familie räumlich noch weit mehr beschränkten als ehemals der Graf Thoranc. Für Wolfgang ein herrlicher Vorwand, recht oft

außer Hause zu sein! Die Ankunft der einzelnen Botschafter, Gesandten und Standespersonen, die mit großem Gefolge erschienen, und unter denen sich manche geschichtlich merkwürdige Persönlichkeit, wie der Baron von Erthal, nachmaliger Kurfürst von Mainz, der böhmische Gesandte Fürst Esterhazy, und der wegen seiner Schneidigkeit bekannte brandenburgische Gesandte Baron von Plotho, befand, bot viel Sehenswertes. Ein noch herrlicheres Schauspiel gewährte der Einzug des Kurfürsten von Mainz. Unter der zuschauenden Menge befand sich ein Mann, der später noch oft mit Goethe in Berührung kommen sollte: der Dichter und Prophet Johann Caspar Lavater, an jenem Tage gerade auf der Rückreise von Berlin nach Zürich begriffen. Er sah sich den pomphaften Aufzug freilich mit anderen Augen an, prägte sich die Einzelheiten jedoch nicht minder sorgsam ein als der junge Goethe und verwertete die damals empfangenen Eindrücke im 19. Gesange seines „Jesus Messias", wo er den Einzug des Antichrist dem Einzuge des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nachbildete.

Wolfgang war in der glücklichen Lage, die aus den Krönungsdiarien geschöpfte Weisheit bald wieder verwerten zu können. Gretchen zeigte sich lernbegierig und ließ sich von ihrem jungen Verehrer die Geschehnisse jener Tage erklären, was dieser um so lieber tat, als das Mädchen ihn durch ihre Aufmerksamkeit höchlichst ermunterte und seiner Gelehrsamkeit ihre bewundernde Anerkennung nicht vorenthielt. Indessen nahmen die Vorbereitungen zur Wahl ihren Fortgang. Zu Kur-Mainz gesellten sich auch „Kur-Trier und Kur-Köln in Person"; die Bürgerschaft leistete auf dem Römerplatz den Sicherheitseid zur Aufrechterhaltung unverbrüchlicher Ruhe, die Fremden, soweit sie nicht zum Gefolge der Fürsten und Standesherren gehörten, wurden aus der Stadt gewiesen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt, und so konnte der wichtige Akt der Wahl vor sich gehen. Die Kurfürsten im Hermelin, die Gesandten in spanischer Tracht mit

Federhüten begaben sich auf prächtig geputzten Pferden zum Dom, und nach langen Zeremonien wurde Joseph II. zum römischen König ausgerufen. Die Stadt gab sich einem unbeschreiblichen Jubel hin; der Magistrat, die Kurfürsten und Wahlbotschafter zogen dem Neuerwählten entgegen, der sich mit seinem Vater, Franz I., Frankfurt näherte. Der Pomp, der in den zur Begrüßung errichteten Prunkzelten und während des Einzugs der Herrscher entfaltet wurde, übertraf alles bis dahin Gesehene. Am 3. April fand die Krönung statt. Wolfgang sah von einem der oberen Stockwerke des Römers die Reichskleinodien zum Dom überführen, den Kaiser und den König in spanischer Tracht unter dem von Schöffen und Ratsherren getragenen Baldachin vorüberreiten und nach der Feierlichkeit im Hausornat aus purpurfarbner Seide, das über und über mit Juwelen besetzt war, mit Krone, Zepter und Reichsapfel belastet, über die mit Stoff bezogene hölzerne Brücke zu Fuße zum Römer zurückkehren, von dessen Balkon aus sie sich dem begeisterten Volke zeigten. Dann walteten auf dem Römerplatze der Erbmarschall, der Erbkämmerer, der Erbtruchseß, der Erbschenk und der Erbschatzmeister ihres Amtes, nahmen symbolische Handlungen vor und gaben darauf die dabei verwandten Vorräte an Hafer, den gebratenen Ochsen, den Springbrunnen voll Weins und zwei Beutel mit Gold- und Silbermünzen dem Volke preis. Die Majestäten zogen sich in den großen Römersaal zurück, um, von vierundvierzig Grafen bedient, in Gesellschaft der Kurfürsten das Mahl einzunehmen. Auch hier fand Wolfgang wieder Einlaß. Ein pfälzischer Hausoffiziant schmuggelte den hübschen, vornehm gekleideten Knaben in den Saal, indem er ihm eine silberne Schüssel zu tragen gab. Mit einer prächtigen Illumination erreichte der ereignisreiche Tag seinen Abschluß und für Wolfgang zugleich seinen Höhepunkt, denn unter dem Schutze der Dunkelheit durfte er Arm in Arm mit dem geliebten Mädchen die Straßen durchwandern und in der allge-

meinen Festfreude seines eigenen heimlichen Glückes froh werden. Und als dann beim Abschied Gretchen ihm einen Kuß auf die Stirn drückte, glaubte er sich auf dem Gipfel irdischer Seligkeit angelangt. Aber nur zu bald sollte er aus seinem Traume aufgeschreckt werden.

Am nächsten Morgen erschien die Mutter verstört und ängstlich an seinem Bett. Sie hieß ihn aufstehen und sich auf etwas Unangenehmes gefaßt machen. Es sei herausgekommen, daß er schlechte Gesellschaft besucht und sich in die schlimmsten Händel verwickelt habe. Der Rat Schneider — der Klopstockverehrer — sei vom Vater und der Obrigkeit mit der Untersuchung der Angelegenheit betraut worden und werde gleich erscheinen. Schneider kam und begann ein peinliches Verhör. Er ging von der Tatsache aus, daß Wolfgang einen jungen Mann, den er in der Gesellschaft von Gretchens Bekannten getroffen hatte, dem Großvater für ein städtisches Amt empfohlen und seine Anstellung durchgesetzt habe. Dieser Mensch hatte sich mit einigen Freunden in allerlei unsaubere Unternehmungen: Urkundenfälschungen und ähnliches eingelassen, und man glaubte, einer sehr gefährlichen Gesellschaft auf der Spur zu sein. Wolfgang leugnete anfangs alles, in der Hoffnung, die Freunde und namentlich Gretchen zu retten, als ihm Schneider jedoch das Haus nannte, worin die Zusammenkünfte stattgefunden hatten, legte er ein umfassendes Geständnis ab. Nun kamen für den Knaben böse Tage; er regte sich seelisch und körperlich so sehr auf, daß er in eine Krankheit verfiel, von der er sich nur langsam wieder erholte. Man hatte, um ihn zu pflegen und zu beaufsichtigen, einen jungen Erzieher ins Haus genommen, der ihn nach und nach auf andere Gedanken brachte und ihm namentlich durch Mitteilung von Gretchens Aussagen über ihr Verhältnis zu ihm von seiner Leidenschaft für das Mädchen heilte. Sie hatte gestanden, daß sie den Knaben oft und gern gesehen, aber immer als ein Kind betrachtet habe, und daß ihre Neigung durchaus schwesterlich gewesen sei. Ihre

Unschuld war übrigens erwiesen. Trotzdem mußte sie, wohl auf die Veranlassung des Herrn Rats, Frankfurt verlassen.

Wolfgang suchte und fand in der Beschäftigung mit der Natur und zeichnerischen Übungen, wie auch später in ähnlichen Lagen, Zerstreuung und Heilung seiner Herzenswunde. Spaziergänge, anfangs auf die nächste Umgebung der Stadt beschränkt, wurden immer weiter ausgedehnt; auf einem mehrtägigen Ausfluge wurden die Taunusbäder und der Rheingau besucht. Der Vater sammelte die mitgebrachten Skizzenblätter des Sohnes, umzog die Darstellungen sauber mit Linien und nötigte ihn, das allzu flüchtig Hingeworfene bis zu einer gewissen Vollendung auszuführen. Noch mehr vielleicht als diese Tätigkeit tröstete den Genesenden die Schwester Cornelia, die mit grenzenloser Liebe an ihm hing, seine Neigungen teilte und ihn in den kleinen Kreis von Altersgenossen zog, worin sie zu verkehren pflegte. Vielleicht ist es hier am Platze, des eigenartigen, äußerlich so kalten und dabei so warm empfindenden Mädchens mit einigen Worten zu gedenken.

„Sie war groß," so schreibt ihr Bruder, „wohl- und zartgebaut und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichtes, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgendeine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohnegleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen."

Für den Mangel an Liebe entschädigte das hochbegabte Mädchen einigermaßen das unbegrenzte Vertrauen ihrer

Freundinnen und die warme Zuneigung ihres Bruders. Mit ihm zusammen wuchs sie auf, sie war die Gefährtin seiner Studien und Spiele, sie begleitete ihn bei seinen Entdeckungsfahrten durch das alte Frankfurt, sie stand an seiner Seite, wenn er von der Galerie der Stadtmauer aus „in die häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zustände mehrerer tausend Menschen" schaute, sie arbeitete mit ihm im väterlichen Garten vor dem Friedberger Tore und freute sich mit ihm der allgemeinen Lust bei der Weinlese, wenn in der Mainebene und von den Hügeln allerorts Böllerschüsse ertönten und Raketen zum nächtlichen Himmel emporstiegen.

Obgleich sie für die Ehe nicht geschaffen schien – Goethe sagte später einmal zu Eckermann, sie wäre als Äbtissin eines Klosters recht eigentlich an ihrem Platze gewesen –, heiratete sie im Jahre 1773 einen Freund ihres Bruders, den wackern Georg Schlosser, und starb nach kaum vierjähriger unglücklicher Ehe bereits im Jahre 1777. Das Leben hatte ihr wenig Freuden geboten; ihr fehlten Glaube, Liebe, Hoffnung, und darauf beruhte, wie Karl Heinemann in seinem schönen Buche über die Frau Rat treffend bemerkt, auch die große Kluft, die sie von der Mutter trennte.

Wir haben bei der Kindheit und den Knabenjahren Goethes, bei den Personen, die seine erste Jugend bewachten und umgaben, eigentlich länger verweilt, als der beschränkte Raum dieses kleinen Buches erlaubt. Wer aber an sich selbst erfahren hat, welche Bedeutung die frühesten Jugendeindrücke für unsere spätere Weltanschauung, unseren Charakter und unsere Neigungen haben, dem wird es nicht unwillkommen gewesen sein. Kann doch der aufmerksame Beobachter in allen den an sich so geringfügigen Ereignissen der Frankfurter Zeit, in all jenen zufälligen Anregungen, den Anlaß und Keim oder doch vorbildliche Erscheinungen wesentlicher Teile des unerschöpflichen Schatzes an Lebensweisheit und Poesie erkennen, der in Goethes Werken auf uns gekommen ist.

2. Die Universitätsjahre
(1765—1771)

Körperlich und seelisch war Wolfgang zwar genesen, aber der unglückliche Ausgang der Episode mit Gretchen hatte ihm die Vaterstadt verleidet und ihm die unbefangene stolze Freude geraubt, mit der er bis jetzt die heimatlichen Verhältnisse betrachtet hatte. Frankfurt war ihm zu eng geworden, die ehrwürdigen Mauern und Türme bedrängten ihn, sogar die Verfassung der freien Reichsstadt, einst ein Gegenstand seiner Bewunderung und seines Stolzes, hielt vor den kritisch gewordenen Blicken des jungen Pessimisten nicht mehr stand. Die Aussicht, in dieser Stadt, umbrandet vom kleinlichen Hader der Parteien, als ehrsamer Advokat oder Beamter dereinst seine Tage verbringen und den ihm vom Vater vorgezeichneten Lebensweg in behäbig-solider Weise zurücklegen zu müssen, flößte dem Sechzehnjährigen Grausen ein.

Er sann darüber nach, wie er das Joch abschütteln und seine Zukunft den eigenen Neigungen gemäß gestalten könne. Nach dem Wunsche des Herrn Rats sollte Wolfgang zum Herbste 1765 eine Universität beziehen. Er begrüßte diesen Plan als den ersten Schritt zu der erhofften Befreiung. Von Göttingen, das damals reich an bedeutenden Vertretern der historischen und philologischen Fächer war und deshalb auf den Jüngling eine gewaltige Anziehungskraft ausübte, mochte der Vater nichts wissen, vielleicht weil er die Absichten des Sohnes durchschaute. Er hatte Leipzig im Auge, weil er dort selbst studiert hatte, und das er möglicherweise noch immer nach den Verhältnissen beurteilte, die ihm aus jener Zeit im Gedächtnis geblieben waren. Die Gefügigkeit, mit der Wolfgang auf seine Pläne einging, mußte dem Herrn Rat ebenso erfreulich als überraschend erscheinen, allein sie hatte ihren guten Grund in Leipzigs Bedeutung als Hochburg der neuen deutschen Literatur. Von einer Stadt,

die einen Gottsched, einen Gellert, einen Ernesti und einen Morus beherbergte, ließ sich für einen jungen Mann von ernsten, schöngeistigen Bestrebungen das Allerbeste erhoffen. Zum Schein wollte er natürlich auch rechtswissenschaftliche Vorlesungen hören, aber nur, um sich desto ungestörter den philologischen und literarischen Studien widmen zu können. Nur die Schwester wurde in diese Absichten eingeweiht und, als sie über die Kühnheit des Bruders erschrak, mit dem Versprechen getröstet, daß er sie später nachholen und an seinem Glücke teilnehmen lassen werde. So kam denn Michaeli, der Termin der Abreise, heran. Es traf sich günstig, daß man in dem Buchhändler-Ehepaare Fleischer, das ebenfalls nach Leipzig zu fahren gedachte, Reisebegleiter für Wolfgang fand, und so konnte er, der in der großen Welt noch recht unbekannt war, mit doppelt leichtem Herzen die Vaterstadt verlassen. Die Witterung war bereits sehr herbstlich; anhaltende Regengüsse hatten die Wege aufgeweicht und erschwerten den Reisenden das Vorwärtskommen. Bei Gelnhausen bot sich dem jungen Naturfreunde der Anblick eines seltsamen Phänomens, wie er glaubte, einer Versammlung von Irrlichtern oder phosphoreszierenden Geschöpfen, in Thüringen blieb nachts der Wagen im Morast stecken, und bei den Bemühungen, ihn wieder flott zu machen, holte sich Goethe eine Zerrung der Brustbänder, die ihm noch nach Jahren zeitweilig Schmerzen verursachte. So langte er nach sechstägiger Fahrt und mancherlei Abenteuern in Leipzig an, wo gerade die Herbstmesse begonnen hatte.

Die Stadt zeichnete sich, obwohl sie damals nur 35000 Einwohner zählte und wie Frankfurt noch mit Mauer, Gräben und Basteien umgeben war, durch einen großstädtischen Charakter aus. Ihre Beziehungen zu Polen, ihre Handelsverbindungen mit England, Frankreich, Rußland und dem Orient gaben dem Leipziger Leben ein internationales Gepräge, das namentlich zur Meßzeit in auffallender Weise hervortrat. Die Bevölkerung galt für hervorragend gesittet und gebildet, aber auch für ver-

gnügungssüchtig und leichtsinnig. Die Bezeichnung „Klein-Paris", die Goethe einmal im „Faust" gebraucht, war damals in Leipzig längst gang und gäbe. Als der junge Studiosus eintraf, waren Markt und Straßen mit Verkaufsbuden verbaut, in denen er manche Bekannte von den Frankfurter Messen her wiederfand. Erst als er die Stadt in ihrem gewöhnlichen Zustande sah, fiel ihm die Breite der Straßen und die großartige Architektur der in vornehmem Barockstil erbauten geräumigen Häuser auf, die ihm „ungeheuer" erschienen, und mit ihren großen, auf den Marktverkehr berechneten Höfen, „Burgen und Halbstädten ähnlich", von „Handelstätigkeit, Wohlhabenheit und Reichtum" zeugten.

In einem solchen Hofe nahm Wolfgang seine Wohnung. Es war die „Feuerkugel" zwischen dem Alten und Neuen Neumarkt, d. h. nach heutiger Bezeichnung zwischen Universitätsstraße und Neumarkt. Auf demselben Hofe hatte zehn Jahre zuvor Lessing gewohnt.

Im Gegensatze zu anderen Universitäten machte das „galante" Leipzig seinen Einfluß auch auf die akademischen Bürger geltend. Wer in Halle und Jena sein Mögliches in der Betätigung körperlicher Gewandtheit und roher Gesinnung geleistet und seinen Lebensanschauungen mit Degen und Hetzpeitsche Geltung verschafft hatte, wandelte sich in „Klein-Paris" zum eleganten Stutzer um, erschien, den Hut unter dem Arme, in betreßtem Rocke, mit Schuhen und Strümpfen auf der Promenade, führte mit den Damen empfindsame Gespräche und drechselte französische Phrasen.

Hofrat Böhme, an den Goethe ein Empfehlungsschreiben mitbrachte, empfing ihn mit großer Freundlichkeit und stellte ihn seiner Gattin vor. Er war Professor der Geschichte und des Staatsrechts, dabei ein entschiedener Gegner aller philologischen und schönwissenschaftlichen Bestrebungen. Der junge Literaturfreund, der hiervon keine Ahnung hatte, glaubte dem würdigen Manne volles Vertrauen schenken zu können und weihte ihn — vorsichtiger-

weise erst, nachdem der Buchhändler Fleischer wieder abgereist war — in seine Pläne ein. Wie zu erwarten stand, geriet der für seine Rechtswissenschaft aufrichtig begeisterte Mann in gerechte Entrüstung, schalt weidlich auf Poesie und Poeten und wies seinem Schutzbefohlenen mit großer Beredsamkeit nach, daß der bequemste Weg zur Kenntnis des klassischen Altertums durch die Rechtsgeschichte führe. Der junge Schwärmer, der so gern auf das blaue Meer der schönen Wissenschaften hinausgesteuert wäre, mußte vor den triftigen Gründen des polternden Hofrats und seiner sanften Gattin die Segel streichen, setzte aber durch, daß ihm der Besuch von Gellerts Kolleg über Literaturgeschichte und seines „Praktikums" gestattet wurde. Die juristischen Studien wurden mit den besten Vorsätzen aufgenommen, auch die philosophischen Vorlesungen mit Eifer besucht. Aber nur zu bald verlor der Herr Studiosus den Geschmack an diesen Dingen, ließ sich durch die auf dem Thomasplane feilgebotenen warmen „Kräpfel" vom pünktlichen Besuche der Kollegien abhalten und zeichnete aus Langerweile die im Staatsrechte aufgeführten Gerichtspersonen mit seltsamen Perücken an den Rand seines Heftes.

Frau Hofrat Böhme, eine feine, kränkliche Dame, die übrigens bald ihrem Leiden erlag, hielt es für ihre Pflicht, den jungen, noch etwas knabenhaften Frankfurter, dessen derbe, mit allerlei Kraft- und Kernworten gespickte Redeweise ihre zarten Ohren verletzte, auch in gesellschaftlicher Hinsicht zu erziehen. Sie besserte an seiner Sprache herum, munterte ihn zum Kartenspiel auf, ohne das nach ihrer Ansicht ein Verkehr in vornehmen Kreisen undenkbar war, und machte ihn auf seine etwas wunderliche Kleidung aufmerksam, die wegen ihres altmodischen Schnittes den Träger freilich öfters zur Zielscheibe der allgemeinen Heiterkeit gemacht hatte. Die von Frankfurt mitgebrachte Garderobe war nämlich aus den ungeschickten Händen eines Bedienten hervorgegangen, den der Herr Rat, um ihn vor Müßiggang zu bewahren, mit der Anfertigung

von Kleidern betraute, und der sich ohne Kenntnis der höheren Zuschneidekunst an den vortrefflichen Aachener Stoffen versündigte, die der sparsame Hausherr in großen Mengen auf der Messe einzukaufen pflegte. Die Neckereien der Leipziger Damen und vor allem der Hofrätin veranlaßten Wolfgang nun wirklich, den Inhalt seines Kleiderschrankes gegen eine kleine Anzahl modischer Garderobestücke umzutauschen.

Nachdem Frau Böhme dergestalt den äußeren Goethe nach ihrem Geschmacke umgewandelt hatte, wandte sie ihre Sorgfalt auch dem inneren zu, verleidete ihm durch ihre beredte Kritik seine Lieblingsdichter, deren Verse er ihr aus dem Gedächtnis vordeklamierte, und fällte auch über seine eigenen Poesien, die er, vorsichtigerweise ohne sich zur Autorschaft zu bekennen, gelegentlich zum besten gab, ein absprechendes Urteil. Bei Professor Morus, dem verständnisvollen Kenner der alten Literatur, erging es ihm nicht besser. Aber selbst Gellert, der seine Studenten im „Praktikum" deutsche Aufsätze anfertigen ließ und auf die Verbesserung des Stiles hinzuwirken strebte, verhielt sich gegen alle poetischen Versuche durchaus ablehnend. Den Wert seiner eigenen Dichtungen, die in ihrem Hin- und Herschwanken zwischen Frömmigkeit und Leichtfertigkeit dem Geschmacke der Zeit entgegenkamen, wagte freilich noch niemand zu verdächtigen, aber seine alljährlich wiederholte Vorlesung über Moral wurde bereits von manchen zum Gegenstande ernster Kritik gemacht oder gar lediglich, wie wir heute sagen würden, zum Ulk besucht.

Die letzte Hoffnung für den angehenden Poeten war Professor Clodius, der offizielle Gelegenheitsdichter bei feierlichen Anlässen. Aber nur zu bald erkannte Goethe, daß er auch von diesem nichts zu erwarten habe. Ja, der schwülstige Stil seiner mit klingenden Fremdwörtern gespickten Oden reizte den Schüler zu einer Travestie, einem Gedicht an den bei der studierenden Jugend damals sehr beliebten Kuchenbäcker Händel, das mit Blei-

ſtift an die Wand ſeines Hauſes geſchrieben und, ſpäter von Horn, einem Freunde Goethes, um einige Verſe vermehrt, handſchriftlich weite Verbreitung fand und ſowohl in Leipzig wie in Dresden viel böſes Blut ſetzte.

Gottſched, im dritten und vierten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts der unumſchränkte Diktator des literariſchen Deutſchlands, war längſt von ſeiner Höhe hinabgedrängt worden und wurde nicht mehr ernſt genommen. Daß Friedrich der Große ihn noch im Jahre 1757 als den „ſächſiſchen Schwan" beſang, beweiſt nur, wie köſtlich unbefangen der ſonſt beinahe allwiſſende Monarch der deutſchen Literatur gegenüberſtand. Aber immerhin galt Gottſched noch für eine Leipziger Sehenswürdigkeit, und ſchöngeiſtige Fremde verſäumten ſelten, ihn in ſeiner Wohnung im „Goldenen Bären", die ihm die Breitkopfſche Verlagsbuchhandlung in dankbarer Anerkennung ſeiner früheren Leiſtungen zum Aufenthalt angewieſen hatte, zu beſuchen. Als Johann Georg Schloſſer, Goethes Landsmann und nachmaliger Schwager, Leipzig paſſierte, wollte auch er den Verfaſſer des „Sterbenden Cato" kennenlernen und machte ihm in Begleitung des jungen Studenten ſeine Aufwartung. So ſtanden denn der letzte Vertreter teutſcher Poeterei Opitzſchen Angedenkens und der ſeiner Beſtimmung noch unbewußte geiſtige Herold einer neuen Zeit einander gegenüber. Die Begegnung war ſcherzhaft genug: Der Mann, der den Hanswurſt, die alte, etwas anrüchig gewordene Stereotypfigur der deutſchen Bühne, ſein Lebenlang bekämpfte, hatte das Unglück, ſich ſeinem glücklicheren Nachfolger auf dem Throne der Literatur in einer recht hanswurſtmäßigen Rolle vorzuſtellen. Er erſchien in gründamaſtnem, rotgefüttertem Schlafrock, „das ungeheure Haupt kahl und ohne Bedeckung. Der Bediente ſprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand herein und reichte den Hauptſchmuck ſeinem Herrn mit erſchrockener Gebärde. Gottſched, ohne den mindeſten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des

Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Tür hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater die Besucher ganz gravitätisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte."

Um dieselbe Zeit hatte sich der Fünfundsechzigjährige zum zweiten Male verheiratet, und zwar mit einer neunzehnjährigen „Jungfer Oberstleutnantin", wie Goethe einem Freunde schreibt. Nur ein einziges Jahr des jungen Eheglückes war ihm beschieden, er starb am 12. Dezember 1766.

Das literarische Schaffen, das mit Goethes Leipziger Zeit zusammenfiel oder seine Wirkung damals noch geltend machte, weist kein Werk von selbständigem poetischen Wert auf. Seine Bedeutung liegt mehr in der Ablehnung des Bestehenden, die sich als Satire und als Kritik äußert. Die hervorragendsten Vertreter der ersteren sind der derbkomische Friedrich Wilhelm Zachariä, der gemütlich heitere Gottlieb Wilhelm Rabener und der witzige Christian Ludwig Liskow, die der letzteren Gottsched und sein Gegner Johann Jakob Breitinger. Man mag über diese einst vielgenannten Autoren denken, wie man will, Tatsache ist, daß sie in den Ländern deutscher Zunge die schlummernden Geister geweckt und so dem vollgewichtigen Saatkorn der klassischen Literaturperiode den Boden bereitet haben.

Man wird leicht verstehen, daß die literarischen Zustände des damaligen Leipzigs, die allgemeine Uneinigkeit in Sachen des Geschmacks und der überall fühlbare Mangel eines künstlerischen Maßstabs dem jungen Studenten die Lust an poetischem Schaffen zu Anfang völlig benahmen und ihn sogar veranlaßten, seine fertigen und unfertigen Dichtungen, Skizzen und Entwürfe, deren er ein stattliches Paket von Hause mitgebracht hatte, den Flammen zu überliefern. In dieser Zeit, wo ihn die

aus Neigung erwählten philologischen und philosophischen Fächer ebensowenig befriedigten wie sein juristisches Brotstudium, mußte er es als ein Glück betrachten, daß ihm die aus Medizinern bestehende Tischgesellschaft im Hause des Hofrats Ludwig eine fremde Welt, die der Naturwissenschaften, erschloß. In diesem Kreise hörte er die Namen Haller, Linné und Buffon „mit großer Verehrung nennen", und hier erwachte in dem Sechzehnjährigen das tiefe Interesse für Anatomie und Botanik, das ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verließ, und das ihn recht eigentlich zum Sohne einer neuen Zeit, zum Bürger unseres naturforschenden Jahrhunderts gestempelt hat.

Dieser anregenden Tafelrunde scheint Goethe kaum ein halbes Jahr lang angehört zu haben. Die Ankunft Schlossers veranlaßte ihn, den Mittagstisch bei Professor Ludwig aufzugeben und sich der kleinen Gesellschaft anzuschließen, die im „Goldnen Apfel", dem Hause des Weinhändlers Schönkopf auf dem Brühl, ihre Mahlzeiten einnahm. Von Mitgliedern dieses Kreises nennt Goethe außer einigen Livländern den nachmaligen Leipziger Bürgermeister Hermann, den Hofrat Pfeil, den Bruder des Dichters Zacharia und den Redakteur Krebel, alles „gesittete, heitre und freundliche Menschen", deren Unterhaltung sich meist um ästhetische und literarische Gegenstände drehte. Zu den Abendgesellschaften pflegten sich auch andere Freunde der Schönkopfschen Familie einzustellen, so Johann Georg Häser, der Vater der berühmten Sängerin, ein Kaufmann Obermann mit zwei Töchtern, der Musiker Löhlein, die Buchhändler Reich und Junius, die Familie Breitkopf und der Kupferstecher Stock. Was Goethe auch nach Schlossers Abreise noch in Schönkopfs Hause fesselte, war des Wirtes liebliche Tochter Anna Katharina (gewöhnlich Käthchen, in „Dichtung und Wahrheit" Annchen genannt). Sie war am 22. August 1746 geboren, also drei Jahre älter als ihr junger Verehrer, von mittlerer Größe, schönem Wuchs und frischem, vollem Gesicht. Aus ihren braunen Augen sprach ein aufgeweckter Geist und

ein einfaches Gemüt. Die Liebe, die Goethe dem Mädchen entgegenbrachte, fand Erwiderung. Man musizierte zusammen; der kleine Bruder Peter, der schon früh ein seltenes musikalisches Talent verriet, spielte Klavier, Käthchen sang, und Goethe blies die Flöte. Er las auch vor, Fremdes und Eigenes, und besonders für dieses zeigte die Geliebte lebhaftes Verständnis. Sogar Theateraufführungen wurden veranstaltet; man wagte sich an Lessings „Minna". Bei diesen Aufführungen waren der gute Wille und das aus solchen Bemühungen entspringende Vergnügen jedenfalls bedeutender als die Leistungen der Schauspieler.

In dieser Zeit der jungen Liebesseligkeit, die durch das Auftauchen eines ziemlich ungefährlichen Nebenbuhlers noch eine Steigerung erfuhr, erwachte bei Goethe der Drang, seine Gefühle in poetischer Form zu äußern, aufs neue. Aber er wandte sich nun von der Ode, die dem jungen Klopstockverehrer einst als die vollkommenste Dichtungsart erschienen war, ab und ließ, dem Modegeschmacke folgend, seinem Welterfahrung und Überlegenheit heuchelnden, meist recht leichtfertigen Witz in tändelnden anakreontischen Liedern die Zügel schießen. Die Blütengabe dieses frühen Liebesfrühlings ist eine kleine Sammlung von Gedichten, die der junge Poet der Geliebten zu Ehren das „Buch Annette" nannte, und die der Nachwelt verloren zu sein schien, bis man sie 1894 im Nachlasse des Fräuleins von Göchhausen wiederentdeckte. Sie enthält außer einem Widmungsgedicht und einem Epilog elf größere und sechs kleinere Gedichte, die sich von den vielen Erzeugnissen der Anakreontik jener Tage durch nichts unterscheiden. Zwanzig andere, zum Teil erst nach Goethes Heimkehr in die Vaterstadt entstandene Poesien erschienen 1770 unter dem Titel „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" im Druck.

Käthchens Liebe war nicht von jener heißen Leidenschaftlichkeit wie die seinige, sie begegnete ihm mit stets gleicher Heiterkeit und Ruhe und freute sich, den hübschen

jungen Poeten zu ihren Füßen zu sehen. Er sandte ihr Halstuch, Fächer und „selbstgemalte" Schuhe, wie er Friederike Brion später mit einem selbstgemalten Seidenband beschenkte. Aber bald befiel ihn „eine böse Sucht, aus der Quälerei der Geliebten", wie er selbst gesteht, „eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit des Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen". Er plagte sie mit Eifersüchteleien der schlimmsten Art, die Käthchen um so schmerzlicher berührten, als sie sich nicht bewußt war, ihm jemals Veranlassung dazu gegeben zu haben, und sich immer bemüht hatte, ihm liebevoll zu begegnen und ihn mit Aufmerksamkeiten zu überschütten. Nun kam es zwischen den jungen Leuten zu heftigen Szenen. Seine Unliebenswürdigkeit hatte ihm des Mädchens Herz entfremdet, und als sich endlich heftige Reue bei ihm einstellte, war es zu spät. Die Rolle, die bis dahin Käthchen gespielt hatte, übernahm er jetzt selbst. Er suchte der Geliebten jeden Wunsch an den Augen abzulesen und verlor niemals die Hoffnung, sie wiederzugewinnen. In dieser Lage machte er seinem Herzen durch eine kleine dramatische Arbeit Luft. Er schrieb „zu einer quälenden und belehrenden Buße" das kleine Schäferspiel in Versen „Die Laune des Verliebten", bei welchem er sich selbst in die Rolle des Eridon und Käthchen in die der Amine versetzt dachte. Die Verse dieses Stückes sind glatt und leicht und offenbar unter dem Einfluß eines überströmenden Gefühls schnell niedergeschrieben. Die dramatische Form des Schäferspiels war zu jener Zeit in Leipzig äußerst beliebt; was Goethes kleine Arbeit jedoch vor den zahllosen ähnlichen Schöpfungen auszeichnet, ist der Umstand, daß seinem Stück ein wirkliches Erlebnis zugrunde liegt. Hier verrät sich schon seine Eigenart, die ihm sein Lebenlang treu geblieben ist und ihm für alle Zeiten eine Sonderstellung in der Literatur sichert. Die Bekanntschaft mit seinem Leben bietet uns den Schlüssel zu seinen Werken.

Ein zweites dramatisches Werk, dessen Entstehung in

die Leipziger Zeit fällt, sind „Die Mitschuldigen". Auch diesem Stücke liegen, wie Goethe später selbst bekennt, eigene Lebenserfahrungen zugrunde, die freilich bis zu den letzten Frankfurter Jahren zurückzudatieren sind. Er hatte „zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminiert ist". Die Grundidee des kleinen Dramas, daß nämlich die vier Hauptpersonen des Stückes sich gegenseitig beim Sündigen ertappen und infolgedessen „alle ungehangen" bleiben, ist an sich gar nicht so übel, aber die Art, wie der Dichter aus diesem an sich durchaus unerquicklichen Stoff ein Lustspiel zu machen versucht und die stellenweise recht bedenklichen Leichtfertigkeiten nach Gellertscher Art mit Moral verbrämt, beeinträchtigt die Wirkung so sehr, daß es dem Leser schwer fallen muß, die in der vortrefflichen Charakteristik der Personen und der natürlichen Verwicklung und Auflösung bestehenden Vorzüge der Arbeit anzuerkennen.

Aus Goethes Leipziger Briefen an die Schwester geht hervor, wie lebhaft ihn während jener Zeit poetische Entwürfe aller Art beschäftigten. Er las sogar Shakespeare, um ihn auf seine Brauchbarkeit als dramatisches Vorbild zu prüfen, allerdings vorläufig ergebnislos. Das volle Verständnis für den großen Briten sollte ihm erst Herder erschließen.

Die Entfremdung der Geliebten mochte dem jungen Studenten übrigens das Schönkopfsche Haus etwas verleiden. Wir finden ihn kurze Zeit nachher in lebhaftem Verkehre mit einer Reihe von Leuten, die sich zum Teil vorübergehend in Leipzig aufhielten. Vor allem war es E. W. Behrisch, der Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, an den sich Goethe eng anschloß. Dieser sonderbare Kauz, der stets elegant gekleidet, den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arme, erschien, kannte kein größeres Vergnügen, „als sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen". Wochen brachte er damit zu, diejenigen von Goethes poetischen Erzeugnissen, die bis zu einem

gewissen Grade seinen Beifall fanden, mit Rabenfedern und Tusche auf echt holländisches Papier zu schreiben, wobei er sich der höchsten Zierlichkeit in Schrift und Vignetten bediente. Er verfolgte dabei heilsame erzieherische Absichten, wollte seinen jungen Freund, der noch aller Ordnung abhold war, daran gewöhnen, auch auf scheinbar nebensächliche Dinge, wie Handschrift und einheitliche Rechtschreibung, Sorgfalt zu verwenden, und ihn zugleich vor einer voreiligen Drucklegung seiner noch unreifen Geisteskinder zurückhalten. Auch die uns erhalten gebliebene Abschrift des „Buches Annette" verdanken wir seiner Hand. Überhaupt verstand er, mit seiner kühlen, jedoch niemals verletzenden Kritik den günstigsten Einfluß auf den jungen Brausekopf auszuüben. Behrisch kam später nach Dessau, wo er als Erzieher des Erbprinzen sein Glück begründete, seine Beziehungen zu Goethe aufrecht erhielt und im Jahre 1809 als anhaltischer Hofrat starb. Nach der dortigen Überlieferung hat er eine seiner kunstvollen Abschriften Goethescher Gedichte mit ins Grab genommen.

Fast ebenso bedeutungsvoll wie die mannigfachen literarischen und gesellschaftlichen Anregungen, die Leipzig dem jungen Studenten bot, war für ihn auch das Kunstleben in allen seinen Zweigen. Unter Adam Friedrich Oesers Leitung nahm er die schon in Frankfurt betriebenen zeichnerischen Übungen wieder auf, besuchte regelmäßig die unter Oesers Direktion stehende Kunstakademie in der Pleißenburg und skizzierte während der wärmeren Jahreszeit „manch' altes Weidicht an der Pleiße". Oeser stand zu jener Zeit als Künstler in hohem Ansehen. Sein Entwurf zum Vorhange des damals neuerbauten Theaters wurde ebenso angestaunt wie seine Illustrationen zu Wielands Schriften. Seine Kunst, die wir heute kaum noch gelten lassen können, hat Goethe sehr treffend gekennzeichnet, wenn er schreibt: „Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu sagen, Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, seine Kinder

naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber doch immer nebulistischen und zugleich abbrevierenden Manier meistenteils das Ansehen von Lazzaroni erhielten." Desto erstaunlicher ist es, daß dieser im Grunde genommen kraft- und saftlose Künstler als Theoretiker der Kunst seiner Zeit weit voraus war und in dieser Hinsicht großen Einfluß auf seine Schüler ausübte. Mit seinen auch auf die Neugestaltung des Kunstgewerbes gerichteten Bestrebungen mutet er uns fast modern an, ein entschiedener Feind des Barock und Rokoko erscheint er bereits ein Vorfechter des Empirestils, lange bevor dessen erlauchter Pate das Licht der Welt erblickt hatte.

Er lehrte seine Schüler, mit künstlerischem Blicke zu sehen, und förderte sie vor allem da, wo er ihre Absicht erkannte, sich mit der Geschichte der Kunst — einem damals völlig neuen Fache — bekannt zu machen. Er war einer der ersten, geradezu leidenschaftlichen Apostel Winckelmanns, für den er seine Begeisterung auch Goethe mitzuteilen verstand. Die Kunde, daß der gefeierte Kunstforscher aus Italien zurückkehren, einer Einladung des Fürsten von Dessau folgend, Leipzig berühren und bei Oeser vorsprechen werde, erfüllte die jungen Schwärmer mit grenzenlosem Jubel. Da traf „wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel" die Nachricht von seiner Ermordung ein. Seine Jünger waren außer sich, sie konnten damals freilich nicht ahnen, „daß sein frühzeitiger Tod die Aufmerksamkeit auf den Wert seines Lebens zu lenken" berufen war und seinen Theorien eine Verbreitung verschaffte, die sie unter gewöhnlichen Verhältnissen vermutlich niemals gefunden haben würden.

Durch Oesers Vermittlung erschlossen sich Goethe auch die Leipziger Kunstsammlungen, unter denen sich die der Herren Winkler, Huber und Kreuchauff eines berechtigten Rufes erfreuten. Mit den Besitzern kam er in Oesers Wohnung oder auf dessen Dölitzer Landsitz häufig zusammen. An der heiteren Geselligkeit nahm auch Oesers

älteste Tochter Friederike Elisabeth teil, die sich, ein Jahr älter als Goethe, seiner mit schwesterlicher Zuneigung annahm und mit ihrer neckischen Laune während der bösen Zeit des Liebesgrames seiner Stimmung häufig wiederaufhalf. Das Bedürfnis nach einem weiblichen Wesen, das ihn in solchen Lagen mit Rat und Tat zu unterstützen vermochte und sich im Notfalle nicht scheute, dem leidenschaftlichen Jünglinge gehörig den Kopf zu waschen, finden wir bei Goethe oft. Während seines Verhältnisses mit Gretchen schüttete er, wie wir gesehen haben, sein Herz der Schwester Cornelia aus. Zur Zeit, da ihn die reizende Pfarrerstochter von Sesenheim bezauberte, schrieb er zärtliche Briefe an eine Frankfurter Freundin namens Franziska, und während er in Lilli Schönemanns Banden schmachtete, stand er mit „Gustchen", der Schwester der Grafen Stolberg, in lebhaftem Briefwechsel.

Goethes Bedürfnis nach möglichst vielseitiger Ausbildung genügten die zeichnerischen Übungen und die theoretische Beschäftigung mit der Kunst nicht. Als er die Bekanntschaft des fleißigen und heiteren Kupferstechers Stock machte, der in der Mansardenwohnung des „Goldenen Bären" mit seiner Familie einige Kammern innehatte, reizte ihn die „reinliche Technik" des Radierens, sich auch in dieser Kunst zu versuchen. Stocks Töchter Minna und Doris waren damals erst acht- und sechsjährig. Die erstere ist als nachmalige Gattin von Schillers Freund Körner und Mutter des Sängers der Befreiungskriege allen Literaturfreunden bekannt, ihre jüngere Schwester hat sich als Malerin einen geachteten Namen gemacht. Von Goethes radierten Blättern haben sich einige Landschaften erhalten. Sie lassen natürlich die ungeübte Hand des Anfängers erkennen, würden aber sicherlich auch ohne den Namen Goethe die Beachtung der Kenner erregen. Nebenbei schnitt der vielseitige junge Studiosus auch in Holz. Daß neben den bildenden Künsten die darstellenden nicht vernachlässigt wurden, versteht sich von selbst. Leipzig war damals längst eine Musikstadt und entwickelte

sich gerade zur Theaterstadt. Johann Adam Hiller, der sinnige Komponist, dessen melodienreiches Singspiel „Die Jagd" sich noch bis zum Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts auf der Bühne erhalten hat, war Direktor des „Großen Konzerts", das vierundzwanzigmal in jedem Winter in den „Drei Schwanen" auf dem Brühl stattfand. Hier wirkten als Sängerinnen die klassisch schöne Corona Schröter, die am 14. Januar 1751 zu Guben in der Niederlausitz geborene älteste Tochter des „königl. polnischen und kurfürstl. sächsischen bei dem löbl. Graf Brühlschen Regiment bestallten Hautboisten" Johann Friedrich Schröter, und die durch bedeutende Stimmittel ausgezeichnete, am 23. Februar 1749 geborene Elisabeth Schmehling, die später als Primadonna der Hofoper zu Potsdam den Musiker Mara heiratete. Beide Künstlerinnen begeisterten den achtzehnjährigen Studenten im Hasseschen Oratorium „Santa Elena al Calvario", wie es scheint, in gleichem Maße. „Bei der einen", schreibt er in ‚Dichtung und Wahrheit', „kam die Kunstliebe, bei der andern das Gemüt in Betrachtung." Wenn er von Corona spricht, ist er „hochentzückt über ihre schöne Gestalt, ihr vollkommen sittliches Betragen und ihren ernsten, anmutigen Vortrag." Beide begeisterten ihn zu Versen. Um Coronens persönliche Bekanntschaft zu machen, suchte er Verkehr in Hillers Familie, mit der das schöne Mädchen eng befreundet war. Auch im Breitkopfschen Hause begegnete er ihr, und die gemeinsame Teilnahme an theatralischen Aufführungen scheint die jungen Leute einander nähergebracht zu haben. Zu den wärmeren Verehrern Coronens gehörten der nachmalige regierende Bürgermeister Carl Wilhelm Müller, der Schöpfer der eigentlichen Gewandhauskonzerte und der städtischen Promenaden, später auch der bekannte Komponist Johann Friedrich Reichardt und Christian Gottfried Körner, der Vater des Dichters. Aber Corona war nicht nur marmorschön, sondern auch marmorkalt.

Für das Theater brach zufälligerweise gerade mit

Goethes Ankunft in Leipzig ein neues Zeitalter an. Auf Befehl des Prinzen Xaver, des Administrators von Kursachsen, hatte der Rat der Stadt dem Obersten Fäsch auf dessen Gesuch die Ranstädter Bastei „erb- und eigentümlich zu seiner freien Disposition und etwa gutfindenden Abtragung auch anderweiten Bebauung übergeben und eingeräumt". Fäsch ließ die Befestigungswerke schleifen und trat den Bauplatz an den Kaufmann Zehmisch ab, der in der kurzen Zeit von Mitte April bis Ende August ein „Komödienhaus" — das heutige Alte Theater — darauf errichten ließ. Dieser neue Musentempel wurde den 10. Oktober durch Heinrich Gottfried Koch und seine Truppe mit Schlegels „Hermann" eröffnet.

Goethe hatte den Vorstellungen auf der alten Bühne in Quandts Hofe schon beigewohnt und scheint auch im neuen Hause ein regelmäßiger Theaterbesucher gewesen zu sein. Sehen wir uns den Spielplan jener Zeit näher an, so finden wir neben den Werken der zeitgenössischen Franzosen besonders häufig die Stücke von Weiße, Lessing und Goldoni. Mit Christian Felix Weiße, den die Theaterzettel jener Zeit stets bei seinem Titel „Kreissteuereinnehmer" nennen, kam Goethe persönlich zusammen und fand ihn „in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend". Weiße, einer der erbittertsten Gegner Gottscheds, war 1726 zu Annaberg geboren, studierte wie Lessing, mit dem er innig befreundet war, anfangs in Leipzig Theologie und wandte sich, wie dieser, früh dem Theater zu. Seine außerordentlich zahlreichen dramatischen Arbeiten, die er in seinen knappen Mußestunden mit fast unglaublicher Schnelligkeit schrieb, sind stark vom französischen Geschmacke beeinflußt. Seltsamerweise vermied Goethe jedoch jeden Schritt, der ihm die Möglichkeit verschafft hätte, auch Lessings Bekanntschaft zu machen. „Lessing traf zu einer Zeit ein," so berichtet er, „wo wir, ich weiß nicht was, im Kopfe hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich, weil wir uns zu gut

dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältnis mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen."

Lessing stand damals auf der Höhe seines Lebens. „Minna von Barnhelm", das erste deutsche Lustspiel, hatte neben der dramatischen und rein künstlerischen auch noch eine Tagesbedeutung. Es wurde als der poetische Ausdruck einer Versöhnung zwischen Preußen und Sachsen angesehen und überall mit Jubel aufgenommen. Auf die studierende Jugend mochte freilich der „Laokoon" noch stärker wirken, schon weil der Grundgedanke dieses Buches, daß sich nämlich die bildende Kunst im Gegensatze zur Poesie innerhalb der Grenzen des Schönen halten müsse, neu und kühn war.

Auch Goethe glaubte jetzt endlich einen kritischen Maßstab zu besitzen und sehnte sich danach, ihn an Kunstwerken von anerkanntem Werte zu erproben. Sein Blick lenkte sich nach Dresden, dessen Galerie schon damals für die beste und reichhaltigste Gemäldesammlung Mitteldeutschlands galt. Ein bezeichnender Zug seines Wesens, die Neigung, wichtige Schritte bis zum letzten Augenblick vor anderen geheimzuhalten, tritt bei dieser Gelegenheit schon deutlich zutage. Der Ausflug nach Dresden wurde, genau wie zwanzig Jahre später die Reise nach Italien, in aller Stille vorbereitet und ohne Wissen seiner Freunde ausgeführt. Der einzige, den er in das Geheimnis einweihte, war sein Stubennachbar in der „Feuerkugel", ein armer, von einem schlimmen Augenleiden heimgesuchter Theologe namens Limprecht. Dieser versah ihn mit einem Empfehlungsschreiben an seinen Verwandten, einen Schuhmacher in dürftigen Verhältnissen, der sich über die Mühseligkeiten des Lebens mit philosophischer Heiterkeit hinweghalf und wegen seiner köstlichen Briefe schon längst

Goethes Aufmerksamkeit und Neugier erregt hatte. Er sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht und fand einen jener Sonderlinge, wie sie das Schuhmacherhandwerk von jeher so häufig aufgewiesen hat. Die berühmte Galerie befand sich zu jener Zeit im ehemaligen kurfürstlichen „Stallgebäude" am Neumarkt. Die Begeisterung, mit der Goethe die Gemälde betrachtete und die Pünktlichkeit, mit der er sich zu den Stunden, wo die Sammlung geöffnet wurde, einstellte, erregten die Aufmerksamkeit des Galerieinspektors Riedel, der sich als Maler, Radierer und Schriftsteller einen Namen gemacht hat, und dessen Sachkenntnis und Belehrungsgabe der Dichter später in den Italienischen Sammlungen lebhaft vermißte. Hier in der Galerie lernte Goethe, mit dem Auge des Künstlers zu sehen, jene Fähigkeit, die man als den köstlichsten Gewinn aller Beschäftigung mit Kunst und Kunstwerken betrachten kann. Als er mittags in die Wohnung seines Gastfreundes zurückkehrte, „traute er seinen Augen nicht, denn er glaubte ein Bild von Ostade vor sich zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen". Und nachts, als er von einer kleinen Kneiperei im Gasthofe heimkam, fand er den enghäuslichen Zustand der Schusterwohnung durch eine Lampe erleuchtet, „wo denn sein immer mehr geübtes Auge sogleich das schönste Bild von Schalken erblickte, von dem er sich nicht losmachen konnte, so daß es ihm allen Schlaf vertrieb". Man sieht übrigens, daß die Niederländer, die bekanntlich keineswegs Lessings ästhetischen Anforderungen gerecht werden, den stärksten Eindruck auf Goethe machten. Den Wert der italienischen Meister nahm er, wie er selbst bekennt, „mehr auf Treu und Glauben an, als daß er sich eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können". Bei dem Generaldirektor der Galerie, Christian Ludwig von Hagedorn, dem er sich vorstellen ließ, fand Goethe ganz ähnliche Gesinnungen. Hagedorn war der Ansicht, „daß nur die Freunde der Natur die echten Schätzer der Kunst seien".

Mit dieser Überzeugung im Herzen kehrte Goethe aus dem im übrigen recht trostlosen, weil noch vom Kriege her verödeten und teilweise zerstörten Dresden nach Leipzig zurück.

Seine während der ganzen Leipziger Zeit nicht sonderlich feste Gesundheit erhielt im Sommer des Jahres 1768 einen empfindlichen Stoß. Allerlei Fehler in der Ernährung, unregelmäßiges Leben, starker Genuß des Merseburger Bieres und unvernünftige Abhärtungsversuche „in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseaus" brachten den jungen, etwas leichtsinnigen Studenten körperlich recht herunter; ein heftiger Blutsturz und endlich eine bösartige Geschwulst am Halse warfen ihn auf das Krankenlager, von dem er sich erst nach Wochen wieder zu erheben vermochte. In dieser Zeit lernte er die Freundschaft von Männern schätzen, die er vorher oft genug durch seine Launen gekränkt hatte. Sein theologischer Stubennachbar pflegte ihn mit rührender Sorgfalt, Doktor Hermann, der nachmalige Bürgermeister von Leipzig, Freund Horn, Gröning aus Bremen, die Familien Breitkopf und Stock, endlich der an Behrischs Stelle getretene neue Hofmeister des Grafen Lindenau, Langer, besuchten den Kranken und bemühten sich, ihn zu erheitern und zu zerstreuen.

Für den langsam Genesenden rückte nun die Zeit der Abreise von Leipzig heran. Der letzte Eindruck, den er von dem studentischen Leben Pleiße-Athens empfangen sollte, war eher komisch als erhebend. Die Leipziger Studenten, die der Ruhm der akademischen Raufbolde in Halle und Jena offenbar nicht schlafen ließ, hatten schon zu Beginn des Monats August Reibereien mit der Torwache herbeigeführt und diese Katzbalgereien trotz Verstärkung der Stadtsoldaten den ganzen Monat hindurch fortgeführt. Da letztere, wie die von Wustmann wieder aufgefundene handschriftliche Chronik des Universitätspedellen Riemer berichtet, „nicht mehr auf das Pikett ziehen wollten", so schickte der Stadthauptmann, Kauf-

mann Frege, um die Leute zu ermutigen, am 11. Auguſt den Mannſchaften „ein Douceur“ von ſechs Talern auf die Wache. In dieſer Begünſtigung ihrer geſchworenen Feinde ſahen die Muſenſöhne eine perſönliche Beleidigung, „rottierten ſich, und ſchmiſſen Herrn Fregen die Fenſter ein.“ Erſt ein Erlaß des Prinzen Xaver vermochte die Ruhe der ſonſt ſo friedlichen Stadt wiederherzuſtellen.

„Mit einem ſo gellenden Nachklang akademiſcher Großtaten“ reiſte Goethe am 28. Auguſt, ſeinem Geburtstage, von Leipzig ab. „Es war ein ſehr niederſchlagendes Gefühl“ ſchreibt er, „daß ich nunmehr gleichſam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte.“ Der Empfang im Vaterhauſe war nicht allzu freundlich; ſtatt eines rüſtigen Sohnes, der nun promovieren ſollte, war ein an Leib und Seele kränkelnder heimgekommen. Dazu kam die Reue, das angebetete Käthchen ohne Abſchied verlaſſen zu haben. Bereits am 1. Oktober bittet er die Familie Schönkopf wegen ſeines plötzlichen Fernbleibens um Entſchuldigung. „Ich war ſchon unten an der Türe,“ heißt es in dem Briefe, „ich ſah die Laterne brennen, ich ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht, hinaufzuſteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich hinuntergekommen?“ Er dankt für Liebe und Freundſchaft, ſpricht die Hoffnung aus, daß man ihn nicht vergeſſen möge, und bittet um baldige Antwort. Es wäre unbillig, meint er, wenn er nicht wenigſtens alle Monate einen Brief aus dem Hauſe erhielte, in dem er täglich aus und ein gegangen. Allein eine geheime Furcht, man möchte ihm zürnen und doch nicht ſchreiben, läßt ſich dieſem Briefe anmerken. Er ſchließt: „Adieu alle zuſammen. Käthchen, wenn Sie mir nicht ſchreiben, ſo ſollen Sie ſehen!“ Aber Käthchen antwortete. Sie ſcheint ihm recht derb ihre Meinung geſagt zu haben, allein daß ſie überhaupt ſchrieb, war für ihn ſchon ein Troſt. Am 1. November erwidert er ihre Zeilen, wobei er nicht verſäumt, in ſchmerzlichem Tone ihrer Ironie zu gedenken. „Ihre Lebhaftigkeit,“ ſchreibt er, „Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu ſehen, iſt

mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so bitter sein, als er will." Von Käthchens Verlobung mit Dr. Christian Karl Kanne erfuhr Goethe erst Ende Mai des folgenden Jahres durch Horn. Am 1. Juni sandte er der Freundin seine Glückwünsche. Der Brief ist ein seltsames Gemisch von Kummer und Spott. „Ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen," heißt es da, „so ist doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Mensch mag eingemachte Bohnen, so lange man frische haben kann ... Es muß Ihnen doch komisch vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber denken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, große und kleine, krumme und grade, ich muß selbst lachen, wenn ich dran denke." In diesem Tone sind auch noch die folgenden Briefe gehalten. Erst der vom 22. Januar 1770 klingt heiterer. Goethe scheint sich inzwischen getröstet zu haben. „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen," schreibt er, „und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Goethe bleiben!"

Die Schwester Cornelia nahm sich des Heimgekehrten mit der ganzen, fast leidenschaftlichen Hingebung an, deren sie nur ihm gegenüber fähig war. Während der Abwesenheit ihres Bruders hatte der Vater sie von früh bis spät mit allerlei sprachlichen und musikalischen Übungen beschäftigt, jede freie Bewegung gehemmt und sogar ihre Briefe an Wolfgang dazu benutzt, dem Sohne seine eigenen Wünsche und Ansichten in einer anscheinend harmlosen Form zukommen zu lassen. Ob er wohl sehr erbaut davon war, daß der junge Studiosus im Vollbewußtsein seiner frisch erworbenen Weisheit die vom Vater diktierten schwesterlichen Briefe auf logische und stilistische Fehler hin prüfte und mit Korrekturen versehen nach Hause zurücksandte? Die herbe Natur Corneliens muß unter dem Drucke väterlicher Schulmeisterei unsagbar gelitten haben. Nicht etwa, daß es zu offenem Widerstande gekommen wäre, aber sie befolgte alle Anordnungen des

Herrn Rats mit einer Kälte und Lieblosigkeit, die ihrem Bruder fürchterlich schienen. Auch die Mutter vermochte nie ihre Liebe und ihr Vertrauen zu erwerben. Kein Wunder, daß der Bruder ihr ganzes Denken erfüllte, daß sie sich abmühte, ihm gefällig und trostreich zu sein und ihn zu zerstreuen. In ihren Tagebuchaufzeichnungen beklagt sie sich darüber, daß er immer beschäftigt sei und ihr nur wenig Zeit widmen könne. Und womit beschäftigte er sich damals? Diese Frage läßt sich nicht mit einem Worte beantworten. Goethes Streben hat während der auf den Leipziger Aufenthalt folgenden achtzehn Monate etwas Faustisches. Zu den juristischen, medizinischen und philosophischen Studien gesellt sich nun unter dem Einflusse des frommen Fräuleins von Klettenberg auch die Beschäftigung mit theologischen Fragen. Die Geschwulst am Halse, eine Begleiterscheinung der noch nicht völlig gehobenen Krankheit, erforderte einen operativen Eingriff, den ein pietistischer Chirugus unter Assistenz eines ebenfalls pietistischen Arztes vollziehen mußte. Der Arzt namentlich wußte sich mit einem geheimnisvollen Ansehen zu umgeben und empfahl seinem Patienten, um ihn für die Würdigung eines von ihm erfundenen, im höchsten Notfalle anzuwendenden Geheimmittels vorzubereiten, das Studium mystischer, chemisch-alchimistischer Bücher.

Das fromme Fräulein von Klettenberg, die Gönnerin des Arztes, hatte sich, um den himmlischen Geheimnissen auch auf solche Weise auf die Spur zu kommen, eine alchimistische Küche eingerichtet, in der sie mit Eifer und Zuversicht drauflosoperierte. Nun verstand sie auch Goethe für diese Dinge zu gewinnen, der in seinem alten Giebelzimmer ebenfalls mit Windofen, Sandbad und Retorten zu wirtschaften begann und sich in Wellings Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum, in Theophrastus Paracelsus', Basilius Valentinus' Schriften und Herwards von Forchenbrunn Aurea Catena Homeri – völlig unsinnige Bücher – vertiefte. Aber sogar diese geradezu mittel-

alterlichen Bestrebungen sollten ihm Früchte tragen: ein Hauch aus jenem verräucherten Giebelzimmer weht durch den „Faust", zu dem die ersten Anregungen möglicherweise bis hierher zurückreichen, und aus dem Wuste eines phantastischen Formelkrams löste sich, seinem scharfen Auge deutlich erkennbar, eine Reihe unumstößlicher Naturgesetze ab.

Neben diesen Studien beschäftigten Goethe wie gewöhnlich wieder zeichnerische Übungen, ferner die Durchsicht seines Briefwechsels, die Sichtung seiner poetischen Versuche, die Verbesserung der in Leipzig entstandenen dramatischen Werke, endlich die Lektüre Lessings, Shakespeares, Rousseaus und Wielands. Mißmutig sah der Vater ihm bei solchen Arbeiten zu, mit Verdruß nahm er wahr, daß der Sohn seiner Gewalt entwachsen war und sich über vielerlei eine eigene Ansicht gebildet hatte. Und als dann Wolfgang, eingedenk der von Oeser gepredigten Lehren, sich vermaß, die Bauart des väterlichen Hauses zu tadeln und über einen Rokokospiegelrahmen liebloſe Bemerkungen fallen zu lassen, war die Geduld des Herrn Rats zu Ende. Eine erregte Szene zwischen Vater und Sohn beschleunigte Wolfgangs längst geplante Abreise zur Universität nach Straßburg.

Die Reise ging über Worms und Speier und dauerte drei Tage. Am 2. April traf er an seinem Bestimmungsort ein und nahm fürs erste im Gasthause „Zum Geist" Quartier. Straßburg stand zu Leipzig in einem eigentümlichen Gegensatze. Trotzdem daß sich die Stadt unter französischer Herrschaft befand und den Verkehr mit Frankreich vermittelte, war sie weit mehr deutsch als das sächsische „Klein-Paris", dessen Bewohner sich die größte Mühe gaben, die echten Pariser in Kleidung, Sitten und Sprache nachzuäffen. Theater und Musik, literarische und künstlerische Bestrebungen traten in Straßburg völlig in den Hintergrund. Zerstreuungen, wie Leipzig sie bot, gab es dort nicht, nur Spaziergänge und Ausflüge in die schöne Umgebung brachten in die ernsten akademischen

Studien einige Abwechslung. Unter diesen Umständen mußte der gesellige Verkehr für Goethe hier von noch größerer Bedeutung sein als in Leipzig. Er bezog eine neue Wohnung am alten Fischmarkt und besuchte den Mittagstisch, den ein paar alte Damen, die Geschwister Lauth, in der Krämergasse, also in der nächsten Nähe seiner Wohnung, unterhielten. Der Vorsitzende dieser kleinen Tischgesellschaft war der Doktor Salzmann, Aktuar beim Vormundschaftsgericht, ein unverheirateter älterer Herr von vornehmer Gesinnung und gediegenem Wesen, der die jüngeren Tischgenossen im Zaume hielt, darauf sah, daß sie ihr Weindeputat nicht überschritten, und ihnen mit Rat und Tat zur Seite stand. Er nahm sich auch Goethes fürsorglich an, belehrte ihn über die in Straßburg nach französischer Art aufs Praktische gerichteten juristischen Kurse und verschaffte ihm einen Einpauker, der ihm das Notwendigste der praktischen Rechtswissenschaft ohne alle Abschweifungen auf das rechtshistorische Gebiet mit Leichtigkeit beibrachte.

Salzmann führte seinen jungen Schützling auch in die von ihm besuchten Gesellschaftskreise ein und ermunterte ihn, ganz wie in Leipzig die Hofrätin Böhme, zum Kartenspiel. Wie sich die Leipziger über Goethes altmodische Kleidung aufhielten, so entsetzten sich die Straßburger über seine unmoderne Frisur. Er mußte sich entschließen, zu einer Haartour seine Zuflucht zu nehmen, bis die eigenen, zu stark verschnittenen Haare nachgewachsen wären, und dieser falsche Schmuck nötigte ihn, von früh bis spät gepudert zu bleiben und sich vor jeder lebhaften Bewegung und Erhitzung zu hüten. So gewöhnte sich der ungestüme Jüngling ein ruhiges und gesetztes Wesen an, das gegen seinen zu vulkanartigen Ausbrüchen hinneigenden Geist seltsam genug abstach. Der Einundzwanzigjährige erlangte ein gewisses Übergewicht, „er hatte", so schreibt Jung-Stilling, der sich vom Schneidergesellen zum Landschullehrer und endlich zum Studenten der Medizin hinaufgearbeitet hatte und im Herbste 1770

in Straßburg eintraf, „die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte". Ein Wiener Student, der sich über Jung-Stillings altmodische Perücke lustig machte und damit freilich auch einen wunden Punkt des jungen Frankfurters berührte, mußte sich eine scharfe Zurechtweisung von diesem gefallen lassen. Der bescheidene und fromme Jung-Stilling, durch Goethes geniales Gebaren erschreckt, glaubte anfangs, „er würde viel Verdruß von ihm haben, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah" (Jung-Stillings Leben. Univ.-Bibl. Nr. 663–67a, b), wurde ihm jedoch bald herzlich gewogen. Seine frömmelnden Neigungen, die ganz der Denkart des Fräuleins von Klettenberg entsprachen, die hellseherische, schwarmgläubige und alchimistische Begabung seiner nächsten Verwandten fanden aus leichterklärlichen Gründen bei Goethe volles Verständnis. Das Taktgefühl des wohlhabenden und weltgewandten Bürgersohnes hob den zaghaften, von engen Verhältnissen bedrückten Mann über sich selbst empor. Von den übrigen Tischgenossen verdienen noch drei hervorgehoben zu werden. Zuerst der Theologe Franz Lerse, ein ruhiger, treuherziger Mensch von trocknem Humor, das beschwichtigende Glied in dem häufig sehr erregten Kreise. Goethe war ihm aufrichtig zugetan und hat ihm später in einer der edelsten Gestalten des „Götz von Berlichingen" ein Denkmal gesetzt. Der zweite ist der Mediziner Meyer von Lindau, ein schöner Bursch „von köstlichem Gemüt und unbändiger Liederlichkeit", im höchsten Grade begabt und stets zu tollen Streichen aufgelegt. Der dritte ist ein alter Herr, den Goethe nur den „pensionierten Ludwigsritter" nennt, und mit dem er während des Sommers 1770 auch außerhalb der Tafelrunde lebhaft verkehrte. Er litt an einem Sparren, leitete den Ursprung aller Tugenden vom guten Gedächtnisse und den aller Laster von der Vergeßlichkeit her und verwickelte sich bei einer ziemlich unpassend angebrachten Nutzanwendung dieser Philosophie in einen Ehrenhandel, den der besonnene Lerse jedoch noch rechtzeitig beizulegen

verstand. Die Mediziner führten am Lauthschen Mittagstische das große Wort und wußten Goethe so für ihre Wissenschaft zu begeistern, daß er die in Leipzig begonnenen anatomischen Studien mit erneutem Eifer wiederaufnahm. Er besuchte außerdem klinische und geburtshilfliche Vorlesungen, mit der Nebenabsicht, sich die angeborene Scheu vor dem Anblick unangenehmer Dinge abzugewöhnen. Überhaupt arbeitete er in Straßburg unablässig an seiner körperlichen und seelischen Erziehung, bekämpfte seine Reizbarkeit und bemühte sich, seine Abneigung gegen starke Geräusche zu überwinden. Ganz allein erstieg er den Münsterturm bis zu der Krone unter dem Knopf, um sich, auf der schmalen Steinplatte stehend, den Schwindel abzugewöhnen, der ihn jedesmal befiel, wenn er von einer Höhe hinuntersah.

Aber er lernte bei diesen Kletterpartien mehr als die Überwindung einer körperlichen Schwäche. Der erste Eindruck, den der Riesenbau des Gotteshauses auf ihn gemacht hatte, war mehr bedrückend als erhebend gewesen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß zu jener Zeit das Wort „Gotisch" gleichbedeutend mit „Geschmacklos" war. Von Jugend auf, namentlich aber aus Oesers Munde, hatte er über den gotischen Stil nur Äußerungen des Tadels und der Verachtung vernommen; hier, wo das ehrwürdige Gebäude „durch seine Gegenwart ruhig auf ihn fortwirkte", hielt das anerzogene Vorurteil nicht mehr stand. Er begann dem kühnen Bau besondere Aufmerksamkeit zu widmen und das steinerne Gefüge gleichsam mit künstlerischem Auge zu zergliedern, um die Einzelheiten in sich aufzunehmen und daraus den Bau in seiner Gesamtheit verstehen zu lernen. Wie gut ihm dies gelang, beweist sein Ende 1772 erschienener, von liebevoller Vertiefung und ungewöhnlichem Mute zeugender Aufsatz „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach", den Herder später in sein kleines Sammelwerk „Von deutscher Art und Kunst" aufnahm.

Wir dürfen uns freilich nicht verhehlen, daß Goethes

Begeisterung für den gotischen, oder wie er lieber sagte: deutschen Baustil nicht von Dauer war und unter dem Eindruck der antiken Kunstdenkmäler Italiens völlig erkaltete. Erst in der Spätzeit seines reichen Lebens, als die unermüdlichen Bemühungen der Gebrüder Boisserée um die Wiederaufnahme der Arbeiten am Kölner Dome weiteren Kreisen den Zauber der Gotik erschlossen, kehrte Goethe, stolz, auch auf diesem Gebiete ein Prophet und Vorkämpfer gewesen zu sein, nicht ohne Reue zu seiner architektonischen Jugendliebe zurück.

Ein seltsamer Zufall ist es, daß er während des Aufenthaltes in Straßburg auch mit Kunstwerken der Renaissance bekannt wurde, zu deren voller Würdigung er sich erst sechzehn Jahre später durchringen sollte. Es waren die berühmten gewirkten Tapeten nach Raffaels Kartons, mit denen man bei einer besonders festlichen Gelegenheit ein Lusthaus ausgeschmückt hatte. Am 7. Mai 1770 traf nämlich die Erzherzogin Maria Antonia (Marie Antoniette), die erst vierzehnjährige Gemahlin des Dauphins von Frankreich, auf ihrer Reise nach ihrer neuen Heimat mit großem Gefolge in Straßburg ein. Der französische Kommissar, Graf Noailles, der Kardinal Rohan und der Marschall Contade empfingen sie in einem auf der Rheininsel Langenwörth errichteten Gebäude, dessen Gemächer mit „Koblenzer Tapeten" und den erwähnten gewirkten Teppichen ausgeschlagen waren. Diese, in den Nebensälen aufgehängt, erschienen Goethe, der sie vor der Ankunft der hohen Reisenden wiederholt in Augenschein nahm, „höchst erfreulich und erquicklich", desto erschrecklicher deuchte ihn jedoch die Ausschmückung des Hauptsaals, die aus gewebten Tapeten nach den Gemälden neuerer Franzosen bestand. Den Gegenstand dieser Darstellungen bildeten mythologische Greuelszenen, von denen Goethe mit vollem Rechte behauptete, daß sie geeignet gewesen seien, die Seele der jungen Fürstin mit bösen Ahnungen zu erfüllen. Ob die lebenslustige Marie Antoinette wohl jene Bilder betrachtet und in den Jahren

ihres Unglücks des bösen Wahrzeichens gedacht hat? Goethe sollte jedoch bald Gelegenheit haben, sich der „gräßlichen Bilder" und ihrer schlimmen Vorbedeutung zu erinnern. Von Paris kam wenige Tage später die Schreckensnachricht, daß während der dortigen Festlichkeiten fünfhundert Menschen im Gedränge getötet worden seien.

Wie in Frankfurt bei der Krönung von Marie Antoinettes Bruder der Knabe Goethe mitten durch die feierlichen Haupt- und Staatsaktionen den ersten zarten Roman seines Lebens spann, so verflocht auch der Jüngling Goethe mit den Straßburger und Pariser Festtagen einen an sich harmlosen Dummen-Jungen-Streich, der beinahe böse Folgen gehabt hätte. Seine von Zeit zu Zeit auflodernde Lust zu Foppereien verleitete ihn nämlich, dem damals in Frankfurt weilenden Freunde Horn einen aus Versailles datierten Brief zu schreiben, worin er ihn unter dem Siegel der Verschwiegenheit von seiner Teilnahme an den dortigen Pariser Festlichkeiten benachrichtigte. Da ihn nun eine kurz danach unternommene vierzehntägige Reise in die Umgegend von Straßburg verhinderte, die regelmäßigen Briefe nach Frankfurt abgehen zu lassen, fürchteten Horn und die ins Vertrauen gezogenen Freunde ernstlich, Goethe sei bei dem Pariser Unglück ums Leben gekommen.

Die „herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die sie um seinetwillen gehabt", rührten und beschämten ihn im höchsten Grade. Mit erneutem Eifer wandte er sich dem Studium zu, „im Herzen keine andere Sehnsucht, als nach jenen Raffaelschen Teppichen, die er gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte". Durch seine Briefe an die Frankfurter Freunde weht ein auffallend frommer Hauch. Aber bald kehrte die alte ungestüme Lebenslust zurück und mit ihr das Bedürfnis, die Tanzkunst zu erlernen, ohne die ein ersprießlicher Verkehr in der Straßburger Gesellschaft undenkbar schien. Die Studiengenossen ließen keine Gelegenheit, sie zu üben,

vorübergehen, schwenkten auf den ländlichen Tanzböden die Bauernmädchen nach deutschen Walzerklängen und übten die zierlichen französischen Tänze für die „brillanten Redouten" des kommenden Winters. Diesen Lockungen vermochte Goethe nicht zu widerstehen. Er ließ sich einen französischen Tanzmeister empfehlen, der ihm in zwölf Unterrichtsstunden die Anfangsgründe seiner Kunst beizubringen versprach. Die Stunden erhielten für den Schüler einen besonderen Reiz durch die Gegenwart der beiden zierlichen Töchter des Lehrers, die dem Lernenden bei Menuett und Rundtänzen als Partnerinnen dienten. Die regelmäßige Schönheit der älteren Schwester und die Liebenswürdigkeit der jüngeren zogen das leicht entflammte Poetenherz mit ziemlich gleichmäßiger Kraft an, so daß er davor bewahrt wurde, sich in eines der beiden Mädchen ernstlich zu verlieben.

Die Schwestern waren in diesem Punkte weniger glücklich, sie machten sich den schmucken Studenten gegenseitig streitig, bis dieser nach einem sehr theatralischen Auftritte dem Wunsche seiner Verehrerinnen entsprechend das Haus auf immer mied. Der Abschied gestaltete sich noch zu einer besonders dramatischen Überraschung. Das ältere der Mädchen faßte das Opfer ihrer Liebe ohne weitere Förmlichkeiten beim Kopfe, küßte leidenschaftlich seinen Mund und rief, zu ihrer Schwester gewandt: „Nun fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!"

Der Herbst des Jahres 1770 wurde für Goethe in doppelter Hinsicht bedeutsam. Er brachte ihm Herders Freundschaft und Friederikens Liebe.

Johann Gottfried Herder, geboren den 25. August 1744 als Sohn eines armen Elementarschullehrers in Mohrungen (Ostpreußen), hatte im Hause eines Geistlichen lateinischen und griechischen Unterricht genossen und sich alsdann nach Königsberg gewandt, um Medizin zu studieren. Ein Ohnmachtsanfall bei der ersten Operation,

der er beiwohnte, veranlaßte ihn, zur Theologie umzusatteln und nebenher Kants Vorlesungen zu hören. Den entschiedensten Einfluß auf ihn hatte jedoch Johann Georg Hamann, der „Magus des Nordens". Dieser philosophische Sonderling, der zeitlebens die verstandesmäßige Aufklärung bekämpfte und, wie Goethe es vortrefflich ausdrückt, den Grundsatz verfocht, „daß alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen müsse, da alles Vereinzelte verwerflich sei", verschaffte Herder eine Lehrerstelle an der Domschule zu Riga, aber das Verlangen, die Welt zu sehen, ließ den kosmopolitisch angelegten Mann nicht lange ruhen. Es trieb ihn nach Frankreich, wo ihm eine Stelle als Reisebegleiter des jungen Prinzen von Holstein-Eutin angetragen wurde. Man wollte nach Italien reisen, aber bereits in Straßburg zwang ein Augenleiden Herder, zurückzubleiben und sich einer sehr beschwerlichen und schmerzhaften Kur zu unterziehen. Goethe traf den damals schon berühmten Mann im Gasthause „Zum Geist", wo er gerade einen Bekannten besuchen wollte. Er erkannte ihn an seiner halb geistlichen, halb stutzerhaften Kleidung, der ungewöhnlichen Haartracht und dem langen seidenen Mantel, dessen Zipfel er stets in einer Rocktasche trug. Von jener Grille, die ihn einst um Lessings persönliche Bekanntschaft gebracht hatte, war Goethe jetzt geheilt. Ohne Zagen redete er Herder auf der Treppe an. Die Unterhaltung kam sogleich in das richtige Fahrwasser, und beim Scheiden wurden weitere Zusammenkünfte verabredet. Während der Zeit, wo der Patient einer besonders sorgsamen Pflege bedurfte, fand sich sein neuer Freund zweimal am Tage in der Krankenstube ein. Der Verkehr mit Herder, der ewig verstimmt war, stark zum Widerspruche neigte und diesem Widerspruch meist einen scharfen oder gar gehässigen Ausdruck verlieh, war keineswegs angenehm, aber überaus anregend. Herder war der Träger neuer Ideen, die auf Goethe den nachhaltigsten Einfluß ausüben mußten. Er öffnete ihm

gleichsam die Pforten der Weltliteratur und lehrte ihn, daß die Dichtkunst „überhaupt eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privaterbteil einiger feingebildeten Männer" sei. Durch Herders überzeugendes Wort wurde Goethes Glaube an die Überlegenheit der Franzosen erschüttert: jetzt erst lernte er Shakespeare verstehen, die schöne Fabelwelt Homers genießen, den poetischen Wert des Alten Testamentes würdigen. Jetzt legte er Voltaire und Rousseau beiseite und griff nach der Edda und den Volksliedern der Letten, ja, er wollte aus dem nächsten frisch sprudelnden Borne der Volkspoesie schöpfen und legte sich ein Verzeichnis elsässischer Dialektworte, Redewendungen und Volkslieder an. Nun hatte er gelernt, Sprache und Poesie als Äußerungen der Volksseele zu betrachten; das ästhetische Interesse daran tritt hinter das historische, sogar hinter das naturhistorische, zurück. Er hatte unter Herders Führung den hohen Standpunkt erklommen, der ihn befähigte, fortan alle ihm bekanntgewordenen Literaturen und Dichterwerke vorurteilslos zu würdigen.

Unter den Werken englischer Dichter, mit denen Herder Goethe vertraut machte, befand sich auch Goldsmiths „Landprediger von Wakefield" (Univ.-Bibl. Nr. 286—87a). Herder war von diesem Moderomane jener Zeit im höchsten Grade begeistert und las ihn im November des Jahres 1770 seinen Straßburger Freunden vor. Der Eindruck, den das Buch auf Goethe machte, war so groß, daß er in seiner Selbstbiographie den Faden des Romans mit eigenen Erlebnissen verflocht, obwohl er zu der Zeit, in die die letzteren fallen, d. i. im Oktober desselben Jahres, den „Landpriester" noch gar nicht kannte. Unter den in Frage kommenden Erlebnissen ist die Idylle von Sesenheim zu verstehen, vielleicht die zarteste und reinste Episode seines an Liebe so reichen Lebens. Der Mediziner Weyland, ein Mitglied der Tafelrunde, führte Goethe bei der ihm verwandten Familie des Pfarrers Johann Jakob Brion in dem fünf Meilen von Straßburg ent-

fernten Dorfe Sesenheim ein. In sechs Stunden wurde der Weg zu Pferde zurückgelegt. Zu seiner eigenen Ergötzung und seiner alten Vorliebe für „Mystifikationen" getreu, hatte Goethe sich in die dürftigsten Kleider gesteckt und sein Haar in der unmodischesten Weise frisiert. Als armer Studiosus der Theologie trat er unter das mehr als bescheidene Dach des Pastorats, vom Geistlichen, „einem kleinen, in sich gekehrten, doch freundlichen Manne", der allein zu Hause war, willkommen geheißen. Während Weyland forteilte, um die Pastorin und die beiden erwachsenen Töchter aufzusuchen, die auf dem Felde beschäftigt waren, schüttete der wackere Prediger dem vermeintlichen zukünftigen Amtsbruder sein Herz aus und kam sofort auf sein Lieblingsthema: den seit Jahren geplanten Neubau des Pfarrhauses. Goethe, der dergleichen Sorgen von seinem Vater her kennen mochte, ging auf Brions Darlegungen mit Verständnis ein und suchte ihn über die Verzögerung des Baues zu trösten. Nun traten Weyland und die Pastorin ein; bald folgte in ihrer stürmischen Weise die älteste noch zu Hause lebende Tochter, Maria Salomea („Olivie" in „Dichtung und Wahrheit"), ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Man forschte und fragte nach der jüngeren Schwester Friederike, die ihre eigenen Wege zu gehen liebte. Endlich erschien sie, „ein allerliebster Stern an diesem ländlichen Himmel". Goethes Schilderung ihrer Persönlichkeit ist so anziehend und frisch, daß seine Worte hier ungekürzt wiedergegeben werden sollen. „Beide Töchter", so schreibt er, „trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden

Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen." Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß sich Goethe diesem reizenden, unbefangenen Mädchen gegenüber in seiner so wenig vorteilhaften Vermummung höchst unbehaglich fühlte. Bei einer Mondscheinpromenade nach dem Abendessen trug Friederike fast ganz allein die Kosten der Unterhaltung, „ihre Reden hatten jedoch nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder geweckt hätte". Als dann aber Goethe, der in der seligen Erwartung, die Liebliche wiederzusehen, am nächsten Morgen zeitig erwacht war, seine „verwünschte Garderobe" betrachtete, erschrak er dermaßen, daß er sich so schnell wie möglich ankleidete und, ehe ihn Freund Weyland festhalten konnte, in den Hof hinuntereilte, sein Pferd sattelte und ohne Abschied in rasendem Galopp von dannen ritt. Seine Absicht, nach Straßburg zurückzureiten, führte er nicht aus. Der Sesenheimer Magnet wirkte zu stark und entließ ihn nicht aus seinem Zauberbanne. In Drusenheim, wo er bereits auf dem Herritte einen „sehr sauber gekleideten Wirtssohn" bemerkt hatte, hielt er an, kehrte im Gasthause ein und borgte sich — zu einer neuen, vorteilhafteren Verkleidung — das Sonntagsgewand des schmucken Burschen. Um aus der Sache einen Scherz zu machen, malte er sich mit einem gebrannten Korkstöpsel dichte, zusammengewachsene Augenbrauen, wie der Wirtssohn sie hatte, ließ sich einen für die Pfarrerin bestimmten Kuchen geben und eilte, den bebänderten Hut tief in die Stirn gedrückt, so schnell ihn seine Füße trugen, nach Sesenheim zurück. Die Komödie gelang vollkommen, ein

Familienglied nach dem anderen wurde getäuscht und Goethes Einfall herzlich belacht.

Von nun an wiederholten sich die Besuche häufiger. Sein Vorsatz, die Geliebte nicht zu küssen, um den Fluch der kleinen Französin nicht auf ihr unschuldiges Haupt herabzuziehen, hielt angesichts ihrer lieblichen Heiterkeit nicht lange stand. Das frische, natürliche Mädchen verhehlte dem feurigen Jünglinge nicht, daß es seine Liebe erwidere. Bei Pfänderspielen, einsamen Spaziergängen, in der stillen Laube des Pfarrgartens und bei Ausflügen nach der nahen Rheininsel bot sich den glücklichen jungen Menschen immer aufs neue Gelegenheit zu vertraulichem Beisammensein. Goethe suchte sich im Pfarrhause unentbehrlich zu machen. Er zeichnete für den Vater Pläne zum Neubau und ging mit bewundernswerter Geduld auf alle Änderungsvorschläge ein. Sogar der alten Kutsche nahm er sich an, verschaffte sich Farben und Pinsel und bemalte sie aufs schönste mit Blumen und Zieraten. Leider hatte er mit dem Firnis Unglück. Die Malerei wurde nicht trocken und mußte schließlich wieder mühsam abgerieben werden. Wenn er in Straßburg war, sandte er Friederike Briefe, Bücher und kleine Geschenke. Die Liedchen, die ihnen zugesellt waren, sind die anmutigsten Erzeugnisse Goetheschen Liebeslyrik und stehen himmelhoch über den anakreontischen Versuchen der Leipziger Zeit. Als Beispiel möge folgendes dienen:

Lied,
das ein selbst gemaltes Band begleitete.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephir, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung:

Einen Kuß! geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Während der Osterferien des Jahres 1771 brachte Goethe mehrere Wochen in Sesenheim zu. Seine Absicht, die noch immer nicht ganz zuverlässige Gesundheit durch einen längeren Landaufenthalt zu kräftigen, bot ihm seinen Straßburger Bekannten gegenüber einen herrlichen Vorwand. Und doch hatte Friederike für ihn einen Teil ihres Zaubers eingebüßt, als sie im Winter vorher mit ihrer Schwester bei einer ihnen verwandten Familie in Straßburg zu Besuch geweilt hatte.

Friederikens liebliche Erscheinung verlangte, um zur vollen Geltung zu kommen, einen ländlichen Hintergrund. Das Schicksal hatte sie zur Heldin einer Idylle vorausbestimmt, und für eine solche war in den städtischen Salons zwischen hohen Spiegeln, Standuhren und Porzellanfiguren kein Platz. Sie fühlte sich trotz der Nähe des Geliebten in dieser Umgebung todunglücklich.

Es ist nicht verwunderlich, daß Goethe, seit das anmutige Mädchen sein ganzes Denken ausfüllte, nur mit geteilter Aufmerksamkeit seine juristischen Studien betrieb und sich mit den Vorbereitungen zur Promotion keineswegs überstürzte. Bereits wenige Tage nach seiner Ankunft in Straßburg schrieb er an Engelbach: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle par compagnie an meiner Disputation." Aber erst am 6. August des folgenden Jahres konnte er über seine Thesen öffentlich disputieren. Die Dissertation, durch die er sich die Würde eines Lizentiaten der Rechte erwarb, beschäftigte sich mit dem Thema: „Daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen." Der Gegenstand weist auf Rousseau, er ist für den sich um so vielerlei bemühenden Jüngling be-

zeichnend, weil er das Gebiet der Rechtswissenschaft und das der Theologie gleichmäßig berührt. Unter den Thesen sind manche, die ein wenig nach juristischen Gemeinplätzen aussehen oder uns wie Selbstverständlichkeiten anmuten. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß Goethe sich nicht den Doktorgrad erwarb, obwohl ihn Freunde und Bekannte von nun an stets den „Herrn Doktor" nannten. Erst im Jahre 1825, bei Gelegenheit seines Jubiläums, wurde ihm von zwei Fakultäten das Doktordiplom, und zwar honoris causa, übersandt.

Aus der Straßburger Zeit besitzen wir in den von A. Schöll (Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786) der Vergessenheit entrissenen „Ephemeriden" ein merkwürdiges Aktenstück zur Beurteilung von Goethes Bestrebungen. Es sind kurze, unzusammenhängende Notizen, Aussprüche aus Büchern, Titel von Schriften, die er sich wohl zur künftigen Lektüre vorgemerkt hatte, Erklärungen von dialektischen Ausdrücken, Anekdoten, nur ihm selbst verständliche Andeutungen, knappgefaßte Gedanken und Entwürfe zu wissenschaftlichen und literarischen Abhandlungen oder Dichtungen. Bemerkenswert sind vor allem einige allerdings sehr dürftige Bruchstücke eines Dramas, das Julius Cäsar zum Helden haben sollte, aber niemals ausgeführt worden ist, und einige Notizen, die den Ideenkreis kennzeichnen, aus dem „Götz von Berlichingen" und „Faust" hervorgingen. Von diesen Werken selbst hatte er damals noch kein Wort zu Papier gebracht; aber wie sehr ihn beide Stoffe bereits beschäftigten, erkennen wir aus seiner eigenen Bemerkung, daß er nämlich seine Vorliebe dafür dem stets zum Widerspruch geneigten Herder sorgfältig verschwiegen habe.

Wie oben bereits erwähnt, waren Ausflüge in die weitere Umgebung der Stadt, ja bis nach Lothringen hinein bei den Straßburger Studenten an der Tagesordnung. Die Gepflogenheit, schöne Sommerabende bei vollen Rheinweinflaschen auf dem Dache des hohen Münsters zu verbringen und den Blick über die weiten Lande schweifen

zu lassen, mußte das Verlangen wachrufen, diese Lande auch näher kennenzulernen. So sehen wir Goethe in den Johannisferien 1771 mit seinen Freunden Engelbach und Weyland zu Pferd einen größeren Ausflug nach Zabern, Pfalzburg, Buchsweiler, Lützelstein, Saarbrücken, Neukirchen, Zweibrücken und Niederbronn unternehmen, bei dem er sein Hauptaugenmerk auf die gewerblichen Betriebe des gesegneten Landes gerichtet zu haben scheint.

Auch noch in den letzten Wochen des Straßburger Aufenthaltes wurden solche Wanderfahrten unternommen. Zu dem kleinen Freundeskreise gesellte sich um diese Zeit der junge Livländer Jakob Michael Reinhold Lenz, ein „Originalgenie", dem bei aller Begabung nur der notwendige sittliche Ernst fehlte. Seine Eitelkeit verleitete ihn, Goethe zu kopieren, aber er sollte niemals über das Zerrbild seines Vorbildes hinauskommen. Die Wogen der Sturm- und Drangzeit, die Goethe trugen, weil er sein Lebensschiff mit Besonnenheit zu lenken verstand und stets einem Ziele entgegensteuerte, rissen den armen Schwärmer Lenz in die Tiefe. Ein seltsames Schicksal fügte es, daß er bald nach Goethes Abreise von Fort-Louis aus, wo er im Sommer 1772 Aufenthalt genommen hatte, nach Sesenheim kam und sich sofort in Friederike verliebte oder, wie Goethe glaubte, wenigstens verliebt stellte, um ihr Goethes Briefe zu entführen. Als sich das Mädchen, durch sein absonderliches Benehmen eingeschüchtert, von ihm zurückzog, kam der schon längst in seinem Gemüte glimmende Wahnsinn zum Ausbruch. Der Anfall ging vorüber, wiederholte sich aber in der Folge noch öfter, bis Lenz am 24. Mai 1792 in Moskau starb, „von wenigen betrauert und von keinem vermißt", wie die Allgem. Literaturzeitung in seinem Nekrologe sagt. Von seinen wenigen Schriften sind außer den Gedichten nur die Lustspiele „Der Hofmeister" (Univ.-Bibl. Nr. 1376) und „Die Soldaten" (Univ.-Bibl. Nr. 5899) in weiteren Kreisen bekanntgeworden. Das letztere ist besonders merkwürdig, weil der Dichter viel Selbsterlebtes darin verarbeitet hat.

Obgleich Goethes Gefühle für Friederike im Sommer 1771 wesentlich kühler geworden waren, konnte er es doch nicht übers Herz bringen, Straßburg zu verlassen, ohne die einst so heiß Geliebte noch einmal gesehen zu haben. Als er ihr zum Abschiede vom Pferd aus die Hand reichte, standen Tränen in ihren Augen. Von schmerzlichen Gefühlen bewegt ritt er davon. Auf dem Fußpfade zwischen Sesenheim und Druſenheim hatte er eine sonderbare Erscheinung, die uns an den oft bewährten prophetischen Blick des kurz vorher (6. Februar 1771) verstorbenen Großvaters Textor erinnert. „Ich sah nämlich", so schreibt er selbst, „nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen; es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederike noch einmal zu besuchen."

Dies geschah bei Gelegenheit seiner in Gesellschaft des Herzogs Karl August unternommenen Reise nach der Schweiz. Über das Wiedersehen mit Friederike ist nichts Näheres bekanntgeworden. Sie blieb unvermählt und soll selbst geäußert haben: „Welches Herz von Goethe geliebt worden, das kann keinem Manne weiter angehören." Nach dem Tod ihrer Eltern ernährte sie sich mit einem kleinen Steinzeughandel und widmete sich der Erziehung einer früh verwaisten Nichte. Vielleicht hat gerade dieser Umstand zu den törichten Gerüchten Veranlassung gegeben, die offenbar in böswilliger Absicht verbreitet und bis in die jüngste Gegenwart ab und zu von literarischen Waschweibern aufgewärmt worden sind. Hin und wieder werfen sonst leidlich vernünftige Leute unserm Dichter mit sittlicher Entrüstung vor, daß er seine Straßburger Jugendgeliebte nicht geheiratet

habe. Ob diese Leute im Ernst glauben, die Ehe des genialen, in glänzenden Verhältnissen aufgewachsenen Bürgersohnes mit dem schlichten Landmädchen wäre glücklich geworden? Wenn sich Friederike schon in den immerhin noch bescheidenen Straßburger Salons todelend fühlte, welche Rolle würde sie erst in dem reichen, vornehmen Frankfurt oder gar in der eleganten und damals noch recht adelsstolzen Gesellschaft Weimars gespielt haben? Nein, sie hat entschieden das bessere Teil erwählt. Sie lebte und starb inmitten ihrer Blumen und Erinnerungen. Oder vielmehr: sie starb nicht. Der Sonnenstrahl, der für wenige Wochen ihr irdisches Dasein erhellte, lieh ihr zugleich Unsterblichkeit und ewige Jugend. Im kurzen weißen Röckchen, im knappen Mieder, den großen Strohhut am Arm — so blickt sie uns heute noch aus heiteren blauen Augen an, „als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte".

Von jener Leidenschaftlichkeit, mit der er sich von Leipzig und dem Leipziger Käthchen losriß, verrät Goethes eigener Bericht über seinen Abschied von Straßburg nichts mehr. Ja, er „fand sich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder".

Er versäumte sogar keine Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern. In Mannheim besuchte er den berühmten, vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz erst wenige Jahre vorher eingerichteten Antikensaal der Zeichenakademie — die erste Sammlung klassischer Bildwerke, die er zu Gesicht bekam und die sozusagen bis zu seiner italienischen Reise die einzige Quelle seiner Kenntnis antiker Bildnerei blieb. Der Apoll von Belvedere, die Dioskuren, der sterbende Fechter, vor allem aber Laokoon zogen ihn am meisten an, neben diesen seltsamerweise auch der Abguß eines Kapitäls vom Pantheon in Rom, bei dessen Anblick „sein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken begann".

Durch diese neuen Eindrücke mehr verwirrt als ge-

fördert, langte er gegen Mitte oder Ende Auguſt 1771 wieder in Frankfurt an, körperlich und ſeeliſch geſunder als an dem Tage, wo er ſeine Vaterſtadt zum zweiten Male verlaſſen hatte. Die Studienzeit im akademiſchen Sinne war für ihn zu Ende; dem jungen „Doktor" Goethe öffneten ſich die Pforten des praktiſchen Lebens.

3. Eintritt in das praktiſche Leben und in die Literatur

(1771–1775)

Sogleich nach Goethes Rückkehr in ſein Vaterhaus mußte „Frau Aja", die treue Mutter, ihre Vermittlerrolle zwiſchen dem ordnungsliebenden Vater und dem genialen Sohne wieder übernehmen. Wolfgang hatte in Mainz einen harfeſpielenden Knaben angetroffen, der ihm ſo wohl gefiel, daß er ihn veranlaßte, mit nach Frankfurt zu kommen und auf der Meſſe, die in jenen Tagen gerade begann, ſein Glück zu verſuchen. Er verſprach ihm Unterkunft und Förderung und würde ihm, vermutlich zum Entſetzen des Herrn Rats, im Vaterhauſe Quartier gegeben haben, wenn nicht die Mutter, die vorausſah, „wie ſonderbar es dem Vater vorkommen müßte, wenn ein muſikaliſcher Meßläufer von einem ſo anſehnlichen Hauſe her zu Gaſthöfen und Schenken ginge, ſein Brot zu verdienen", dem Wandermuſikanten in der Nachbarſchaft Herberge und Koſt verſchafft hätte.

Sofort nach ſeiner Ankunft in Frankfurt begann der junge Lizentiat der Rechte ſeine Praxis als Rechtsanwalt. Am 31. Auguſt wurde er unter die Advokaten aufgenommen und am 3. September durch den Bürgermeiſter Olenſchläger vereidigt.

Übrigens war der Herr Rat diesmal mit dem Sohne zufriedener. Die Disputation fand den Beifall des alten Juriſten, der es ſich nicht nehmen ließ, die Arbeit ſelbſt durchzufeilen und zum Drucke vorzubereiten. Sogar die

schönwissenschaftlichen Versuche des Sohnes fanden Gnade vor seinen Augen, und er selbst drang, nachdem er die losen Blätter geordnet hatte, auf Vollendung manchen Entwurfes. Wolfgang scheint sich in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr auch vorwiegend mit der Fortsetzung der in Straßburg betriebenen Studien beschäftigt zu haben. Selbst Herders starker Einfluß wirkte mit ungeschwächter Kraft fort, und als dieser versäumte, den ihm als Festrede zu einer von Goethe geplanten Shakespearefeier versprochenen Aufsatz über den großen Briten zu senden, hielt der junge Apostel eine Festrede, die mehr von grenzenloser Begeisterung für seinen Gegenstand als von Sachkenntnis zeugt. Er nennt sich einen Blindgeborenen, dem Shakespeares Wunderhand die Augen plötzlich geöffnet habe, und dessen Existenz um eine Unendlichkeit erweitert worden sei.

„Ich zweifelte keinen Augenblick," so heißt es in der Rede, „dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die Luft und fühlte, daß ich Hände und Füße hatte."

Dieser hier ausgesprochene Vorsatz, „dem regelmäßigen Theater zu entsagen" war keine Phrase. Wir haben gesehen, daß Goethe sich schon in Straßburg mit dem Gedanken trug, einen „Julius Cäsar" für die deutsche Bühne zu schreiben. Das war ein echt Shakespearescher Stoff, aber darin lag, wie der junge Dichter wohl selbst einsah, das Gefährliche. Das große Vorbild übertrumpfen zu wollen, war bedenklich und fast pietätlos. Neben den römischen Helden hatte sich in der Idee des Straßburger Studenten eine Gestalt aus der deutschen Vergangenheit gestellt — Götz von Berlichingen — ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle, dem das Blut Shakespearescher Recken durch die Adern floß, und der nach mannhafter Gegenwehr einem Schicksal von echt Shakespearescher Tragik erlag.

Zu rechter Zeit erhielt Goethe „Götzens von Berlichingen Lebensbeschreibung“ in der Nürnberger Ausgabe von 1731 und begann sogleich diese kernige, wenn auch trocken geschriebene Selbstbiographie des wackern deutschen Ritters zu dramatisieren und darüber „Sonne, Mond und die lieben Sterne zu vergessen“. Das Werk fesselte ihn bis zum letzten Augenblick. „Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen,“ schreibt er Ende Dezember an Herder, „rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib.“ Das vollendete Manuskript wurde Herder eingesandt, „der sich unfreundlich und hart dagegen äußerte und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten ihn deshalb mit spöttischen Namen zu bezeichnen,“ und den ziemlich enttäuschten, keineswegs aber entmutigten Dichter in seinem Vorsatz, die erste Niederschrift völlig umzuarbeiten, bestärkte. In diese Zeit dichterischer Freuden und Leiden fällt Goethes erste Begegnung mit J. H. Merck, der fortan einen bedeutenden Einfluß auf ihn behielt und mit seinem klaren, scharfen Verstand und seiner durchaus mephistophelischen Denkart den jungen Feuerkopf in heilsamster Weise abzukühlen wußte. Merck war Kriegszahlmeister in hessen-darmstädtischen Diensten, ein besonderer Günstling der Landgräfin Karoline. Ohne selbst mit literarischen Arbeiten von größerer Bedeutung an die Öffentlichkeit getreten zu sein, hatte er sich ungewöhnliche Kenntnisse in Literatur und Geschichte angeeignet und sich zu einem Kenner schönwissenschaftlicher Schriften ausgebildet, wie seine Zeit wohl wenige gekannt hat. Nach mancherlei dilettantischen Versuchen in Vers und Prosa, bei denen er seiner boshaften Laune die Zügel schießen ließ, wandte er sich ohne sonderlichen Erfolg kaufmännischen Unternehmungen zu, bis er mit sich und der Welt völlig zerfiel und, von der Wahnvorstellung geplagt, einen Fehlbetrag in der von ihm verwalteten Kriegskasse zu haben, im Jahre 1791 durch Selbstmord endete.

Durch Herder, den Bräutigam der Darmstädterin Karoline Flachsland, war er auf Goethe aufmerksam gemacht worden, und so versäumte er bei einem Besuche in Frankfurt nicht, sich durch die Brüder Schlosser, die wie Horn und Riese zu Goethes Freundeskreis gehörten, dem aufstrebenden Dichter vorstellen zu lassen.

Von der Bekanntschaft mit diesem Geiste, „der stets verneinte", rühren Goethes kritische Bestrebungen und der ernste Drang, den Dingen, die ihn beschäftigten, auf den Grund zu gehen, her. Das Studium von Luthers Schriften, „die in dem sechzehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen", führte ihn zu seinem alten Lieblingsbuch, der Bibel, zurück, die er ihrem geschichtlichen Charakter nach als einer der ersten kritisch zu untersuchen wagte und als ein „nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk" erkannte. Diese Anschauung, die damals für unerhört gelten mußte, hat sich inzwischen Bahn gebrochen und wird heute auch von den orthodoxen Theologen geteilt. In Goethes Augen mußte das Buch der Bücher durch diese Erkenntnis an Wert gewinnen; er sah die offenkundigen Widersprüche, um die sich die Frommen jener Zeit spitzfindig herumzudrücken versuchten, und die in mancher ehrlich nach Wahrheit strebenden Seele ernstliche Zweifel erweckten, auf die natürlichste Weise aus dem Wechsel der Anschauungen erklärt und lernte den inneren, sittlichen Gehalt der heiligen Schriften von den anfechtbaren Äußerlichkeiten trennen. „Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments", so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen, „und die zarte Naivetät des Neuen hatte mich im einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie (die Bibel) mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Charakter der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre: ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüt an dieses Buch verwandt, als daß ich es hätte jemals wieder entbehren sollen."

Wie ernst es Goethe mit solchen Untersuchungen war, verraten zwei ohne Verfassernamen erschienene kleine Schriften theologischen Inhalts, die, wenn auch erst gegen Ende des Jahres 1772 oder gar zu Anfang 1773 entstanden, als Ausfluß seiner Stimmung in jenem Zeitraum betrachtet werden können und uns einen Einblick in seine religiösen Anschauungen gewähren. Diese beiden Büchlein, die er auf eigene Kosten drucken ließ und der Eichenbergischen Buchhandlung in Frankfurt zum Vertrieb überließ, sind der „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen 1773" und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau am Bodensee. 1773". Der „Brief des Pastors", unverkennbar von Rousseaus „Lettre d'un vicaire" beeinflußt, predigt Duldsamkeit, nicht die Duldsamkeit aus Vernunftgründen, wie sie damals bei den sogenannten Gebildeten Modesache wurde, sondern die Duldsamkeit aus dem Glauben und aus der christlichen Liebe. Die Schrift „Zwo wichtige Fragen" enthält eine geschichtliche Untersuchung der israelitischen Gesetzestafeln und eine seltsame Erklärung der Gabe der Sprachen am Pfingstfeste; sie verrät die Einwirkung Herderschen und noch mehr Hamannschen Geistes. Auf Hamann war Goethe schon in Straßburg hingewiesen worden, wo er nach Lerses Angabe eine geschichtliche Studie über die Gesetzestafeln zum Gegenstande einer von der juristischen Fakultät zurückgewiesenen Dissertation gemacht hatte (Böttiger, Liter. Zustände I, S. 60).

Vielleicht gerade wegen ihres unbekannten Ursprungs wurden beide Schriftchen von der Kritik eingehend gewürdigt, ohne jedoch eine sonderliche Wirkung auf das Publikum ausgeübt zu haben.

Mercks Persönlichkeit hatte offenbar auf Goethe einen tiefen Eindruck gemacht. Jedenfalls beeilte er sich, den Besuch so bald als möglich zu erwidern. In der ersten Märzwoche des Jahres 1772 traf er mit Georg Schlosser

in Darmstadt ein. Der Darmstädter Kreis, der den jungen Dichter, wie ein Jahr vorher den alten Gleim, „belebte und förderte", war eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft feingebildeter, „empfindsamer" Männer und Frauen, die sich um die vielgenannte schön- und starkgeistige Landgräfin Karoline scharte. Goethe nennt uns außer Merck als Mitglieder dieses Kreises den gelehrten und kunstsinnigen Geheimrat von Hesse, den Schwager von Herders Braut, ferner den Theologen Professor Petersen, den genialen Rektor Wenck, Hofbibliothekar und Konsistorialrat, die Hofdamen Fräulein von Roussillon und Louise von Ziegler („Lila") und endlich Herders Braut Karoline Flachsland. Diese berichtet ihrem Bräutigam über den Eindruck, den Goethe bei ihr hervorgerufen, mit großer Wärme. Sie schreibt: „Goethe ist ein gutherziger, munterer Mensch, ohne gelehrte Zierat, und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht, und eine gewisse Ähnlichkeit im Ton oder Sprache oder irgendwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen ... Er hat sechs Monate in Straßburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen. Ich habe ihn von diesem Augenblick an recht lieb gewonnen ... Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört." Aus diesen Zeilen tritt uns der ganze Goethe, wie er damals war, mit unverkennbarer Deutlichkeit entgegen. Aber ebenso spricht auch Herders Nörgelsucht aus dessen Antwort: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat."

In der gefühlsseligen Darmstädter Gesellschaft wurde auch bei Goethe jene modische „Empfindsamkeit" geweckt, die für das gesamte Leben jener Zeit so bezeichnend ist. Dazu kam eine „düstere Reue" wegen seiner Trennung von Friederike. Auf einsamen Wanderungen suchte er Trost, er gewöhnte sich „auf der Straße zu leben und

wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern". Die Darmstädter nannten ihn daher den „Wanderer", und wie gut ihm selbst dieser Name gefiel, beweist eine leidenschaftliche Dichtung „Wanderers Sturmlied", die bei einem solchen Marsche durch Unwetter und Regenschauern entstanden ist. Überhaupt gefiel sich die Zeit, die so zart zu empfinden vorgab, in begeisterten Gesängen und Nachahmungen jener phantastischen Poesien, die der geschäftstüchtige Schotte Macpherson (1738–1796) auf Grund spärlicher Reste gälischer Volksdichtung selbst geschrieben und für die Lieder des sagenhaften Barden Ossian ausgegeben hatte. In engem Zusammenhange hiermit stand die überall erwachende Freude an der Natur und körperlichen Übungen. Neben der Reit- und Fechtkunst wurde auf Klopstocks Anregung das Schlittschuhlaufen mit Begeisterung getrieben. Seine „Eisoden" waren in aller Munde und spielen im zeitgenössischen Briefwechsel eine bedeutende Rolle.

In der ersten Aprilwoche des Jahres 1772 sehen wir Goethe bereits seinen Besuch in Darmstadt wiederholen. Er machte die Reise zu Fuße und dichtete bei einer Wanderung durch einen Tannenwald den „Morgengang im Hain". Auf der Rückreise begleitete ihn Merck. Sie reisten gleich weiter nach Homburg, wo Merck mit seiner schöngeistigen Freundin Frau von Laroche und deren reizender Tochter Maximiliane, denen Goethe später noch nähertreten sollte, obgleich der erste Eindruck, den Frau von Laroche auf ihn machte, keineswegs günstig war, ein Stelldichein verabredet hatte. In der Gesellschaft von Mutter und Tochter sowie der beiden empfindsamen Darmstädter Hofdamen schwärmten Goethe und Merck im fürstlichen Parke. Die Gedichte „Elysium", worin der Dichter Fräulein von Roussillon als Urania feiert und „Pilgers Morgenlied", das Fräulein von Ziegler, Lila genannt, gewidmet ist, sind bei dieser Gelegenheit entstanden.

Auf der Rückreise wohnte Merck in Goethes Vaterhaus. Der witzige, klardenkende Mann, der seltsamer-

weise den Kristallisationspunkt für die Darmstädter Gefühlsduselei bildete, war nach dem Geschmacke der Frau Rat. Ihr selbst war die ganze Treibhausempfindsamkeit ein Greuel, wie sie auch die welterschütternde Zeitspanne des Sturmes und Dranges nie ernst genommen hat. Sie nannte Merck ihren Sohn, berichtet später noch der Herzogin Anna Amalia entzückt von seinen Streichen und meint mit der vornehmen Nachsicht, die eine ihrer herrlichen Charaktereigenschaften war: „Den Mephistopheles kann er nun freilich niemals ganz zu Hause lassen, das ist man nun schon so gewöhnt."

Nach wiederholten Besuchen in Darmstadt rückte nun die Zeit heran, wo Goethe dem Wunsche des Vaters gemäß nach Wetzlar reisen sollte, um beim dortigen Reichskammergericht eine praktische Tätigkeit zu beginnen. Wir wissen, daß ein längerer Aufenthalt in Wetzlar auch ein Haltepunkt auf der planvollen Lebensreise des Herrn Rats gewesen war, der deshalb den Sohn für eine Zeitlang in gleicher Stellung zu sehen wünschte. Dieser zeigte sich hierzu auch um so leichter geneigt, als er sich bei seinen Vorstudien zu „Götz von Berlichingen" eingehend mit der deutschen Rechtsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts befaßt hatte, die auf die Stiftung dieses obersten Gerichtshofes von Einfluß gewesen war oder darauf Bezug nahm. Der geheime Zusammenhang in allen Ereignissen von Goethes äußerem und innerem Leben tritt hierbei wieder besonders deutlich zutage.

Goethe trat keineswegs mit hochgespannten Erwartungen und Hoffnungen in den Kreis seiner neuen Tätigkeit ein. Das Kammergericht, dessen Entwicklungsgeschichte der Dichter im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit" in knappen Zügen so klar und überzeugend darlegt, daß seine Ausführungen einen Rechtshistoriker von Fach beschämen könnten, war kaum noch ein Schatten der ehrwürdigen Einrichtung, als die es Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 gestiftet und Karl V. in hohem Grade vervollkommnet hatte. Die Verzögerung der Pro-

zesse, eine Folge der auf diesen Gerichtshof seit langem angewandten Sparsamkeitsgrundsätze, war sprichwörtlich geworden. Bei Goethes Eintritt hatten sich 20000 Prozesse angehäuft, von denen durch 17 Assessoren jährlich 60 erledigt wurden, während etwa 120 neue hinzukamen. Zum Überfluß hatten sich gerade damals drei Assessoren grobe Betrügereien zuschulden kommen lassen, was bei der Nachprüfung im Frühjahr 1772 ans Licht kam.

Desto erstaunter war Goethe, in Wetzlar anstatt einer „sauertöpfischen Gesellschaft" einen Kreis junger Leute zu finden, der, durchaus unberührt von dem ehrwürdigen Zopf- und Formelwesen des in seinen Grundfesten erschütterten baufälligen Gerichtshofes, den akademischen Bürgern Leipzigs und Straßburgs an Lebenslust und jugendlichem Übermut nichts nachgab. Am 25. Mai wurde Goethe als „Praktikant" (Referendar) beim Kammergericht eingeschrieben, und gleichzeitig fand er Aufnahme in den geheimnisvoll-scherzhaften Ritterorden, den die jungen Juristen und die in der Visitationskommission beschäftigten Legationssekretäre gestiftet hatten, um sich nach den ledernen Berufsarbeiten bei ihren Mahlzeiten mit romantischen Märchen und allerhand ulkigen Feierlichkeiten zu erheitern. Goethe erhielt nach dem lustigen Brauche dieser Kneipgesellschaft mit dem Ritterschlage den Ordensnamen „Götz von Berlichingen, der Redliche". Ein besonderer Zweig dieses Ordens hatte angeblich eine philosophisch-mystische Richtung, scheint aber nach Goethes Bekenntnissen als einzigen Zweck die planmäßige Pflege des höheren Blödsinns gehabt zu haben.

Der Dichter war zeitlebens kein Spielverderber. Wie er in Darmstadt mit den zarten Hofdamen empfindsam schwärmte, so beteiligte er sich hier in Wetzlar mit ganzer Seele an den Possen der närrischen Ordensritter und gab sich Mühe, in den Unsinn Methode zu bringen. Aber lange konnte ihn natürlich ein solches Treiben nicht befriedigen. Zum Glück fand er in diesem Kreise wenigstens zwei Männer, mit denen er auch ernstere Dinge

besprechen konnte, den gothaischen Legationssekretär und Dichter Friedrich Wilhelm Gotter, damals schon als Bearbeiter französischer Stücke bekannt und als Freund von Bürger, Voß, Hölty und dem Grafen Stolberg für Goethe von doppelter Bedeutung, und den hannöverschen Legationssekretär Johann Christian Kestner, den Bräutigam der jungen Wetzlarerin Charlotte Sophie Henriette Buff, die als Urbild von Werthers „Lotte" Unsterblichkeit erlangen sollte. Kestner, damals einunddreißigjährig, war ein durchaus vernünftiger junger Mann von ordentlichen Grundsätzen und etwas hausbackenem Wesen, ohne jede Spur von höherem Schwung oder gar Genie, aber ein zuverlässiger Charakter und fleißiger Arbeiter. Goethe gefiel ihm anfangs keineswegs, desto überraschender ist das klare Urteil, das er nach längerer Bekanntschaft mit ihm über den jungen Brausekopf zu fällen vermochte. Was der verständige Kestner, dessen innere Entwicklung schon abgeschlossen war, über den genialen, wenn auch noch unberühmten jungen Dichter berichtet, ist für beide so bezeichnend, daß es mit einigen Kürzungen hier wiedergegeben werden mag. Er schreibt: „Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt an, seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, die seinige aber war, den Homer, Pindar und andere zu studieren und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden. Gleich anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrtenzeitung, beiläufig als Philosophen in publico an und gaben sich Mühe, mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Klasse von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr in Publico nicht so gänge bin, so lernte ich Goethe erst später und zwar ganz von ungefähr kennen ... Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außer-

ordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurteilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen anderen ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System ... Er hat schon viel getan und viele Kenntnisse, viel Lektüre; aber doch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht aus den sogenannten Brotwissenschaften."

Merkwürdig ist die erste Begegnung der beiden Männer. „In Garbenheim", schreibt Kestner, „fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikureischen Philosophen (v. Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mittelding von beiden (Dr. König), unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreut, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennengelernt."

Zwischen Goethe und Kestner entwickelte sich eine aufrichtige Freundschaft, die sogar Kestners und Lottens nicht ganz unberechtigte Verstimmung über den „Werther" auf die Dauer nicht zu trüben vermochte. In Wetzlar lebte eine Großtante Goethes, die Geheimrätin Lange, mit deren Töchtern der junge Dichter am 9. Juni einen Ball im Jägerhause zu Wolpertshausen besuchte. In dem Wagen, der ihn dorthin führte, traf er Lotte Buff, Kestners Braut. Sie sehen und sich in sie verlieben war eins. Kestner selbst berichtet über dieses erste Zusammentreffen mit einer

ruhigen Sachlichkeit, hinter der wohl niemand den glücklichen Bräutigam vermuten dürfte. „Sie ist noch jung," heißt es da, „sie hat, wenn sie gleich keine regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vorteilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war ... Er war den Tag ausgelassen lustig ... Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte; ... nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen." Wir können uns Lotte Buff, oder wenn wir sie so nennen wollen: Werthers Lotte, auch kaum anders vorstellen als in ihrer häuslichen Tätigkeit, inmitten ihrer kleinen Geschwister, denen sie die bereits 1770 verstorbene Mutter mit rührender Sorgfalt ersetzte. Die reizende Szene im „Werther", wo Lotte, umringt von den Kleinen, „im simplen weißen Kleid mit blaßroten Schleifen" mit einem schwarzen Brote mitten im Zimmer steht und jedem sein Stück „nach Proportion des Alters und Appetits abschneidet", ist durch Chodowieckis und Kaulbachs Darstellungen jedem bekanntgeworden.

Von nun an sah Goethe die im stillen Geliebte täglich. Kestner, der keine Eifersucht zu kennen schien und ihrer Treue gewiß war, liebte es, daß sie nach vollbrachtem Tagewerk in Haus und Garten im Kreise fröhlicher Altersgenossen Erholung suchte. Unvergleichlich schön ist Goethes Schilderung dieses für ihn so beseligenden und doch so schmerzlichen Verkehrs. „Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter," heißt es in „Dichtung und Wahrheit", „er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie bei einer

ausgedehnten Wirtschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Teil dabei; sie hatten sich alle drei aneinander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am taureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß ward ausgelöscht durch fortdauernde Liebe."

Das war die Seite des „Werther", die der glückliche Goethe erleben durfte, zu der anderen, tragischen, lieferte ein zweites Liebestrio den Stoff, das sich unter ähnlichen Umständen und zu derselben Zeit in Wetzlar zusammengefunden hatte. Der Sekretär bei der braunschweigischen Gesandtschaft in Wetzlar, Karl Wilhelm Jerusalem (geb. 21. März 1747), der Sohn des als Schriftsteller bekanntgewordenen Braunschweiger Propstes, Goethes Studiengenosse in Leipzig, ein hübscher blonder Jüngling von zartem, etwas weichlichem Wesen, der Geßners Radierungen kopierte und englische Schriftsteller las, auch stets in englischem Kostüm: blauem Frack, gelber Weste, Stiefeln mit braunen Stulpen erschien, war mit dem kurpfälzischen Sekretär Philipp Jakob Herdt befreundet und verliebte sich in dessen schöne Gattin Elisabeth, eine Tochter des Mannheimer Hofbildhauers Egell. Das unglückliche Verhältnis, von dem übrigens nur ein kleiner Teil des Wetzlarer Kreises genauere Kenntnis erhalten zu haben scheint, währte bis zum 30. Oktober 1772 und endete mit Jerusalems Selbstmord, der, wie wir später sehen werden, die in Goethes Phantasie schon ausgereiften Bestandteile des Werther-Romanes gleich der Oberfläche

eines gefrierenden Wassers bei plötzlicher Erschütterung zu einem festen Ganzen zusammenschießen ließ.

Es ist für Goethe bezeichnend, daß ihn eine Liebe nie so völlig beschäftigte, daß sie ihn der Außenwelt zu entfremden vermocht hätte. Wie er während des Verhältnisses mit Käthchen Schönkopf eine Kunstpilgerfahrt nach Dresden unternahm, wie er sich aus der Sesenheimer Stille losriß, um das schöne Elsässer Land zu durchreisen, so lockte ihn während des Wetzlarer Aufenthaltes das nahe Gießen mit seinem regen geistigen Leben. Die Wanderung dorthin war freilich kaum etwas anderes als eine Art Hauptprobe zu der Flucht von Wetzlar, zu der er sich drei Wochen später entschloß. „Am 16. August", so lesen wir in Kestners Tagebuch, „bekam Goethe von Lottchen gepredigt, sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe; er ward blaß und sehr niedergeschlagen." Offenbar trieb ihn diese Abkühlung von dannen. Über Garbenheim und Atzbach eilte er nach Gießen. „Aber schon unterwegs gewann sein Übermut und die alte Vorliebe für Foppereien über die Wertherstimmung den Sieg: er beschloß, den Professor Hoepfner, in dem er einen Mitarbeiter an den von Merck und Johann Georg Schlosser vorbereiteten „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" begrüßen wollte, unter der Maske eines wandernden Studenten zu besuchen. Der Scherz gelang nach der Schilderung von Hoepfners Gattin (A. Bock, Aus einer kleinen Universitätsstadt I.) vortrefflich: Hoepfner versuchte mehrmals, sich seines Besuches durch das Anerbieten einer Unterstützung zu entledigen. Erst abends, am Stammtische, traf er den seltsamen Reisenden wieder, der dort das große Wort führte und den ganzen Professorenkreis in Entzücken versetzte.

Zugleich mit Goethe trafen Merck aus Darmstadt und Schlosser aus Frankfurt ein. Beim Gedankenaustausch über die „Gelehrten Anzeigen" lernte der Dichter Hoepfner kennen und schätzen. Vermutlich würde er seine Absicht, in Gießen längeren Aufenthalt zu nehmen, aus-

geführt haben, wenn nicht die beiden Freunde nach Erledigung des Geschäftlichen auf rascher Abreise bestanden hätten. Merck litt an unüberwindlichem Widerwillen gegen das damals allerdings maßlos rohe studentische Leben, und Schlosser verspürte Heimweh nach Frankfurt, wohin ihn als starker Magnet Goethes Schwester zog, was er bei dieser Gelegenheit dem Bruder gestand. Goethe empfand bei dieser Erklärung die lebhafteste Eifersucht. Er hatte Cornelia bis dahin für sich allein in Anspruch genommen und bei dem regen geistigen Verkehr, worin er mit ihr seit der frühesten Kindheit gelebt, nie daran gedacht, daß er sie einmal an einen andern abtreten müsse.

Vor der Abreise von Gießen machte Goethe noch Merck mit Lotte bekannt, die gerade zum Besuche bei dem Kriegszahlmeister Pfaff angekommen war und von Merck nach Wetzlar begleitet wurde. Das schöne Mädchen fand jedoch vor den Augen des Freundes keine Gnade, er zog das „Junonische" dem „Zierlichen" vor, was er Goethe mit trocknen Worten erklärte. Wenn wir einem Briefe des Dichters an Kestner Glauben schenken dürfen, hätte sich der Darmstädter Mephisto allerdings selbst in Lotte verliebt, es ist jedoch nicht unmöglich, daß Goethe diese Mitteilung dem Bräutigam nur gemacht hat, um den Zauber, den das Mädchen auf seine Umgebung ausübte, ins rechte Licht zu setzen und dadurch eine mildere Auffassung seiner eigenen Verliebtheit zu erzielen.

Die Erwähnung der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" macht es nötig, der Beiträge Goethes zu dieser im Herderschen Sinne geleiteten Zeitschrift, „in der die ästhetische Kritik wieder ein ähnliches Organ gefunden zu haben schien, wie die Literaturbriefe (Lessings) gewesen waren", mit einigen Worten zu gedenken. Goethes Mitarbeit beschränkte sich auf eine Reihe Besprechungen von Kunstwerken und Büchern hauptsächlich historischen, biographischen, poetischen und kunstgeschichtlichen Inhalts. Viele dieser Kritiken verraten den ungewöhnlichen Geist des Verfassers, namentlich die, die sich mit der ästhetischen

Würdigung von Werken der bildenden Kunst beschäftigen. An diese Tatsache knüpft Richard M. Meyer die feine Bemerkung: „Gerade wie die kritische Tätigkeit ist auch die Bilderbeschreibung eine Liebhaberei, welche Goethes Jugend mit seinem Alter teilt, während beide in dem reifen vollen Schaffen seiner klassischen Zeit zurücktreten: Der Jüngling und der Greis sammeln, jener aus Wissenslust und dieser aus Beschaulichkeit; der Mann aber schafft lieber selbst, statt fremde Schöpfungen kritisch zu reproduzieren."

Nach Mercks Abreise erreichte Goethes Leidenschaft für Lotte ihren Höhepunkt. Scheinbar ruhig und gefaßt feierte er noch seinen Geburtstag in der Buffschen Familie, aber seine Gespräche über Tod und Jenseits mußten die Freunde stutzig machen. Am 11. September, frühmorgens, verließ er ohne Abschied von der Geliebten die Stadt. Am Abend vorher hatte er einen Brief an Kestner geschrieben, der seine Stimmung zur Genüge kennzeichnet: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel ... Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh' ich. O mein armer Kopf!"

Seine Abreise war tatsächlich eine Flucht vor dem Selbstmord, obgleich er die ganze Sachlage in „Dichtung und Wahrheit" ungleich harmloser hinstellt. Nach außen hin vermochte er die plötzliche Abreise von Wetzlar, die namentlich den Plänen des Vaters durchaus nicht entsprach, damit zu erklären, daß er mit Merck eine Rheinreise verabredet habe und ihn in Koblenz bei Frau von Laroche zu treffen gedenke.

Er reiste zu Fuße lahnabwärts und versuchte sich bei dieser Wanderung, einer augenblicklichen Grille nachgebend, durch ein sonderbares Orakel über seine Zukunft als bildender Künstler Aufklärung zu verschaffen. Ein noch neues, wertvolles Taschenmesser, das er von der

Straße aus in den Fluß warf, sollte ihm durch sein sichtbares Aufschlagen auf das Wasser als ein ermutigendes Zeichen des Schicksals dienen. Das Orakel fiel nicht nach Wunsch aus, und der Wanderer zweifelte an seiner Begabung. Aber erst fünfzehn Jahre später sollte er ernstlich zu der Einsicht gelangen, daß ihn das Schicksal nicht zum Maler, sondern zum Dichter bestimmt habe.

Sein Gemütszustand ließ ihn nicht zum Genusse der landschaftlichen Reize des herrlichen Lahntals gelangen. Die romantischen Burgen, die dort bei jeder Krümmung des Flusses auf steilen Felsen zum Himmel ragen, tauchten aus dem zarten Dufte des Herbsttages, ohne auf den jungen Büßer einen sonderlichen Eindruck zu machen. In Ems nahm er zum Gebrauche der Bäder einen kurzen Aufenthalt, er fühlte sich danach an Leib und Seele gestärkt und fuhr leichteren Herzens den Fluß hinab. Die Lage von Oberlahnstein entzückte ihn, und die Festung Ehrenbreitstein erschien ihm „über alles herrlich und majestätisch". Im friedlichen Örtchen Thal, hart am Fuße des Felsen, öffnete sich ihm das gastliche Haus des kurtrierschen Geheimen Staatsrats Frank von Laroche, dessen Frau und Tochter er, wie wir wissen, schon im April zu Homburg kennengelernt hatte. Frau von Laroche, die am 6. Dezember 1731 geborene Tochter des Augsburger Stadtphysikus Gutermann, die Jugendgeliebte Wielands, der seine Neigung später auf ihre Tochter und endlich in verstärktem Maße auf ihre Enkelin Sophie Brentano übertrug, galt für die literarische Pythia des Rheinlands. Sie stand damals gerade auf der Höhe ihres Ruhmes: ihr Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" rührte alle empfindsamen Seelen. Zu ihrem schöngeistigen Hofstaat gehörte der hessen-darmstädtische Rat Leuchsenring, der ebenfalls zu jener Zeit in ihrem Hause weilte, eine weichliche Natur ohne scharf ausgeprägten Charakter. Er stand mit mancherlei merkwürdigen Zeitgenossen im Briefwechsel und verfehlte nicht, seine mehr oder minder geistreichen Briefschaften auszugsweise vorzulesen, ohne

sich durch die ätzenden Randbemerkungen des kühl-verständigen Hausherrn irremachen zu lassen.

Man wird es Goethe kaum verdenken, daß er sich in diesem ästhetischen Kreise mehr an die Töchter hielt, von denen die älteste, Maximiliane, damals gerade sechzehn Lenze zählte und durch ihre dunklen Augen, ihre Anmut und frische Natürlichkeit alle Welt entzückte. G. Jacobi hatte bereits um ihre Hand angehalten, aber „Mamachen", wie Frau Laroche in ihrem empfindsamen Kreise hieß, wollte höher mit ihr hinaus und hatte schon einen reichen Mann aufs Korn genommen: den vierzigjährigen, aus Mailand gebürtigen Frankfurter Kaufmann Peter Anton Brentano, einen Witwer und Vater von vier Kindern. Verwandte und Bekannte waren über die Absichten der Mutter entrüstet, namentlich auch die Frau Rat Goethe, deren natürlich-einfachem Gefühl die unwahre Überschwenglichkeit „Mamachens" schon längst ein Greuel war, und die noch nach Jahren der Herzogin Anna Amalia ihr Herz über Frau von Laroche ausschüttete.

Weitere Kreise auf Goethes Beziehungen zu Maximiliane Laroche aufmerksam gemacht zu haben, von denen wir zuerst durch Loepers Ausgabe der Briefe Goethes an Sophie von Laroche Kenntnis erhielten, ist ein Verdienst Karl Heinemanns, der sowohl in seiner Goethe-Biographie wie in seinem schönen Buche über Goethes Mutter das eigentümliche Verhältnis beleuchtet. Wir wissen heute, daß „Maxe" nicht ohne entscheidenden Einfluß auf die beiden anmutigsten und zartesten Frauengestalten Goethescher Kunst, auf Lotte und Mignon, geblieben ist. Er selbst deutet seine Neigung zu dem schönen Mädchen in „Dichtung und Wahrheit" nur mit wenigen Worten an. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung," meint er bei dieser Gelegenheit, „wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Goethes Aufenthalt in der Familie Laroche währte nur fünf Tage. Merck hatte offenbar genug von der tränenreichen Zärtlichkeit der Hausfrau und dem in Briefbündel eingeschnürten Geist ihres Apostels Leuchsenring und „blies zur rechten Zeit zum Aufbruch". Man fuhr mit einem Boote rheinaufwärts und benutzte die langsame Fahrt zu zeichnerischen Übungen. Malerische Burgen und Städte wurden sorgfältig zu Papier gebracht und trugen vielleicht nicht wenig dazu bei, den über die Abreise des Sohnes von Wetzlar ungehaltenen Vater zu versöhnen. Am 21. September langte Goethe wieder in Frankfurt an, wo er schon am nächsten Tage den Besuch Kestners empfing. Nun begann er auch ernsthaft an die Ausübung seines Berufes zu denken. Die Brüder Schlosser, durch Georgs Verlobung mit Cornelia der Goethe'schen Familie nahe verbunden, überwiesen dem Sohne einige Klienten; auch der Oheim Textor wendete ihm „kleinere Sachen" zu, so daß der junge Advokat mit seiner Praxis gleich ins rechte Fahrwasser kam. Es wird uns heute schwer, uns den Dichter in einer solchen Tätigkeit vorzustellen, aber Juristen von Fach, die Einblick in die von Goethe bearbeiteten Akten genommen haben, rühmen „die gesunde, praktische Richtung, Gewandtheit und Lebhaftigkeit der Darstellung", weisen jedoch auf das bescheidene Maß tatsächlicher Kenntnisse hin, über das er zu verfügen hatte. Schon Georg Schlosser warf ihm vor, daß er ein besserer Redner als Jurist zu werden verspreche, und warnte ihn davor, seine schriftstellerischen Neigungen auf die juristische Praxis auszudehnen. Wir dürfen annehmen, daß dem jungen Anwalt seine fein abgefaßten Verteidigungsreden mehr Freude machten als die Rechtsfragen selbst.

Zur Entschädigung für die auf solche Berufsarbeiten verwandte Mühe nahm Goethe seine alten Kunstliebhabereien wieder auf, besuchte sämtliche Frankfurter Gemäldesammlungen und Kupferstichkabinette, studierte vor allem die seit dem Besuche in Dresden von ihm so hoch-

eines gefrierenden Wassers bei plötzlicher Erschütterung zu einem festen Ganzen zusammenschießen ließ.

Es ist für Goethe bezeichnend, daß ihn eine Liebe nie so völlig beschäftigte, daß sie ihn der Außenwelt zu entfremden vermocht hätte. Wie er während des Verhältnisses mit Käthchen Schönkopf eine Kunstpilgerfahrt nach Dresden unternahm, wie er sich aus der Sesenheimer Stille losriß, um das schöne Elsässer Land zu durchreisen, so lockte ihn während des Wetzlarer Aufenthaltes das nahe Gießen mit seinem regen geistigen Leben. Die Wanderung dorthin war freilich kaum etwas anderes als eine Art Hauptprobe zu der Flucht von Wetzlar, zu der er sich drei Wochen später entschloß. „Am 16. August", so lesen wir in Kestners Tagebuch, „bekam Goethe von Lottchen gepredigt, sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe; er ward blaß und sehr niedergeschlagen." Offenbar trieb ihn diese Abkühlung von dannen. Über Garbenheim und Atzbach eilte er nach Gießen. „Aber schon unterwegs gewann sein Übermut und die alte Vorliebe für Foppereien über die Wertherstimmung den Sieg: er beschloß, den Professor Hoepfner, in dem er einen Mitarbeiter an den von Merck und Johann Georg Schlosser vorbereiteten „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" begrüßen wollte, unter der Maske eines wandernden Studenten zu besuchen. Der Scherz gelang nach der Schilderung von Hoepfners Gattin (A. Bock, Aus einer kleinen Universitätsstadt I.) vortrefflich: Hoepfner versuchte mehrmals, sich seines Besuches durch das Anerbieten einer Unterstützung zu entledigen. Erst abends, am Stammtische, traf er den seltsamen Reisenden wieder, der dort das große Wort führte und den ganzen Professorenkreis in Entzücken versetzte.

Zugleich mit Goethe trafen Merck aus Darmstadt und Schlosser aus Frankfurt ein. Beim Gedankenaustausch über die „Gelehrten Anzeigen" lernte der Dichter Hoepfner kennen und schätzen. Vermutlich würde er seine Absicht, in Gießen längeren Aufenthalt zu nehmen, aus-

geführt haben, wenn nicht die beiden Freunde nach Erledigung des Geschäftlichen auf rascher Abreise bestanden hätten. Merck litt an unüberwindlichem Widerwillen gegen das damals allerdings maßlos rohe studentische Leben, und Schlosser verspürte Heimweh nach Frankfurt, wohin ihn als starker Magnet Goethes Schwester zog, was er bei dieser Gelegenheit dem Bruder gestand. Goethe empfand bei dieser Erklärung die lebhafteste Eifersucht. Er hatte Cornelia bis dahin für sich allein in Anspruch genommen und bei dem regen geistigen Verkehr, worin er mit ihr seit der frühesten Kindheit gelebt, nie daran gedacht, daß er sie einmal an einen andern abtreten müsse.

Vor der Abreise von Gießen machte Goethe noch Merck mit Lotte bekannt, die gerade zum Besuche bei dem Kriegszahlmeister Pfaff angekommen war und von Merck nach Wetzlar begleitet wurde. Das schöne Mädchen fand jedoch vor den Augen des Freundes keine Gnade, er zog das „Junonische" dem „Zierlichen" vor, was er Goethe mit trocknen Worten erklärte. Wenn wir einem Briefe des Dichters an Kestner Glauben schenken dürfen, hätte sich der Darmstädter Mephisto allerdings selbst in Lotte verliebt, es ist jedoch nicht unmöglich, daß Goethe diese Mitteilung dem Bräutigam nur gemacht hat, um den Zauber, den das Mädchen auf seine Umgebung ausübte, ins rechte Licht zu setzen und dadurch eine mildere Auffassung seiner eigenen Verliebtheit zu erzielen.

Die Erwähnung der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" macht es nötig, der Beiträge Goethes zu dieser im Herderschen Sinne geleiteten Zeitschrift, „in der die ästhetische Kritik wieder ein ähnliches Organ gefunden zu haben schien, wie die Literaturbriefe (Lessings) gewesen waren", mit einigen Worten zu gedenken. Goethes Mitarbeit beschränkte sich auf eine Reihe Besprechungen von Kunstwerken und Büchern hauptsächlich historischen, biographischen, poetischen und kunstgeschichtlichen Inhalts. Viele dieser Kritiken verraten den ungewöhnlichen Geist des Verfassers, namentlich die, die sich mit der ästhetischen

Zeit und Umgebung, daß keine Mücke mehr dazwischen Platz hat, ohne sich lächerlich zu machen. Was meine Bewunderung am meisten erregt, ist der Charakter der Elisabeth, die kaum gehört und gesehen wird und die Krone aller Frauen sowie dieses Stückes ist. Was muß ein Mann wert sein, der eine solche Frau liebt!"

Goethe konnte sich nicht dazu entschließen, die Arbeit, „an die er so viele Neigung verwendet", einem Verleger anzubieten. Merck, der mit der köstlichen Einfalt, die auch heute noch einen Teil des Publikums auszeichnet, in jeder buchhändlerischen Unternehmung eine Goldgrube sah, ohne zu bedenken, daß der bei einem „einschlagenden" Buche gemachte Gewinn größtenteils von den verfehlten Verlagsunternehmungen wieder verschlungen wird, überredete den Dichter, den „Götz" im gemeinsamen Selbstverlage erscheinen zu lassen. Goethe bezahlte das Papier, Merck Satz und Druck. Aber es ging ihnen mit diesem Geschäfte, wie es auch Schiller einmal mit dem Selbstverlage ging — es fehlte ihnen die buchhändlerische Geschäftsgewandtheit und der Überblick über die Verhältnisse im Sortimentsbuchhandel, ohne die der ersprießliche Betrieb eines Verlages undenkbar ist. Goethe hatte die Arbeit allein zu erledigen, da Merck die Landgräfin Karoline nach Petersburg begleiten mußte, geriet in Zahlungsschwierigkeiten und sah sich genötigt, eine größere Anleihe aufzunehmen. Um das Unglück vollzumachen, erschienen, noch ehe die Herstellungskosten gedeckt waren, drei Nachdrucke auf dem Büchermarkte.

Desto größer aber war der moralische Gewinn, den das Werk dem Dichter eintrug. Es machte allgemeines Aufsehen. Anfangs wußte das Publikum, wie stets, wenn es sich um etwas völlig Neues handelt, nicht, wie es sich dem Stücke gegenüber verhalten sollte. Der Verfasser wurde, obgleich die erste Auflage ohne seinen Namen erschienen war, bald bekannt und mit Zuschriften lobenden und tadelnden Inhaltes überschüttet. An guten Ratschlägen ließ man es ebenfalls nicht fehlen, und ein ge-

schäftstüchtiger Buchhändler bat Goethe, ihm noch ein Dutzend solcher Dramen zu schreiben. Die Unsicherheit der Kritik läßt sich am besten aus der ersten Besprechung des Stückes im „Teutschen Merkur" erkennen. „Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an," heißt es da, „bei dem unsere kritischen Linnés staunen und ungewiß sein werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das Grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten."

Nicht minder reizvoll ist es, die Stimmen der großen Zeitgenossen über den „Götz" zu vernehmen. Wieland widmet ihm im nächsten Jahrgang (1774) des „Teutschen Merkur" eine längere Besprechung, die er an den Auftritt vor der Belagerung von Jaxthausen anknüpft, wo Maria und Sickingen auf Götzens Wunsch die Burg verlassen und dieser sich mit den Worten „Elisabeth, du bleibst bei mir!" zu seinem Weibe wendet. Elisabeth anwortet: „Bis in den Tod!" — „Dies einzige Wort," sagt Wieland, „in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeklamieren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dies einzige ‚bis in den Tod' so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Portien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird." Am 31. Mai 1774 schreibt Johann Georg Hamann an Herder: „Goethe ist doch noch Ihr Freund? Der Name seines Götzen wird wohl ein Omen für unsern theatralischen Geschmack sein oder die Morgenröte einer neuen Dramaturgie."

Herder, dessen Ausstellungen an der ersten Bearbeitung manche Vorzüge des neuen „Götz" zu verdanken sein werden, schreibt in den „Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste" (1794–96):

„Goethes Berlichingen ist ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das Deutsche Reich ist; aber voll Charakter, voll Kraft und Bewegung."

Nur die beiden besten Köpfe der Zeit, die recht eigentlich der zweiten Hälfte des Jahrhunderts den Stempel ihres Geistes aufgedrückt hatten, verhielten sich gegen den kommenden Mann und seine erste Schöpfung ablehnend. Lessing fürchtet, daß der große Beifall, den der „Götz" in Berlin gefunden, „weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins" gereiche. Bei Friedrich dem Großen, dem begeisterten Verehrer und Schüler der Franzosen, deckt sich die Mißachtung des „Götz" allerdings mit seiner Abneigung gegen Shakespeare. In seinem berühmten Buche „De la littérature allemande" (Berlin 1780, deutsch Univ.-Bibl. Nr. 2211) nennt er den „Götz" „eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke Shakespeares, die der Wilden Kanadas würdig seien", und bedauert das Parterre, „das solchen geschmacklosen Albernheiten mit Enthusiasmus applaudiere".

Friedrichs wie Lessings Urteil ist nur mit dem so oft beobachteten Mangel an Verständnis zu erklären, das die führenden Geister einer Zeit den Herolden einer neuen Periode entgegenbringen.

Man muß, wenn man die ungeahnte Wirkung des „Götz" recht verstehen will, im Auge behalten, daß es sich keineswegs um die Wirkung des Stückes von der Bühne aus handelt. Erst dreißig Jahre später (1802–4) entschloß sich Goethe, das Stück für das Theater zu bearbeiten und dabei manchen wertvollen Auftritt den Anforderungen des Regisseurs an möglichst knappe Fassung zum Opfer zu bringen.

Nach der Vollendung des „Götz" überkam den Dichter die Lust, der lange gebändigten Laune die Zügel schießen zu lassen. Zur Erholung von der ernsten Tätigkeit schrieb er hintereinander eine Reihe kleiner Satiren in dramatischer Form, in denen er einzelne Personen oder Richtungen verspottet. Fünf davon haben sich erhalten. Im

„Pater Brey" wird der spionierende Mucker Leuchsenring ziemlich unsanft abgetan, im „Satyros" die Zeitrichtung, die sich in der Nachahmung Rousseaus gefiel, vielleicht auch Herder oder Basedow, bespöttelt. Im „Prolog zu Bahrdts neuesten Offenbarungen" erscheinen die Evangelisten im Studierzimmer des die Bibel „zeitgemäß" bearbeitenden freigeistigen Theologen Bahrdt, um sich von ihm wegen ihrer altmodischen faltigen Gewänder und langen Bärte den Kopf zurechtsetzen zu lassen. Am meisten Beachtung fand die Farce „Götter, Helden und Wieland", die das Salongriechentum in Wielands mattem Singspiel „Alceste" geißelt. Sowohl Bahrdt als Wieland nahmen den Spott mit Humor auf und brachen ihm so die Spitze ab. Wieland ließ sich sogar herbei, die gegen ihn gerichtete Farce im „Teutschen Merkur" mit Wohlwollen zu besprechen. „Wir empfehlen diese kleine Schrift", so heißt es da, „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen aussucht, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist." Die fünfte der Satiren „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" ist eigentlich eine Sammlung lose verbundener Epigramme in dramatischer Gestalt und richtet sich bei vielerlei leider verlorengegangenen persönlichen Beziehungen gegen gewisse Zeitströmungen, wie den seichten Vernunftglauben und die Gefühlsduselei in Lavaters Sinne.

Die dramatische Narrenkappe, in der sich der Dichter während dieser Periode gefiel, verhinderte ihn keineswegs an der Beschäftigung mit ernsten literarischen Studien. Vor allem reizten ihn die Engländer als die Vertreter der Lebensverneinung und Menschenverachtung zu eifriger Lektüre. In Miltons, Swifts, Sternes und Youngs Schriften finden wir die merkwürdigsten Urkunden jener düstern Richtung, die in Shakespeares Hamlet ihren Gipfelpunkt erreicht und auf ihrer Wanderung durch die Welt-

literatur im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zu den nordischen Völkern gelangt ist. Auch die nebelhaft verworrene Schwermut der sogenannten Ossianischen Poesie mußte Goethe unter diesem Gesichtspunkte aufs neue fesseln, und so bereitete sich denn in ihm die tränenfeuchte Schwüle vor, in der sein Briefroman „Werthers Leiden" keimen und gedeihen sollte. Es ist bezeichnend, daß der junge Dichter sich mit Selbstmordgedanken vertraut zu machen suchte und sich abends, wenn er zu Bett gegangen war, die Spitze eines wohlgeschliffenen Dolches auf die Brust setzte, mit der Absicht, zu versuchen, „ob es ihm wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dies aber niemals gelingen wollte," gesteht er, „so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben."

In dieser Stimmung erhielt er die Nachricht vom Tode Jerusalems, der seinen seelischen Leiden am 30. Oktober 1772 mit der Pistole ein Ende gemacht hatte. Ein seltsamer Zufall wollte es, daß die Pistole Kestners Eigentum war. In dessen Nachlaß hat sich das verhängnisvolle Zettelchen gefunden, das die wenigen Worte trägt: „Dürfte ich Ew. Wohlgeboren wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? Je. d. 29. Okt. 1772. Mittags 1 Uhr." Die Nachricht traf schon am 1. November in Frankfurt ein. Am 4. oder 5. reiste Goethe in Begleitung Schlossers nach Wetzlar, um sich genaue Einzelheiten über das Ereignis mitteilen zu lassen. Graf Kielmannsegge, einer der wenigen Vertrauten Jerusalems, konnte ihm über alles die genaueste Auskunft geben. Aber dies scheint ihm noch nicht genügt zu haben, er bat Kestner, ihm den Hergang umständlich aufzuschreiben. Kestners Protokoll erreichte ihn in Darmstadt und bildet recht eigentlich die Grundlage, auf der sich der „Werther" in der Phantasie des Dichters aufbaute. Geschrieben wurde der Roman allerdings erst im Frühjahr 1774, nachdem der Dichter kurz vorher selbst noch

einmal die Leiden seines Helden durchgekostet hatte. Durchgekostet und überwunden! Der Goethe, der den „Werther“ *schrieb*, war längst nicht mehr der Goethe, der ihn einst *empfunden* hatte. Er selbst konnte sich und die Periode, in der er damals lebte, schon mit dem Auge des Geschichtsforschers betrachten. Und deshalb wurde der Roman ein Kunstwerk, ein Ergebnis der Überlegung, trotz der scheinbaren Eingebung des Augenblicks, die wir in jedem der Wertherbriefe zu erkennen glauben. Wir wissen heute, daß der „Werther“ kein völlig zusammengehöriges Gefüge hat. Die eigentliche Fabel lieferte die unglückliche Geschichte des jungen Jerusalem. Kestner und Lotte haben zu den Hauptfiguren des ersten Teiles, Brentano und Maximiliane zu denen des zweiten Modell gestanden. Lotte, ursprünglich blauäugig, blickt uns im Romane mit Maxens schwarzen Mignonaugen an, in die der Dichter zu tief geblickt hatte.

Maximiliane war am 9. Januar 1774 zu Ehrenbreitstein mit Brentano getraut worden und wohnte nun in Frankfurt. Die Ehe war sicherlich nicht die glücklichste, scheint aber den Bekannten des Paares noch weit unglücklicher vorgekommen zu sein, als sie in Wirklichkeit war. Man stieß sich allgemein an Brentanos geringem Interesse für alles, was außerhalb seines kaufmännischen Gesichtskreises lag. „Brentano ist ein Kaufmann, der sehr wenig Geist hat,“ schreibt beispielsweise Merck, „es ist ein trauriges Phänomen für mich, unsere Freundin zwischen Heringstonnen und Kisten aufzusuchen.“

Die Gesellschaft im Brentanoschen Hause bestand aus Franzosen und Italienern von ausgeprägt katholisch-religiösen Neigungen. Goethe fand Einlaß und wurde ein oft gesehener Gast. Er schloß sich an einen Geistlichen, den Dechanten der Leonhardskirche, Dumeix, an, der ihm über die innere Verfassung der katholischen Kirche ausführlich Auskunft erteilen mußte. Goethes Hauptaufgabe war es jedoch, der erst siebzehnjährigen jungen Frau die Anregung zu bieten, die sie in ihrem neuen

Heim so sehr vermißte. Er war, nach seinen eigenen Worten, „der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war." Ziemlich unzart schreibt der Darmstädter Mephisto: „Goethe hat die kleine Madame Brentano über den Geruch von Öl und Käse und über das Betragen ihres Mannes zu trösten." Er entledigte sich dieser Pflicht nicht etwa aus Mitleid oder uneigennütziger Menschenliebe. „Die Max ist noch immer der Engel," schreibt er an Betty Jacobi, „der mit den simpelsten und wertesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe ... macht nun das Glück meines Lebens."

Eine Szene aus dem unschuldigen Verkehre der beiden jungen Leute ist mit Feder und Pinsel für alle Zeiten festgehalten worden. Wer kennt nicht Kaulbachs schönes Bild, dem die anschauliche Beschreibung aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (Univ.-Bibl. Nr. 2691 bis 2695a) zugrunde liegt, wo Maxens Tochter Bettina der Mutter des Dichters die Worte in den Mund legt: „An einem hellen Wintertag, an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren. ‚Mutter, Sie hat mich ja doch nicht Schlittschuhe laufen sehen, und das Wetter ist heut so schön' usw. — Ich zog meinen karmoisinroten Pelz an, der einen langen Schlepp' hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus, da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den andern durch, die Luft hatte ihm die Backen rot gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen; wie er nun den karmoisinroten Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsch' und lacht mich ganz freundlich an. — Nun, was willst du? sag' ich. — Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir ihren Sammetrock! — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht

ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin, wie ein Göttersohn auf dem Eis; Bettine, wenn du ihn gesehen hättest!! — So was Schönes gibt's nicht mehr, ich klatschte in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief, und wie da der Wind ihm den Schlepp' lang hintennach trug. Damals war deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

So harmlos der Verkehr Goethes mit Maxe auch sein mochte, Brentano schöpfte dennoch Verdacht und machte dem Hausfreund eine häßliche Szene. Von dieser Stunde an mied er für längere Zeit das Haus. „Die liebe Max", schreibt er an ihre Mutter, „seh' ich selten, doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel." Im Sommer 1775 kam die Versöhnung mit dem eifersüchtigen Gatten zustande. Nun konnte er der Mutter die sittlich großen Worte schreiben: „Ich hab' ihr mein Wort gehalten und versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne kehren wollte, wollte ich wiederkehren, ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt. Amen."

In vier Wochen wurde der „Werther" zu Papiere gebracht. Goethe zog sich zu dieser Arbeit, wie er es schon bei der neuen Fassung des „Götz" getan hatte, in völlige Abgeschiedenheit zurück und war während der ganzen Frist für niemand zu sprechen. Für ihn bedeutete das Buch den Abschluß einer unerquicklichen Zeitspanne; seine Fähigkeit, sich durch eine solche „Generalbeichte" das Herz zu erleichtern und sich einer tiefgehenden seelischen Verstimmung durch dichterisches Schaffen zu entledigen, ersparte dem Werther-Goethe die Zuflucht zu jenem letzten Mittel, in dem der Werther-Jerusalem den Ausweg aus seinen Leiden sah. Die bösen geschäftlichen Erfahrungen, die der junge Dichter mit seinem „Götz" gemacht hatte, waren nicht geeignet, ihn zu einem neuen Versuche mit dem Selbstverlage zu verlocken. Anderseits benahmen ihm aber auch die innerlichen Beziehungen,

in denen er gerade zu diesem Buche stand, die Lust, sich nach einem Verleger für den „Werther" umzusehen. Bei Mercks Rückkehr aus Petersburg las er diesem aus dem sauber abgeschriebenen und gebundenen Manuskripte vor und wurde zu seinem Entsetzen mit den kühlen Worten „Nun ja! Es ist ganz hübsch" abgespeist. Er fiel aus allen Himmeln und war nahe daran, die Arbeit dem Feuer zu überliefern. Zu seiner Beruhigung konnte ihm Merck nach einiger Zeit gestehen, daß er sich am Tage der Vorlesung in einer unglücklichen Stimmung befunden und von dem ganzen Romane keine Silbe vernommen habe.

Glücklicherweise hatte Goethe einige Zeit vorher von dem Leipziger Buchhändler Christian Friedrich Weygand einen Brief mit der Aufforderung erhalten, ihm ein Manuskript für seinen Verlag zu senden. Der „Werther" wurde abgeschickt und lag Ende September in zierlicher Buchausgabe vor. Der Erfolg des Romans übertraf den des „Götz" noch um ein Bedeutendes. Goethe war mit einem Schlage der gelesenste Schriftsteller nicht nur Deutschlands, sondern der Welt geworden. Bereits im Jahre 1779 brachte ein Ostindienfahrer chinesische Tassen mit, auf denen Begebenheiten aus dem „Werther" abgebildet waren.

Für den Verfasser hatte die ungeahnte Wirkung allerdings auch ihre Schattenseiten. Jeder fragte ihn nach dem Modell Lottens und wollte zum mindesten ihren Wohnort wissen. Er mußte zu Reisen unter einem angenommenen Namen seine Zuflucht nehmen. Noch zwölf Jahre nach dem Erscheinen des „Werther" machte er sich in der zweiten römischen Elegie (erste Niederschrift) mit dem Stoßseufzer Luft:

„Endlich bin ich entflohn! Sie kennet Werthern und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum."

Und als er am Vormittag des 2. Oktober 1808 zu Erfurt Napoleon gegenüberstand, mußte er es erleben, daß der Kaiser sogleich vom „Werther" anfing, dem einzigen Werke

Goethes, das er gelesen hatte, das aber in der Wertschätzung des Dichters längst erheblich gesunken war.

Fragt man sich, worin die starke Wirkung des Romans beruht habe, so muß man einzig und allein dessen Vorzüge in Erwägung ziehen, deren erster die bis dahin ungekannte Frische der Schreibweise ist. Ein Vertreter der empfindsamen Zeit, die in süßer Wehmut tatenlos dahinträumte und sich so gern durch tragische Schicksalsschläge aus ihrem Haschisch-Rausche aufrütteln ließ, war im „Werther" zum erstenmal dichterisch verherrlicht worden. Jeder sah in dem schwärmerisch leidenden Jüngling sein eigenes Bild. Ströme von Tränen wurden vergossen. Es war, als sollte die ganze lesende Welt der großen poetischen Erleichterung teilhaftig werden, die der Dichter für sich selbst errungen hatte. Man suchte dem Helden des Romans auch äußerlich nahezukommen. Wer Anspruch auf zarte Empfindungen erhob, bestellte sich schleunigst Werthers Kostüm: den blauen Frack und die gelben Hosen, in denen der Held so anmutig gelitten hatte.

Allerdings kam noch ein äußerer Umstand hinzu, für den uns freilich heute schon das rechte Verständnis fehlt. Der Selbstmord aus unglücklicher Liebe war damals eine durchaus neue Erscheinung, etwas Unerhörtes. Dem unglücklichen Jerusalem selbst hatte bei all seinem Herzenskummer zu guter Letzt nur die gekränkte Eitelkeit die Pistole in die Hand gedrückt: der Zorn über seine angebliche Zurücksetzung durch einen adligen Vorgesetzten. Goethe hatte diesen Beweggrund im Roman ebenfalls anzubringen versucht; der Selbstmord lediglich aus unglücklicher Liebe war auch ihm zu unglaublich erschienen. Und darin liegt wenigstens für uns der innere Fehler des Romans, den schon der erste neuzeitliche Mensch, Napoleon, dem Dichter gegenüber rügte.

Während die Jugend den „Werther" mit Begeisterung aufnahm, gerieten die Alten in helle Entrüstung. Die deutschen Philister, die sich sonst doch nicht so leicht über Literaturerzeugnisse erhitzen, wurden aus ihrer beschau-

lichen Ruhe aufgeschreckt. Was Werther-Goethe prophetisch vorausgesehen hatte, war geschehen: der Strom des Genies war aus den Ufern getreten und drohte den gelassenen Herren zu beiden Seiten „die Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder" zugrundezurichten. Entschieden belastend für den Dichter war die traurige Tatsache, daß sein unglücklicher Werther Nachahmer fand, in deren Reihen wir ein Fräulein von Laßberg aus Weimar finden. Obrigkeit und Kirche schritten gegen das unheilvolle Buch ein. In Mailand wurde es auf Anordnung des Erzbischofs öffentlich verbrannt, im aufgeklärten Leipzig vom Rat bei zehn Taler Strafe verboten, was zur Folge hatte, daß der Verleger im Jahre 1775 allein drei neue Auflagen drucken konnte, wozu im selben Jahre noch acht Nachdrucke kamen.

Die Kritik nahm das Buch im großen und ganzen günstig auf. Wieland hebt im „Teutschen Merkur" (1774) die seelenkundlich richtige Charakterzeichnung hervor und meint: „Außer der Kunst des Verfassers, die Nuancen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob, womit er sein ganzes Werk durchwürzt hat. ‚Ich will das Gegenwärtige genießen und das Vergangene soll mir vergangen sein' und hundert solche Maximen, die aus Werthers nicht misanthropischem, sondern bewegtem Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die strotzenden Predigten unsrer täglichen Romane." Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bote", weiß offenbar nicht recht, wie er sich dem „Werther" gegenüber verhalten soll, und sucht sich mit allerhand Gemeinplätzen darüber hinwegzuhelfen. „Ja, die Lieb' ist 'n eigen Ding; 's läßt sich nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel ... Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking getan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange dran herum, bis er kaput ist," usw.

Der berüchtigte Hauptpastor Goeze und sein großer

Gegner Lessing sind in ihrem Verdammungsurteil über den „Werther" einig. Jener bekämpft ihn mit theologischen Gründen. Lessing äußert sich in einem seiner Briefe: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? ... Solche kleingroße, verächtlichschätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je zynischer, je besser!" Man wird Lessings Urteil, über dessen innere Berechtigung man denken mag, wie man will, verstehen, wenn man in Erwägung zieht, wie peinlich es dem großen Manne sein mußte, seine „Emilia Galotti" als letzte Lektüre Werthers genannt zu sehen, in dessen Modell er noch dazu einen von ihm aufrichtig geschätzten Freund betrauerte. Sein Schildknappe, der damals vielgenannte Berliner Buchhändler und Aufklärer Friedrich Nicolai, schrieb eine Parodie unter dem Titel „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes", in der er „mit wenig Witz und viel Behagen" dem Helden einen glücklicheren Lebensweg vorzeichnete. Chodowieckis reizende Titelvignette, die Goethe ausschnitt „und zu seinen liebsten Kupfern legte", hat dem seichten Machwerk zu einer unverdienten Verbreitung verholfen. Es ist übrigens für den Einfluß des Berliner Literaturgewaltigen bezeichnend, daß der Dichter ihm nicht mit offnem Visier zu antworten wagte und sich auf allerlei Spottverse ohne Verfassernamen beschränkte, unter denen die Xenien vom Jahre 1795 die kräftigsten waren. Nicolai blieb mit seiner Parodie keineswegs allein; unter Goethes gesamten Werken ist, vom „Faust" abgesehen, keines, dem so viele Nachahmungen folgten, wie dem „Werther".

Von besonderem Wert für uns ist die ohne Zweifel durch Kestner veranlaßte, ohne Verfassernamen erschienene „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers", die als erste Erläuterung zu dem Romane gelten kann und

das Bestreben des Verfassers verrät, nach Kräften für den ziemlich schlecht behandelten Kestner, den „Albert“ der Geschichte, einzutreten. „Man würde aber dem guten Kestner Unrecht tun,“ heißt es da, „wenn man ihn bloß nach dieser Schilderung beurteilte. Albert mußte allemal verlieren, wenn sein Mitbuhler interessant werden sollte.“ Rührend ist der Brief Goethes an Kestner und Lotte, worin er wegen seines von ihnen schmerzlich empfundenen und gerügten Vertrauensbruches um Verzeihung bittet. „O ihr Ungläubigen!“ schreibt er, „ihr Kleingläubigen! Könntet ihr den tausendsten Teil fühlen, was „Werther“ tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt!“

Der ungewöhnlich große Erfolg seiner beiden ersten Werke mußte den Dichter natürlich mit manchen bedeutenden Zeitgenossen in Berührung bringen, denen er bis dahin ferngestanden hatte. Erwähnt sei vor allem der am 17. Februar 1752 zu Frankfurt geborene Dichter Maximilian Klinger, dessen Schauspiel „Sturm und Drang“ (Univ.-Bibl. Nr. 248) der ganzen literarischen Periode den Namen gegeben hat. Er suchte in seinen Stücken der „unverfälschten Menschheit“ im Rousseauschen Sinne gegen die „sittlichen und gesellschaftlichen Herkömmlichkeiten“ zum Siege zu helfen und hat vielleicht mit seinen „Falschen Spielern“ den ersten Anstoß zu Schillers „Räubern“ gegeben. Sodann verdient Leopold Wagner (geb. 1747 zu Straßburg) genannt zu werden, weniger wegen seines, irrtümlich Goethe zugeschriebenen Spottgedichtes auf Nicolais „Freuden des jungen Werthers“ („Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“), als wegen des zweifelhaften Verdienstes, Goethes Andeutungen über seine Faustpläne als Grundidee zu einem grausigen Sechsakter „Die Kindesmörderin“ (Univ.-Bibl. Nr. 5698) ausgebeutet zu haben.

Von dauernder Bedeutung für den Dichter war jedoch nur die persönliche Bekanntschaft mit Lavater. Dieser hatte sich bereits im Jahre 1773 um Goethes Bildnis

für seine physiognomischen Studien bemüht und seitdem öfter mit ihm Briefe gewechselt. In einem Briefe an Herder vom 4. November desselben Jahres verrät er einen wahrhaft prophetischen Blick, wenn er mit Bezug auf Goethe schreibt: „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftstellern kenn' ich kein größeres Genie."

Von Goethe und seiner mütterlichen Freundin, dem frommen Fräulein von Klettenberg, mit gleicher Erregung erwartet, traf der berühmte Züricher Apostel und Phantast am 23. Juni 1774 in Frankfurt ein und bezog ein Quartier im Vaterhause seines jungen Freundes. Die erste Begegnung ist bezeichnend. Auf Lavaters bündige Frage: „Bist's?" antwortete Goethe ebenso bündig: „Ich bin's!"

Als Theolog und Dichter hatte der Schweizer bereits einen Namen von gutem Klang, während das Hauptwerk seines Lebens, die „Physiognomischen Fragmente", in denen wir heute freilich kaum mehr als eine geistreiche Spielerei von sehr fragwürdigem Werte sehen, gerade die Zeitgenossen zu beschäftigen begann und zu reger Mitarbeit oder zu noch lebhafterem Widerspruch anregte. Wir wissen, wie freudig Goethe seine zeichnerischen Fähigkeiten in den Dienst der von Lavater mit Leidenschaft gepflegten Kunst, die Züge des menschlichen Antlitzes zu deuten und die Gesichter in Gruppen zu ordnen, stellte, obgleich er sich keineswegs rückhaltlos zu dieser neuen Wissenschaft bekannte. Wir verdanken ihm jedoch trotz mehrfacher Entfremdungen die vorurteilsloseste Würdigung des seltsamen Mannes, dessen Bild sonst auffallend durch persönliche und religiöse Abneigung getrübt ist. Nach Goethes Darstellung war Lavater eine milde, menschenfreundliche Natur von großer allgemeiner Bildung und ungewöhnlicher Menschenkenntnis mit einer unbesiegbaren Neigung, seine Umgebung durch sanfte Überredung zu bessern und zu bekehren. Dem Spott und Dünkel, dem gerade er mehr ausgesetzt war als andere, wußte er mit Geschick auszuweichen und dabei

den Gegner durch eine überraschend neue und bedeutende Äußerung zu entwaffnen. Seine religiösen Gespräche mit Fräulein von Klettenberg waren für Goethe von höchstem Reiz, weil sich hier zwei ausgesprochen fromme Christen mit völlig abweichenden Ansichten über das Wesen Christi gegenüberstanden.

Dabei war Lavater keineswegs ein Mucker. Er liebte die Geselligkeit und wurde in jedem fröhlichen Kreise bald der Mittelpunkt. Von dieser heiteren Seite lernte ihn Goethe bei Gelegenheit einer am 28. Juni unternommenen Reise nach Ems kennen, auf der er den Propheten und dessen Reisegefährten, den Maler Schmoll, begleitete. Da er der drängenden Amtsgeschäfte wegen sogleich wieder nach Frankfurt zurückfahren mußte, wiederholte er den Besuch in Ems am 14. Juli und traf dort in Lavaters Gesellschaft den nicht minder berühmten Schulreformator Basedow, den Herausgeber des einst weitverbreiteten „Elementarwerks", eines Handbuches für den Anschauungsunterricht, für das er damals gerade in ganz Europa Abnehmer suchte und im allermodernsten Sinne die Werbetrommel rührte. Er war recht eigentlich das Widerspiel des feinen, zartfühlenden Lavater: grob, unflätig, streitsüchtig und ungebildet, das Zerrbild des Rousseauschen Naturmenschen und nebenbei ein Gewohnheitstrinker schlimmster Sorte. Es mag ein seltsames Bild gewesen sein, wenn sich der vornehme junge Goethe aus der eleganten Gesellschaft der Badegäste fortstahl und während der Tanzpausen in Basedows qualmerfülltes Arbeitszimmer eilte, wo der stets tätige Mann, der niemals zu Bette ging, im Lehnstuhl sitzend abwechselnd schlief und seinem Sekretär diktierte. Man sprach mit großer Erregung über irgendeine Frage, bis die Klänge einer Allemande oder eines Polnischen den Besucher in den Ballsaal zurückriefen, während Basedow „den Faden seiner Abhandlung so ruhig diktierend aufnahm, als wenn nichts gewesen wäre".

Das wunderliche Dreigestirn Goethe-Lavater-Basedow

benutzte die schönen Sommertage zu Besuchen in der Umgegend, bei denen namentlich die für alles „Geistige und Geistliche" zugänglichen adligen Damen aufs Korn genommen wurden. Man kehrte unter anderem bei der Freifrau Henriette Karoline vom Stein in Nassau, der Mutter des großen preußischen Staatsmanns, ein, wo Goethe, um den unvermeidlichen Fragen nach Lotte zu entgehen, den Kindern Märchen erzählte, Lavater für das Himmelreich und Basedow für sein „Elementarwerk" warb. Basedow zeigte wieder einmal so wenig Lebensart, daß er nach einem erfolgreichen Aufruf an die Herzen und Geldbeutel der Anwesenden plötzlich in seine gewohnte Unflätigkeit zurückfiel und die Gesellschaft durch lästerliche Reden gröblich beleidigte. So verdrießlich dieser Besuch auch enden mußte, so bedeutungsvoll wurde er für Goethes Zukunft. Unter den Gästen der Frau vom Stein befand sich außer Frau von Laroche auch eine Dame aus der Weimarer Gegend, die reizende Gräfin Werthern, geb. vom Stein, in der manche das Urbild der Leonore Sanvitale in Goethes „Tasso" erkennen wollen. Sie war es ohne Zweifel, die über Goethes Persönlichkeit die erste Kunde nach Weimar brachte und für den jungen Dichter am dortigen Hofe Anteil zu erregen wußte.

Für Goethes Duldsamkeit menschlichen Schwächen gegenüber ist es bezeichnend, daß er seine Absicht, Lavater rheinabwärts zu begleiten, nicht aufgab, als Basedow erklärte, daß auch er sich anschließen wolle. Die Fahrt durchs Lahntal nach Koblenz verlief unter theologischen Gesprächen und weltlichen Scherzen zur vollen Zufriedenheit aller Teilnehmer. Eine köstliche kleine Erinnerung an den Verkehr der drei ungleichen Männer hat sich in den kunstlosen Versen erhalten, die Goethe unter dem Titel „Diner zu Koblenz" in seine Werke aufgenommen hat.

Das Reiseziel war Düsseldorf, der Mittelpunkt der niederrheinischen Schöngeister, die mit denen vom Oberrhein in Fehde lagen, weil diese den auf gegenseitige Verhimmelung abzielenden Briefwechsel zwischen Georg

Jacobi und Gleim öffentlich lächerlich gemacht hatten. Goethe fühlte sich nicht ganz frei von Schuld und sah dem Zusammentreffen mit den Brüdern Jacobi begreiflicherweise mit gemischten Gefühlen entgegen. Die Rheinfahrt verlief trotz dem schlechten Wetter recht lustig; Lavaters Tagebuch mit mancherlei tollen Einzeichnungen läßt die feucht-fröhliche Stimmung der Reisenden erkennen. Man muß sich Goethe hier vorzustellen versuchen, wie er, unter einem nassen Segeltuch liegend, einen verwelkten, von zarter Hand gespendeten Blumenstrauß an der Brust, „sein Butterbrot wie ein Wolf verzehrt und sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter umsieht".

Daß die erste Begegnung mit den Brüdern Jacobi trotz den erwähnten mißlichen Verhältnissen dennoch „sogleich offen und zutraulich" sein konnte, war hauptsächlich einer jungen, nach Frankfurt übergesiedelten Düsseldorferin, Johanna Fahlmer, zu verdanken, die hier wie dort wegen ihrer vielfachen verwandtschaftlichen Beziehungen das „Tantchen" genannt wurde. Sie war die um 31 Jahre jüngere Halbschwester der Mutter der Jacobis und durch die Familie des Predigers Starck auch mit Goethe verwandt, dessen Schwager Schlosser sie zur zweiten Frau nahm. „Sie gab," wie der Dichter sich ausdrückt, „durch die große Zartheit ihres Gemüts, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen." Sie wurde in ihren versöhnlichen Bestrebungen durch die treuherzige jüngere Jacobische Halbschwester Lottchen („Lolo") und die Gattin von Fritz Jacobi, Betty geb. von Clermont, unterstützt, „eine herrliche Niederländerin, ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnert". Bei so schätzbaren Gönnerinnen im feindlichen Lager mußte es bald zu einem ehrenvollen Friedensschlusse kommen. Die beiden „Propheten" waren in Köln, Basedow möglicherweise sogar schon in Neuwied, zurückgeblieben. Goethe

traf mit dem Maler Schmoll am Abend des 20. Juli 1774 in Düsseldorf ein und stieg im „Prinzen von Oranien“ ab. In der Frühe des nächsten Morgens eilte er nach Jacobis Wohnung am Flingertore und, da er niemand zu Hause traf, von dort in den Garten nach Pempelfort. „Grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh' noch ein schwesterlicher Blick drein prälimiert hatte, was wir sein sollten und konnten!“

Goethes Duldsamkeit in religiösen Dingen hat diesen Freundschaftsbund geweiht und viele Jahre hindurch, wenigstens äußerlich, zusammengehalten. Denn im Grunde genommen lag zwischen den beiden Männern eine unüberbrückbare Kluft. Die große Gottes- und Weltanschauung, ohne die Goethe für uns undenkbar wäre, stand zu der beschränkten Vernünftelei, mit der sich Jacobi zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und starrem Kirchenglauben ohne ernstere innere Kämpfe hindurchhalf, in schroffstem Gegensatze. „Was Jacobi mir von dem Zustande seines Gemütes mitteilte,“ sagt Goethe, „konnte ich nicht fassen.“ Daß sich die Kluft in der Folgezeit immer mehr erweiterte, geht aus den Worten hervor, mit denen er die Schilderung der ersten Begegnung beschließt: „Ich hatte beim Scheiden kein Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen würde.“

Die Düsseldorfer Gemäldegalerie, deren Bestände heute einen wesentlichen Teil der Münchener Älteren Pinakothek bilden, bot Goethe neue Anregung und erweiterte seine Kenntnis der niederländischen Schule. Von der freundlichen Rheinstadt machte er einen Abstecher nach dem gewerbefleißigen Elberfeld, um seinen alten Freund Jung-Stilling, der damals dort als Arzt wirkte, zu besuchen, und zwar wieder einmal in einer Verkleidung: als Kranker, der Stillings Kunst in Anspruch nehmen zu wollen vorgab. Bei einer Abendgesellschaft spielte Goethe zum Entsetzen der guten Elberfelder das Schreckenskind, so

daß „Stilling und einige andere, die ihn und sein Wesen besser kannten, oft vor Lachen zu bersten meinten" (Stillings Lebensgeschichte).

Auf der Heimreise wurde der Dichter von seinen Düsseldorfer Freunden bis Köln begleitet, wo man in Gesellschaft des romantisch-sinnlichen Wilhelm Heinse einige heitere Sommertage verlebte. Bis in die späte Nacht, wenn der Mondschein auf dem breiten Rheine zitterte, blieben die Freunde zusammen, meist in lebhaftem Gespräche über Spinoza, dessen herrlichen Allgottglauben Goethe damals zur Grundlage seiner eigenen Weltanschauung gemacht hatte. Natürlich mußte das alte Köln auch von seiner ureigensten Seite, als Hochburg rheinischer Kunst und rheinischen Altertums, auf Goethe wirken: mit Wonne besuchte er das Jabachsche Haus in der Sternengasse, wo die Kunstschätze eines reichen, längst verstorbenen Kenners und Sammlers liebevoll aufbewahrt wurden, mit Wehmut sah er die Ruine des Doms, ein wunderbares, „fern von der Vollendung schon erstarrtes Weltgebäude." Damals ahnte er noch nicht, daß er berufen war, vierzig Jahre später in diesen Ruinen neues Leben zu erwecken, indem er mit seiner mächtigen Stimme dem kühnen Gedanken der Brüder Boisserée öffentlich Ausdruck verlieh und nach jeder Richtung hin die Wiederaufnahme der Dombau-Arbeiten förderte.

In Ems besuchte er, wohl mehr aus Gründen der Höflichkeit, Frau von Laroche und wurde hier Zeuge des tragischen Todes von vier Knaben, die beim Krebsfang ertranken. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren" hat er das Ereignis rührend geschildert.

Nach der Rückkehr von seiner Reise finden wir Goethe mit dramatischen Arbeiten beschäftigt, die mit Ausnahme des „Clavigo" allerdings nicht über kurze Bruchstücke hinauskamen. Aber die Wahl seiner Stoffe ist für diese Lebensperiode des Dichters bezeichnend und weist unverkennbar auf Spinozas Einfluß hin. Wenn er im „Mahomet", mit dem er übrigens schon 1773 begonnen, den

großen Religionsstifter des Morgenlandes als einen Auserwählten Gottes hinstellt, so sehen wir zum erstenmal einen Gedanken in Worte gekleidet, den wenige Jahre später Lessing im „Nathan" verkörpert hat. Seltsam genug muß es uns freilich anmuten, daß der Dichter, der dem Propheten einen so hohen Platz eingeräumt hatte, dem Voltaireschen Drama desselben Titels später zu einer Aufführung auf dem Weimarer Theater verhalf, obwohl Mahomet hier als Gaukler erscheint. Aus Goethes kleinem Bruchstück ist der unter die „Gedichte" aufgenommene Hymnus „Mahomets Gesang" allgemein bekanntgeworden. Deutlicher noch als aus „Mahomet" spricht Goethes Allgottglauben aus dem zweiaktigen Bruchstücke des „Prometheus". Es ist die Auflehnung gegen den überkommenen Begriff der persönlichen Götter, der siegreiche Kampf des schöpferischen Wesens in der Menschenbrust gegen die starren, zur Untätigkeit verdammten und dem Schicksal unterworfenen Olympier. Sie fordern von Prometheus Gehorsam und Dank, aber selbstbewußt stößt er sie zurück:

„Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Mein Herr und eurer?"

Mit furchtbarem Hohn verspottet er die Himmlischen, die gleichsam von der Gnade der Menschen leben:

„Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn' als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren."

Das Dramenbruchstück oder vielmehr das daraus entstandene Gedicht „Prometheus" wurde handschriftlich einigen Freunden mitgeteilt und mit sehr gemischten Empfindungen aufgenommen. Zur größten Verwunderung der

ganzen literarischen Welt erklärte sich Lessing mit dem Grundgedanken des Stückes einverstanden, was Mendelssohn so in Aufregung versetzte, daß er darüber starb.

Diese dramatischen Bruchstücke, im Verein mit einem epischen, dem „Ewigen Juden", worin Goethe einem von ihm in allen Lebensperioden durchdachten, äußerst spröden Stoffe poetische Gestaltung zu geben versuchte, weisen Gehalt und Ausführung auf die Anfänge seines bedeutendsten Werkes, des „Faust", hin, die tatsächlich in diese Zeit fallen. Welche Auftritte dieser gewaltigsten Dichtung der Weltliteratur damals schon vollendet vorlagen, läßt sich trotz Wilhelm Scherers und Erich Schmidts eingehenden Untersuchungen mit Bestimmtheit nicht angeben; wir kennen den sogenannten „Urfaust" (Univ.-Bibl. Nr. 5273) lediglich aus der im Jahre 1887 aufgefundenen Abschrift des Fräuleins von Göchhausen, bei der sich nicht mit völliger Gewißheit feststellen läßt, ob wir tatsächlich die erste Fassung des Dramas vor uns haben. Es ist, als ob der Dichter den „Faust" schon von Anfang an als das Hauptwerk seines gesamten Schaffens betrachtet habe. Eine merkwürdige Scheu hielt ihn lange davon ab, die Auftritte, die er im Kopfe fertig mit sich herumtrug, zu Papier zu bringen, und er rühmte sich später, er habe das Stück, soweit es bis zum Jahre 1775 gediehen war, in seinen wichtigsten Teilen ohne vorhergehenden Entwurf niederschreiben können. Was wir heute den „Urfaust" nennen, ist eine zusammenhängende Reihe von einundzwanzig sehr alten Faustauftritten. Sie beginnen mit Fausts erstem Monolog, der Beschwörung des Erdgeistes und dem Gespräch mit Wagner, die nur in unwesentlichen Punkten von der endgültigen Fassung abweichen. Dann folgen die Schülerszene mit einem Ausfall gegen die Vertreter der philosophischen und der medizinischen Wissenschaft und recht hanebüchenen Bemerkungen über studentische Sitten, die bis auf die ersten acht Verse in Prosa geschriebene Szene in Auerbachs Keller, bei der Mephisto hinter Faust zurücktritt, sodann die Auf-

tritte der Gretchentragödie, von denen die Szene „Trüber Tag. Feld“ und die Kerkerszene in Prosa geschrieben sind. Im sogenannten „Urfaust“ fehlen also noch Zueignung, Vorspiel auf dem Theater, Prolog im Himmel, der zweite Monolog mit Fausts Entschluß zum Selbstmord, Fausts Rettung durch den Ostergesang, der Auftritt vor dem Tor und das Gespräch mit Wagner, Fausts Monolog im Studierzimmer, die Beschwörung des Pudels, das Gespräch mit Mephisto, der Gesang der Geister, das zweite Auftreten Mephistos, der Geisterchor und Fausts Pakt mit Mephisto.

Seltsam genug, aber für die geistige Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Dichters durchaus bezeichnend, hebt sich aus dem Kreise der kraftgenialischen Bruchstücke der Frankfurter Zeit ein Trauerspiel hervor, bei dem Goethe zur kunstgerechten Bühnentechnik der Franzosen zurückkehrt: „Clavigo“. Das Stück, das er, einer kecken Laune folgend, auf Wunsch seiner Freundin Anna Sibylla Münch in genau acht Tagen niederschrieb, ist merkwürdigerweise trotz dem geringen poetischen Werte das bühnenwirksamste aller Goetheschen Stücke geblieben. Der Gegenstand war damals in hohem Grade zeitgemäß, und man darf sagen, daß Goethes Bearbeitung der Zeitgeschichte sogar vorgriff. Im vierten Stück seiner „Denkwürdigkeiten“ schildert der französische Dichter und Abenteurer Beaumarchais, derselbe, dessen Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro“ (Univ.-Bibl. Nr. 661) als literarische Einleitung der französischen Revolution angesehen wird, einen Abschnitt aus seinem [illegible]egten Leben. Zwei seiner Schwestern lebten als Be[illegible]
beg[illegible]n eines Geschäftes in Madrid. Ein spanischer
:s Erd[illegible]n, Don Josef Clavijo y Flaxardo, nähert sich der
in un[illegible] Marie, mit Heiratsabsichten, läßt sie aber, nach-
ng ab[illegible]ei Hof zu angesehener Stellung gelangt ist, im
Ausfall [illegible]xie erkrankt, und der Bruder eilt auf den Ruf
dizini[illegible]n Schwester nach Madrid, um Clavijo zu einem
ungen [illegible]n Schuldbekenntnis zu zwingen, das in der Hand
1 acht [illegible]ogenen zu einer verderblichen Waffe werden soll.
Keller,
e Auf-

Clavijo zeigt sich bereit, seinen Verpflichtungen nachzukommen, erwirbt sogar die Freundschaft Beaumarchais' und geht mit Marie ein förmliches Verlöbnis ein. Bald aber bereut er seine Nachgiebigkeit, eilt an den Hof und benutzt seinen Einfluß, um einen Verhaftsbefehl gegen den lästigen Franzosen zu erwirken. Dieser findet durch Zufall einen bei Hof angesehenen Diplomaten, Whal, der früher in französischen Diensten gestanden hat, erlangt durch ihn eine Audienz beim König und entlarvt seinen Gegner, der aller Ämter und Ehren entsetzt wird. Goethe hielt sich in den Hauptzügen an die von Beaumarchais geschilderten Tatsachen, nur am Schlusse des Stückes erlaubte er sich eine freie Abänderung, indem er den Verräter an Mariens Sarge durch ihres Bruders Degen sterben ließ. Es ist ergötzlich, sich Clavijos Antlitz vorzustellen, als er, der in Wirklichkeit bald wieder zu Ehren kam und bis zum Jahre 1806 als Schriftsteller in ganz Spanien geachtet lebte, von seinem Tode auf der deutschen Bühne las oder hörte.

In Goethes Bekanntenkreise wurde „Clavigo" ziemlich kühl aufgenommen. „Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch," sagte Merck, der freilich in dem nüchtern verständigen Carlos mit einiger Verstimmung sich selbst wiedererkannte. Johann Heinrich Voß meinte, „daß man im ‚Clavigo' den Dichter des ‚Götz' nicht wiedererkennen könne", und Wieland bekennt, er würde den Verfasser ohne Einschränkung loben, „wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefordert würde".

In den Herbst des Jahres 1774 fallen die Besuche zweier Männer bei Goethe, die bedeutungsvoll für ihn und seine Zukunft werden sollten. Die letzte Septemberwoche brachte Klopstock, der, vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Hofrat nach Karlsruhe berufen, die Reise benutzte, um bei seinen eifrigsten Aposteln vorzusprechen. Goethe hatte sich ihm brieflich bereits am 28. Mai mit den schönen Worten genähert: „Soll ich den

Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?" Auch einige seiner dramatischen Satiren hatte er ihm zugesandt. So sah er denn den Mann von Angesicht zu Angesicht, der einst der Leitstern seiner frühesten Jugend gewesen war. Ein kleiner, sorgfältig gekleideter Herr von höchst gemessenem Wesen und diplomatischem Auftreten stand vor ihm. Aber, wie es zu gehen pflegt: prophetische Offenbarungen gab der Dichter des „Messias" nicht von sich, sogar Gespräche über literarische Zustände lehnte er meist entschieden ab, statt dessen verbreitete er sich mit Begeisterung über friesische „Schrittschuhe" mit flachgeschliffenen langschnäbligen Stählen und über das Zureiten junger Pferde, worin er unbestrittene Meisterschaft erlangt hatte.

Im Oktober begleitete Goethe den Gast nach Mannheim und Darmstadt, wo Merck besucht wurde. Das freundschaftliche Verhältnis erkaltete bereits nach zwei Jahren und ging bei Klopstock in eine Gehässigkeit über, die wir uns nur aus dem Neide erklären können, mit dem der alternde Dichter seinen glücklicheren jungen Rivalen betrachtete.

Am 11. Dezember, während der Dämmerung, trat ein etwa dreißigjähriger Mann bei Goethe ein, den dieser anfangs für Fritz Jacobi hielt, bis er sich ihm als Major von Knebel vorstellte, der, nachdem er den preußischen Militärdienst verlassen, eine Stelle als Erzieher beim Prinzen Konstantin von Sachsen-Weimar angenommen habe und nun seinen Zögling und dessen Bruder, den siebzehnjährigen Erbprinzen Karl August auf einer größeren Reise begleite.

Knebels Beziehungen zu Ramler und dem Göttinger Dichterkreise boten Gelegenheit zu einer anregenden Aussprache. Zu Knebels Freude zeigte sich Goethe, wahrscheinlich infolge seiner Bekanntschaft mit der bereits erwähnten Gräfin Werthern, über die weimarischen Verhältnisse völlig unterrichtet. Er hatte vernommen, wie die seit dem im Jahre 1758 erfolgten Tode ihres Gemahles

Ernst August Konstantin mit der Regentschaft betraute junge Herzogin Anna Amalia „zur Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen; wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen; wie die Künste nicht nur von gedachter Fürstin geschützt, sondern von ihr gründlich und eifrig getrieben würden". Sogar über die letzten Neuigkeiten wußte der Dichter Bescheid: er sprach über den großen Schloßbrand und über die daraus entsprungene Störung des gesellschaftlichen und geistigen Lebens, deren glückliche Beseitigung man allgemein von dem tätigen und begabten Erbprinzen erwartete. Und als dann Knebel lächelnd erklärte, daß die beiden Prinzen ihn so bald als möglich kennenzulernen wünschten, war das Erstaunen auf Goethes Seite.

Er begab sich unter Knebels Führung in den Gasthof, wo die Prinzen abgestiegen waren, ließ sich dem Grafen Görtz, dem Erzieher Karl Augusts, vorstellen und machte den jungen Herrschaften seine Aufwartung. Ein zufällig auf dem Tische liegendes Buch bot den Stoff zur ersten, sehr lebhaft geführten Unterhaltung: Mösers „Patriotische Phantasien" (Univ.-Bibl. Nr. 683–84), ein in beinahe modernem Plauderstil gehaltenes Werk über die politischen, volkswirtschaftlichen und juristischen Fragen der Zeit, durchaus im Sinne der Reformbestrebungen Friedrichs II. und Josefs II. Es war ein Zeichen von Goethes Takt und diplomatischem Geschick, daß er über seine eigenen Werke kein Wort verlor, sondern völlig hinter den Gegenstand der Unterhaltung zurücktrat. Was damals die Herzen bewegte, ließ sich bei dem einen Besuche nicht erschöpfen; die Prinzen nahmen daher dem Dichter das Versprechen ab, ihnen nach Mainz zu folgen und dort einige Tage mit ihnen zu verbringen.

In Goethes Freude über diese ehrenvolle Einladung wollte der Herr Rat als guter Republikaner durchaus nicht einstimmen, witterte dahinter vielmehr eine Falle, in die man nach seiner Meinung den jungen Schwärmer

locken wolle, um ihn wegen seines Angriffs auf den am weimarischen Hof in Gunst stehenden Wieland zu bestrafen. Die Erörterungen zwischen Vater und Sohn wurden nach guter oberrheinischer Weise mit allerlei sprichwörtlichen Wendungen für und gegen den Hofdienst gewürzt, unter denen ein vom Sohne vorgebrachtes Verschen für seine Anschauungen über diesen Punkt bezeichnend ist. Es lautet:

„Wer sich in Fürsten weiß zu schicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht,
Der hat sein ganzes Jahr verflucht."

Der Widerstand des alten Herrn wurde endlich durch Vermittlung des damals gerade gefährlich erkrankten Fräuleins von Klettenberg gebrochen, das am Tage von Wolfgangs Abreise, dem 13. Dezember 1774, im Alter von 51 Jahren starb. In Mainz erzählte er den Prinzen die Entstehungsgeschichte seiner Spottschrift auf Wieland, wobei er die Lacher auf seiner Seite hatte. Man veranlaßte ihn, dem gekränkten Dichter einen Brief zu schreiben und dadurch die Versöhnung anzubahnen.

Wir können uns der Vermutung nicht erwehren, als habe der Herr Rat nach des Sohnes Rückkehr das Bedürfnis empfunden, ihn mehr als bisher an Frankfurt zu fesseln und seine Zukunftspläne, wie er es früher getan, nach Kräften zu beeinflussen. Sogar eine Reise nach Italien wurde ernstlich in Erwägung gezogen, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Die Mutter unterstützte den Vater hierbei auf ihre Weise. Sie versuchte den Sohn zur Gründung einer eigenen Häuslichkeit zu bewegen, hatte sich auch schon eine Schwiegertochter, die hübsche, muntere Anna Sibylla Münch, ausgesucht und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihrem Wolfgang allerlei zarte Andeutungen zu machen. Sogar die schön verzierten alten Wiegen auf dem Hausboden wurden als Köder benutzt, um den Ehescheuen in das Netz einer gemütlichen Häuslichkeit zu locken.

Zu Beginn des Jahres 1775 stellten sich wieder Gäste in Frankfurt ein: Fritz Jacobi und Jung-Stilling. Der letztere hatte die Reise vom Niederrhein an den Main unternommen, um an einem Herrn von Larsner, der völlig erblindet war, eine Augenoperation vorzunehmen. Die Operation mißlang, und Stilling verfiel in einen Zustand der Verzweiflung, worin ihn Goethes Zuspruch aufrecht hielt. Aber mit dem Ruhme des glänzenden Operateurs war es vorbei; auch die glückliche Heilung eines blinden Betteljuden, der, nachdem er wieder sehend geworden, durch Frankfurt rannte und auf alttestamentliche Art Gottes Segen auf den großen Arzt herabrief, vermochte diesem nicht wieder zu Kredit und Selbstvertrauen zu verhelfen.

Um diese Zeit war Frau Aja der ersehnten Schwiegertochter näher, als sie je gehofft oder vermutet hatte. Im Dezember 1774 war Goethe durch einen Freund, wahrscheinlich den Musiker Kayser, zu einem Hauskonzert bei der Bankierswitwe Schönemann, geb. d'Orville, eingeführt worden, wo er sich in die am Klavier sitzende einzige Tochter Elisabeth — Lilli — auf den ersten Blick verliebte. Unter den vielen Frauen, die Goethe geliebt, war sie ohne Frage die vornehmste: eine zierliche Blondine mit herrlichem Haar, schalkhaften blauen Augen und einem Antlitz vom regelmäßigsten Oval. In Haltung, Bewegung und Geschmack von bezaubernder Grazie, glänzte sie, eine echte Ballkönigin, auf allen Festen ebensosehr durch ihre Erscheinung wie durch ihre Gabe der leichten, fließenden und witzigen Unterhaltung. In ihrem Vorzug lag auch ihre Schwäche: ohne eigentlich gefallsüchtig zu sein, fühlte sie sich nur als Mittelpunkt einer glänzenden Gesellschaft wohl; das Parkett war ihre Heimat, die Luft des Salons ihre Lebensbedingung. Gretchen und Käthchen waren dem Dichter aus dem engen Rahmen kleinbürgerlicher Zustände entgegengetreten, Friederike und Lotte aus der idyllischen Umgebung grüner Wiesen und wogender Kornfelder: hier sah sich Goethe, der werdende

Kavalier und Hofmann, zum erstenmal einer Aristokratin gegenüber.

Das Neue zog ihn mächtig an, so sehr eine innere Stimme ihn warnen mochte. Dem Mädchen zuliebe stürzte er sich in die rauschende Geselligkeit der Frankfurter reichen Kaufmannskreise, die ihn mit ihrer ganzen geistigen Öde und Nichtigkeit anekelte. Der Kampf zwischen Neigung und Vernunft, in den er sich verwickelt sah, findet in dem bekannten Liede „Herz, mein Herz, was soll das geben?" beredten Ausdruck, am deutlichsten vielleicht in der letzten Strophe:

„Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung, ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!"

Aus dem kerzenerleuchteten Salon flüchtete er an den Schreibtisch. Wie er in einer ähnlichen Lage acht Jahre vorher die „Laune des Verliebten" geschrieben, so machte er seinem Herzen jetzt in dem kleinen Singspiel „Erwin und Elmire" Luft, einer freien, ursprünglich in Prosa ausgeführten Dramatisierung der Goldsmithschen Ballade „Edwin und Angelina", mit der er möglicherweise allerdings schon im Sommer 1774 begonnen hatte. Erst in der zweiten Hälfte des Stückes finden wir deutliche Anspielungen auf des Dichters Verhältnis zu Lilli. Die Fabel ist einfach: Elmirens Gefallsucht entfremdet ihr den Geliebten. Er zieht sich von ihr zurück, bis ein Freund die Versöhnung anbahnt. Das kleine Schauspiel wurde Lilli gewidmet und im selben Jahre gleichzeitig von André und Stegmann in Musik gesetzt. Schon im Mai wurde die „Operette" auf dem Frankfurter Theater aufgeführt. Der Dichter befand sich gerade auf Reisen, gewissermaßen auf der Flucht vor der Geliebten, er schreibt an Tantchen Fahlmer: „Und wenn Erwin aufgeführt wird, bitt' ich

doch um eine Relation. Denn eine Farce gibt's doch. – Und ob Lilli drin war?"

Goethe bezeichnete das kleine Schauspiel, das trotz einer inneren Verwandtschaft mit seinen Jugendstücken wesentlich höher steht als diese, später als „Sudelei" und arbeitete es im Jahre 1787 völlig um. Das eingelegte Lied „Ein Veilchen auf der Wiese stand" ist erst durch Mozarts Vertonung Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Die zweite poetische Blüte des Frühlings 1775 war „Klaudine von Villa Bella", ein Singspiel, das für den Dichter in untrennbaren Beziehungen zu „Erwin und Elmire" gestanden zu haben scheint, da er fast nie des einen Erwähnung tut, ohne zugleich auch des andern zu gedenken. Auch die spätere Umarbeitung beider in Verse fällt in dieselbe Zeit. Der Stoff ist echt opernmäßig; der Held ein vornehmer Sizilianer, der aus Liebe zur Ungebundenheit Räuberhauptmann wird und nach allerhand Proben ritterlichen Edelmutes die Hand der Geliebten erhält, während sein ordentlicherer Bruder durch die Liebe von deren Freundin beglückt wird. Vertiefung der Charaktere darf man in diesem Stücke nicht suchen; auch die Fabel ist nicht besonders eigenartig, sein Wert liegt eben in der frischen Ausdrucksform, die an die munteren Textbücher der älteren italienischen Spieloper erinnert.

Weit bedeutender, wenn auch wegen des Stoffes für unser Empfinden entschieden abstoßend, ist die dritte dramatische Gabe desselben Frühlings: „Stella, ein Schauspiel für Liebende". Wir wissen nicht, welche persönlichen Erlebnisse der Dichter diesem Stücke zugrunde gelegt hat. Daß er dies überhaupt tat, wird man wohl deshalb anzunehmen berechtigt sein, weil die Erfindung so ganz und gar nicht seiner sonstigen Dicht- und Denkweise entspricht. Die „Problemdichtung" lag ihm, wie Rich. M. Meyer treffend ausführt, im allgemeinen völlig fern: bei „Stella" scheint ihn der ihm sehr am Herzen liegende Stoff auf diese stets bedenkliche Bahn gedrängt zu haben. Man hat in dem Stücke eine Verherrlichung der Doppelehe

geſehen, weil der Held zwiſchen zwei Frauen hin und her ſchwankt und ernſtlich erwägt, wie er beiden ſeine Treue bewahren ſoll. Dieſe Annahme iſt jedoch ebenſo falſch wie die oft ausgeſprochene Anſicht, daß der „Werther“ eine Rechtfertigung des Selbſtmords ſei. Goethe hat nie daran gedacht, dichteriſch irgendeine Moral zu vertreten; für ihn war, wie für die Größten aller Zeiten, die künſtleriſche Wirkung der Endzweck jeder poetiſchen Tätigkeit. „Liegt im Gegenſtande eine ſittliche Wirkung,“ bemerkte er einmal zu Eckermann, „ſo wird ſie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als ſeines Gegenſtandes wirkſame und kunſtgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, ſo wird ſeine Wirkung immer ſittlich ſein, er mag ſich ſtellen, wie er wolle.“ Trotz dieſen Anſchauungen ſah ſich Goethe bei der ſpäter vorgenommenen Neubearbeitung des Stückes gezwungen, den ſtrengen Anforderungen des Publikums Zugeſtändniſſe zu machen. Den glücklichen Abſchluß des Schauſpiels, der darin beſtand, daß die beiden Nebenbuhlerinnen ſich edelmütig in die Liebe Fernandos teilen, verwandelte er in eine Schickſalswendung von höchſter Tragik. Der Schuldige fällt durch eigene Hand, Stella, die ohne Verſchulden zwiſchen ihn und die Gattin getreten iſt, ſtirbt einſam.

Bei der näheren Betrachtung Fernandos wird ſich manchem Leſer zum erſtenmal eine Bemerkung aufdrängen, die, ſo ketzeriſch ſie auch klingen mag, doch einer gewiſſen Begründung nicht entbehrt und durch jede weitere Dichtung Goethes eine Beſtätigung erfährt, die Bemerkung, daß dem Dichter die Zeichnung der Frauengeſtalten ungleich beſſer geglückt iſt als die ſeiner Helden. Goethes Frauen haben Fleiſch und Blut und tragen ein ſo ſcharfes perſönliches Gepräge, daß wir faſt in jeder das lebende Urbild auf den erſten Blick erkennen, ſeine Männer dagegen ſind auffallend matt und farblos, ihr Heldentum iſt duldender Natur, ſie ſchreiten nicht, ſondern werden durch den Gang der Handlung vorwärtsgezogen oder

durch äußere Verhältnisse geschoben. Wohin man blicken mag, von Werther bis Faust sehen wir mit wenigen Ausnahmen nur schwankende Gestalten, ohne innere Triebkraft, ohne Selbstbestimmung. Es ist, als ob der Gedanke, den Goethe mit Bezug auf Wilhelm Meister ausspricht, „daß nämlich das Ganze im Grunde nichts sagen zu wollen scheine, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange" den Dichter bei der Gestaltung aller seiner Helden beeinflußt habe. Und hierfür finden wir eine Erklärung in Goethes eigenem Lebensgange, der in auffälliger Weise durch rein äußerliche Einflüsse und glückliche Zufälle bestimmt wurde.

Wir haben gesehen, wie Lilli ihn „wider Willen" in ihren Banden festhielt, die zu brechen ihm vorderhand die Entschlossenheit fehlte. Weder seine noch der Geliebten Angehörige billigten das Verhältnis; den vornehmen, streng reformierten Verwandten des Mädchens war der Enkel eines Schneidermeisters nicht fein genug, und Goethes Vater, der auf seine Laufbahn und seinen Titel als kaiserlicher Rat nicht wenig stolz war, sah mit demokratischer Geringschätzung auf eine Gesellschaft, in der man den Wert eines Menschen nach der Zahl der Ahnen und dem Einkommen berechnete. Die allem Förmlichen feindliche Frau Aja würde ohne Zweifel auf Schönemanns glattem Parkett einen Schnitzer nach dem andern gemacht haben. Diese Gegensätze und Hindernisse bestärkten die Liebenden in ihrer Neigung. Namentlich Lilli kannte keine Furcht vor der Zukunft, sie wäre, wie sie einmal erklärte, dem Geliebten bis nach Amerika gefolgt. Den Frühling des Jahres 1775 verbrachten beide in Offenbach, wo Lilli bei Verwandten wohnte, und wohin ihr Goethe, der damals viel mit dem dortigen Komponisten André verkehrte, gefolgt war. Der Verkehr auf dem Lande war sehr vertraut; für ihn hatte es einen besonderen Reiz, die zierliche Stadtdame im grünen Rahmen einer verschwiegenen Laube oder auf dem Rücken eines

mutigen Pferdes zu sehen. Während die Verwandten alles aufboten, das Paar zu trennen, erschien diesem eine Bundesgenossin in der Gestalt der „Handelsjungfer" Delph aus Heidelberg, einer ältlichen Geschäftsfreundin des Schönemann-d'Orvilleschen Bankhauses, deren Lieblingsbeschäftigung das Ehestiften war. Sie ließ nicht ab, Lillis und Goethes Eltern mit Bitten und Vorstellungen zu bestürmen, bis man beiderseits seine Einwilligung zu der Verbindung gab. Nach der Sitte der Zeit erfolgte zuerst (Anfangs April) die „Deklaration", der später die öffentliche Verlobung folgen sollte. Der junge Bräutigam, der Lilli später einmal die einzige wahre Liebe seines Lebens nannte und, als er als Greis in „Dichtung und Wahrheit" die Geschichte dieses Liebesfrühlings niederschrieb, noch Tränen vergoß, scheint sich in seiner neuen Rolle höchst unbehaglich gefühlt zu haben. Wenigstens verraten die Briefe an seine schwesterliche Freundin Gustchen von Stolberg alles andere als die Seligkeit eines Neuverlobten. Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als sich Mitte Mai Gustchens Brüder, „die Stolberge", und der junge Haugwitz, der nachmalige Graf und berüchtigte preußische Kabinettsminister, in Frankfurt einstellten und ihn zur Teilnahme an einer Schweizerreise aufforderten. Besonders die Stolberge waren seltsame Herren, die in gesuchter Vernachlässigung aller Formen ihre Genialität bekunden zu müssen glaubten, sich unendlich liederlich gebärdeten und nach der Mode der Zeit eine furchtbare Wut auf die „Tyrannen" hatten. Wen sie damit meinten, wußten sie vermutlich selbst nicht recht. Für Goethe hegten sie seit dem Erscheinen des „Götz" eine ehrliche Begeisterung, wie sie denn auch zusammen mit ihrer ernsten und frommen Schwester Gustchen einen lebhaften Briefwechsel mit ihm unterhielten. Der bedächtige Herr Rat sah die jungen „Stürmer und Dränger", die zu den Mahlzeiten von seiner Gastfreundschaft regelmäßig Gebrauch machten, mit scheelen Blicken an; Frau Aja fand aber hier wieder das erlösende Wort, indem sie den Gästen den besten Rotwein

ihres Kellers als das rechte „Tyrannenblut", an dem sie ihren Durst stillen sollten, vorsetzte. Am 14. Mai reisten „die vier Haimonskinder", wie sich die Freunde mit Vorliebe nach dem Haupthelden einer zum karolingischen Sagenkreise gehörenden und als Volksbuch weitverbreiteten Sage nannten, in völlig gleichen Werther-Uniformen ab — Goethe, ohne Abschied von seiner Braut genommen zu haben. In Darmstadt verhinderte sie ihr Tyrannenhaß keineswegs, bei Hofe vorzusprechen; hier übernahm Haugwitz, „das arme schlesische Schaf", wie Goethe ihn einmal ziemlich lieblos nannte, die Führung. Auch Merck wurde besucht. Er bezeichnete Goethes Teilnahme an der Reise einfach als einen dummen Streich. Ein Ausspruch von ihm, der vermutlich bei dieser Gelegenheit fiel, ist vielleicht die beste Kennzeichnung Goethescher Kunst, die wir besitzen. „Deine unablenkbare Richtung ist," so sagte er, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug."

Als echte Rousseau-Jünger badeten die Reisenden bei hellem Sonnenschein in einem der Stadt benachbarten Teich und erregten damit allgemeine Entrüstung, so daß sie ihre Weiterreise nach Mannheim beschleunigen mußten. In Karlsruhe, unter Klopstocks Augen, mäßigten sie sich einigermaßen, machten auch wieder bei Hof ihre Aufwartung, und hier war es, wo Goethe mit dem weimarischen Erbprinzen Karl August, der dort sein Verlöbnis mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt schloß, zum zweitenmal zusammentraf und nach längeren Unterredungen wiederholt aufgefordert wurde, bald einmal Weimar zu besuchen. In Straßburg traf Goethe die meiningischen Prinzen, denen er bereits bei ihrer Durchreise durch Frankfurt vorgestellt worden war; in Emmendingen weilte er bei seiner Schwester Cornelia, die, selbst unglücklich in ihrer Ehe, ihm auf das Entschiedenste von einer Verbindung mit Lilli abriet. In Zürich, wo er

sich vom 8. bis zum 15. Juni aufhielt, trennte er sich von den Reisegefährten, suchte Lavater auf, der gerade mit allen Kräften an seiner Physiognomik arbeitete, und lernte dort den jungen Künstler Lips, den reformierten Theologen Passavant und die junge Frau Barbara Schultheß, mit der er später noch Briefe wechselte, kennen. Auch zu dem idyllischen Landhause stieg er empor, wo der siebenundsiebzigjährige Bodmer, der Gegner des seligen Gottsched, einen beschaulichen Lebensabend verbrachte.

Mit Passavant reiste Goethe nach dem berühmten Wallfahrtsorte Einsiedeln. Als er in der Schatzkammer des Klosters vor einem geöffneten Kleinodienschreine stand und die für die Madonna bestimmten Kronen von merkwürdiger Goldschmiedearbeit betrachtete, fiel ihm eine auf, die durch ihre Schönheit seine Bewunderung erregte. „Ich erbat mir die Erlaubnis, das Krönchen hervorzunehmen," berichtete er, „und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lilli auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden." Über Schwyz gelangten die Reisenden auf den Rigi, von dort über Vitznau, Gersau, Altorf, Amsteg zum Gotthard, dessen Hospiz sie am 22. Juni erreichten. Als Goethe dort oben zeichnend saß, überkam ihn die Lust, den nach Süden führenden Weg einzuschlagen und nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, hinabzusteigen. Aber Lillis Geschenk, ein goldenes Herzchen, das er auf der Brust trug, mahnte ihn plötzlich an die Heimat; Passavants Vorstellungen waren umsonst, er kehrte um und eilte den Pfad, den er hinaufgestiegen war, entschlossen wieder hinab.

Über Küßnacht und den Zuger See reisten die Freunde nach Zürich, in der Hoffnung, die Stolberge dort noch anzutreffen. Diese waren jedoch schon abgereist; ein Bad im rauschenden Wasser des einsamen Gebirges, bei dem sie von irgendeinem mißgünstigen Schleicher belauscht wor-

den waren, hatte sie in Zürich unmöglich gemacht. Die „freie“ Schweiz beherbergte eben schon damals gewisse Gesellschaftskreise, die sich durch Prüderie und Muckerei auszeichneten. Nach erneutem Verkehre mit Lavater reiste Goethe zusammen mit Klinger, den er dort angetroffen hatte, am 12. Juli von Zürich ab und traf über Straßburg und Darmstadt gegen Ende des Monats wieder in Frankfurt ein, vom Vater mit dem stillen Vorwurf empfangen, daß er, statt Italien besucht zu haben, den langweiligen Alpen so viel Aufmerksamkeit gewidmet habe. Man muß im Auge behalten, daß sich die Freude am Hochgebirge damals erst langsam Bahn brach, wie denn das vorige Jahrhundert im allgemeinen mehr für anmutige Ebenen mit bebauten Feldern, Wiesen und schnurgeraden Alleen als für die wilde Natur der Berge und Wälder schwärmte.

Offenbach bewies aufs neue seine Anziehungskraft; noch einmal kam für die Liebenden eine Reihe glücklicher Tage. Der Beginn der Herbstmesse rief die Gesellschaft nach Frankfurt zurück. Das Schönemannsche Haus füllte sich mit Geschäftsfreunden jeden Alters. Goethe sah mit innerem Groll, wie alle der reizenden Tochter den Hof machten, die jüngeren mit galanter Zärtlichkeit, die älteren mit „Onkelsmanieren“ und „widerwärtigem Tätscheln“. Nun brach seine lange verhaltene Eifersucht durch, es kam zu allerlei Auftritten und schließlich, gegen Ende September, zum Bruche.

Die vornehme, etwas leichtsinnige kleine Dame, die sich im nächsten Sommer mit einem jungen Verwandten verlobte, den Bräutigam aber bald darauf durch den Tod verlor, heiratete im Jahre 1778 den Straßburger Bankier von Türckheim, entwickelte sich zu einer geistig bedeutenden, vortrefflichen Frau und Mutter und zeigte bei den Schicksalsschlägen, die sie und ihre Familie trafen, ungewöhnliche Seelengröße und Charakterstärke. Ihre Lebensbeschreibung, von einem Nachkommen verfaßt, gibt ein überaus ansprechendes Bild ihrer Persönlichkeit.

Der unglücklich Liebende suchte Zerstreuung in der

Arbeit. Er begann den „Egmont", zur großen Freude seines Vaters, der in diesem Schauspiel ein Meisterwerk witterte und den Sohn Tag und Nacht zur Beschleunigung anspornte. Über die notwendigsten Vorstudien, denen er des römischen Jesuiten Famianus Strada Darstellung des niederländischen Krieges zugrunde legte, und den Auftritt zwischen Margarethe von Parma und Machiavell dürfte er jedoch damals nicht hinausgelangt sein.

Der Besuch zweier Männer, die im Laufe des Spätsommers in Frankfurt vorsprachen, unterbrach seine Tätigkeit. Der erste war der Maler Georg Melchior Kraus, als Künstler nicht unbedeutend, wenn auch in der Folge von Goethe häufig überschätzt. Er hatte acht Jahre in Paris geweilt und dort die künstlerische Richtung von Boucher und Greuze angenommen und kehrte jetzt von einer Reise durch Norddeutschland zurück. Von Weimar, wo ihn die uns schon bekannte Gräfin Werthern eingeführt hatte, brachte er zahlreiche Bildnisse der dortigen Gesellschaft mit und machte so den Dichter schon mit dem Kreise bekannt, in den er so bald eintreten sollte. Der zweite Besucher war der berühmte Arzt Johann Georg von Zimmermann, der mit seiner Tochter Katharina aus der Schweiz zurückkehrte, wo sie in Pension gewesen war. Das Mädchen hatte von der Reizbarkeit und Strenge des Vaters viel zu leiden, so daß es die Frau Rat Goethe unter Tränen bat, sie bei sich zu behalten. Den Wunsch der gutmütigen Frau, daß ihr Sohn sie heiraten und so der väterlichen Gewalt entziehen möchte, vermochte dieser freilich nicht zu erfüllen.

Schon in Straßburg war Zimmermann mit Goethe zusammengetroffen und hatte ihm dort den Schattenriß einer Dame gezeigt, die dem jungen Dichter so gefiel, daß er im Stile Lavaters die Worte darunter schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Diese Dame war

Charlotte von Stein, Goethes Heißgeliebte während des folgenden Jahrzehnts. Zimmermann hatte sie im Bade Pyrmont kennengelernt und seitdem in lebhaftem Briefwechsel mit ihr gestanden. Auch auf Goethe hatte er sie aufmerksam gemacht und auf ihren Wunsch, den Dichter zu sehen, die prophetische Entgegnung geschrieben: „Sie verlangen ihn zu sehen, und wissen nicht, wie sehr dieser liebenswürdige und bezaubernde Mann Ihnen gefährlich werden kann."

Wir verstehen, daß unter diesen Verhältnissen bei Goethe der Wunsch, das ihm durch Lillis schmerzbereitende Nähe verleidete Frankfurt so bald als möglich verlassen zu können, immer lebhafter wurde, und daß er der wiederholten Einladung des am 3. September zur Regierung gelangten Herzogs Karl August, der, mit seiner jungen Gemahlin auf der Heimreise begriffen, wieder in Frankfurt Aufenthalt nahm, mit Freuden Folge leistete. Aber die Abreise verzögerte sich von Tag zu Tag, da der Kammerjunker von Kalb, der einen neuen Wagen nach Weimar zu geleiten hatte und Goethe mitnehmen sollte, vergeblich auf sich warten ließ. Der Dichter hatte von seinen Freunden schon Abschied genommen und sah sich, da er vermeiden wollte, sich noch weiter öffentlich zu zeigen, zu Stubenarrest verurteilt. Schließlich riß ihm die Geduld, und er entschloß sich, um dem Spotte des Vaters auszuweichen, zu einer Reise nach Italien.

Am 30. Oktober brach er mit seinem Diener Seidel auf. In Heidelberg wohnte er bei Demoiselle Delph, die ihn mit einem neuen Heiratsplane überraschte. Des Nachts gegen zwei Uhr weckte ihn das Horn eines Postillons, der ihm einen Eilbrief vom Kammerjunker von Kalb aus Frankfurt brachte. Nun klärte sich alles auf: Der Wagen war nicht rechtzeitig fertig geworden, daher die Verzögerung. Die alte Dame wollte ihren Gast in Heidelberg zurückhalten, sie hatte Großes mit ihm vor. Aber alle Mahnungen und Warnungen waren umsonst; er riß sich los und eilte mit schnellen Pferden einer neuen Heimat, einer glänzenden Zukunft entgegen.

4. Die ersten Jahre in Weimar u. die Italienische Reise
(1775—1788)

In der Zeit, wo sich in Preußen die politische und militärische Wiedergeburt Deutschlands vorbereitete, übernahm das kleine Sachsen-Weimar, durch seine geographische Lage im Herzen unseres Vaterlandes zu dieser Rolle gleichsam vorherbestimmt, die hohe Aufgabe, ein neues Zeitalter im geistigen Leben des deutschen Volkes herbeizuführen. Schon einmal, mehr als 600 Jahre vorher, hatte die deutsche Dichtung am Hofe eines Vorgängers der weimarischen Fürsten, des Landgrafen Hermann von Thüringen, eine Freistatt gefunden, auf der Wartburg, demselben Schlosse, das der katholischen Kirche in der Landgräfin Elisabeth die süßeste Heiligengestalt, dem Protestantismus in Luthers Bibelübersetzung die sicherste Grundlage schenken sollte. Auf diesem Boden, in der Hut dieser Fürsten blühte die Duldsamkeit in allen Dingen des Glaubens und Denkens, deren jede Literatur zu ersprießlichem Gedeihen bedarf. Den Geist, der im vorigen Jahrhundert am weimarischen Hofe herrschte, kennzeichnet am besten die Tatsache, daß die lächerliche Sucht kleiner Fürsten, den Prunk des Roi-Soleil nachzuahmen, hier nie eine Stätte fand, und daß das Hofleben die Grenzen des beinahe Bürgerlich-Einfachen niemals überschritt. Die Lustschlösser der weimarischen Regenten, jetzt durch die Erinnerungen an die glänzendste Periode unserer Literatur geweiht und geheiligt, vermögen sich äußerlich keineswegs mit den Sommersitzen zu messen, wie sie sich beispielsweise wohlhabende Kaufleute heutzutage zu erbauen pflegen.

Durch ein glückliches Geschick war Anna Amalia, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die in Literatur und Kunst gleichmäßig bewanderte Nichte Friedrichs des Großen, nach Weimar verpflanzt worden. Siebzehnjährig hatte sie dem Herzog Ernst August Konstantin die Hand

gereicht, ihn jedoch schon nach zwei Jahren ihrer Ehe durch den Tod verloren. Sie war alles andere als eine schöne Frau, aber Anmut und Milde verklärten sie zu einer der ansprechendsten Gestalten ihrer Zeit. Karl Heinemann teilt in seinem Buche über Goethes Mutter eine Stelle aus den Lebenserinnerungen der Freifrau Henriette von Egloffstein aus dem Jahre 1787 mit, die uns das beste Bild vom Äußern der Herzogin zu geben vermag: „Die Einbildung hatte mir das Bild dieser Fürstin mit den reizendsten Farben gemalt. Was ich jetzt erblickte, entsprach meiner Erwartung auf keine Weise. Eine kleine unansehnliche Gestalt mit kurzem Hals, auf welchem ein viel zu großer Kopf ruhte, der dem verstorbenen König Friedrich von Preußen sprechend ähnlich sah ... Als ich mich näherte, der Fürstin die Hand zu küssen, setzten mich ihre großen durchdringenden blauen Augen und die ernste Miene so sehr in Furcht, daß ich kaum fähig war, Antwort auf ihre Fragen zu geben ... mit Erstaunen gewahrte ich, wie sehr sich das Angesicht, das mir vorher so abschreckend erschien, plötzlich verwandelt hatte. Ein anmutig wohlwollendes Lächeln schwebte jetzt um den kleinen Mund, die junonischen Farrenaugen drückten nur Glück und Teilnahme aus, und das Wohlgefallen, womit sie auf mir ruhten, verschönerte die stark markierten männlichen Züge, welche ich vor wenig Augenblicken noch so abstoßend gefunden hatte."

Das beste Zeugnis für Anna Amaliens Charakter und Gesinnungen ist vielleicht die langjährige, überaus herzliche Freundschaft, die sie mit der Frau Rat Goethe verband.

Vom Kaiser ausdrücklich für rechtsmündig erklärt, ergriff die erst neunzehnjährige Witwe für ihren Sohn Karl August mit ungewöhnlicher Willenskraft die Zügel der Regierung. Sie entledigte sich ihrer Pflichten als Regentin mit einer Umsicht, die sogar einem so strengen Beurteiler, wie ihr königlicher Oheim war, Bewunderung abnötigte. Ihrem scharfen Auge, das die Menschen bis in die ge-

heimsten Winkel ihres Herzens durchschaute, blieb nichts verborgen. Für ihre Menschenkenntnis, wie für ihr literarisches und künstlerisches Verständnis spricht die Tatsache, daß sie die größten Männer der Zeit an ihren Hof zog. Es war, als hätte sie wiedergutmachen wollen, was der große Preußenkönig an der deutschen Literatur gesündigt hatte. Und es war keineswegs die gönnerhafte Eitelkeit, selbst im Widerscheine glänzender Geister strahlen zu wollen, wie wir sie häufiger an kleinen Fürstenhöfen fanden, sondern das tiefempfundene Bedürfnis, die höchste geistige Anregung, die ihre Zeit zu bieten vermochte, sich selbst und ihren heranwachsenden Söhnen teilhaftig werden zu lassen.

Nach siebzehnjähriger Regierung zog sie sich in die Stille des Wittumspalais und ihres Landsitzes Tiefurt zurück, um fern vom Geräusche der großen Welt ganz dem Verkehre mit ihrem Freundeskreise und ihren künstlerischen Neigungen zu leben.

Weimar, wo Goethe am 7. November 1775 eintraf, war damals kaum mehr als ein großes Dorf von etwa fünfhundert Häusern mit unregelmäßigen, schlecht gepflasterten Gassen und sehr bescheidenen öffentlichen Gebäuden. Seit bei dem Frühlingsgewitter am 6. Mai 1774 das Residenzschloß in Flammen aufgegangen und zum größten Teile in Trümmer gelegt worden war, hatte der Hof das kaum vollendete „Fürstenhaus" bezogen. Achtundzwanzig Jahre lang war dieses Palais der Schauplatz des herzoglichen Familienlebens, der Bälle, Maskenfeste und Theatervorstellungen und zugleich die Stätte der ernsten Regierungsarbeit. Hier tagte auch das Geheime Konseil, zu dessen Sitzungen Goethe bald nach seiner Ankunft zugezogen wurde. Der herrliche Park, den wir heute bewundern, war damals noch nicht vorhanden; statt seiner zog sich ein kleiner Lustgarten im französischen Geschmack an den Ufern der Ilm hin. Einen eigenen Theaterbau, ohne den wir uns heute Weimar kaum vorzustellen vermögen, gab es noch nicht: bis zum Schloßbrande hatten

wandernde Schauspielertruppen, wie die Döbbelinsche, die Kochsche und die Seylersche (mit Ekhof, dem Schöpfer der modernen Schauspielkunst) im Theatersaale des Schlosses gespielt; seitdem begnügte man sich mit Liebhabervorstellungen im Fürstenhause, bei denen die Damen und Herren vom Hofe sich in die Rollen teilten.

Nach seiner Ankunft nahm Goethe seinen Aufenthalt im Hause des Kammerpräsidenten von Kalb am alten Töpfermarkte; wenige Monate darauf wies ihm der Herzog eine Wohnung im Erdgeschoß des Fürstenhauses an. Im Juni 1776 bezog er einige Zimmer im zweiten Stock des Albrechtischen Hauses am Burgplatz, dicht bei den Trümmern des Residenzschlosses. Hier zahlte er die bescheidene Miete von 15 Talern vierteljährlich. War er, was häufig genug geschah, nicht bei Hofe oder bei Wieland zu Gast geladen, so speiste er im Gasthause „Zum roten Ochsen", dem heutigen „Elefanten".

Noch in demselben Jahre schenkte ihm der Herzog ein halbverfallenes Gartenhaus mit Gartengrundstück jenseits der Ilm, das unter Goethes Leitung in wenigen Monaten neuhergerichtet und von seinem fürstlichen Freunde völlig ausmöbliert wurde. Es war ein sehr einfaches Häuschen, aber doch ein eigenes Heim, worin der Dichter sieben glückliche Jahre verlebte. Ein Absteigequartier in der Stadt behielt er bei, anfangs die Albrechtische Wohnung, später eine solche im Hintergebäude des gräflich Wedelschen Besitztums in der Seifengasse, in unmittelbarer Nähe des Steinschen Hauses. Um Goethes Lage in der ersten Weimarer Zeit recht zu verstehen, muß man wissen, wie ungern der sparsame Vater in den Beutel griff, um dem Sohne, der anfangs doch nur als Gast in Weimar lebte, einen Beitrag zum Unterhalt zukommen zu lassen. Brandbrief auf Brandbrief ging nach Frankfurt ab, meist an die Mutter und Tantchen Fahlmer gerichtet, die alles aufbieten mußten, die Sinnesart des Herrn Rats zu ändern. Der alte Herr wollte eben nicht einsehen, daß er dem Sohne, der „Bruder und alles eines Fürsten" war,

„Ausstattung und Mitgift schuldig sei". Erst als er den Sohn in Amt und Würden sah, söhnte er sich nach und nach mit dessen neuer Laufbahn aus. Bezeichnend für die Verhältnisse, in denen Goethe lebte, ist eine Stelle aus dem Briefe des Vaters an einen Jugendfreund des Sohnes, den Konsul Schönborn in Algier. „Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst (in Weimar) als Gast auf", heißt es da, „und unterhielt die dortigen Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkchen, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich dieselben sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden machte. Je mehr nun aber der Herzog den Doktor kennenlernte, destoweniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Konseil und 1200 Talern Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst ... Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelehrten nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnet, dürfte seine Residenz in kurzem der Sammelplatz vieler schönen Geister sein, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stolberg Kammerherr geworden und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General-Superintendent auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monaten dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Doktor mit Wieland ausgesöhnet und nun auf dem freundschaftlichsten Fuße mit ihm lebt. Und das geht von Herzen."

Wie wir sehen, waren Goethes Verpflichtungen dem Hofe gegenüber in der ersten Zeit rein gesellschaftliche. Der erst achtzehnjährige lebenslustige Herzog sah in seinem sechsundzwanzigjährigen Freunde anfangs lediglich einen zu jedem tollen Streich aufgelegten Kameraden. Man suchte sich im Reiten, Spielen, Trinken, Jagen und Lieben zu überbieten, nicht gerade zur Freude der Herzogin-Mutter, die den kecken Angreifer Wielands, des

Erziehers ihrer Söhne, mit einem gewissen Mißtrauen beobachtete, noch weniger zur Freude der Herzogin Louise, deren ernstem, gesetztem Wesen die tolle Ausgelassenheit ihres Gemahles und seines Gefährten unverständlich war. Die damals noch unendlich förmliche Hofgesellschaft entsetzte sich über den von Serenissimus begünstigten Bürgersohn, der jedem seine Meinung so unverblümt ins Gesicht sagte, den Damen ohne Ausnahme den Hof machte und den jungen Fürsten zu ganz unfürstlichen Beschäftigungen verführte. Die Bürgerschaft Weimars, damals noch so kleinstädtisch wie eben möglich und ohne jedes Verständnis für das „genialische" Treiben, sah mit der ganzen Verachtung, deren Philister fähig sind, aber nicht ohne Schadenfreude, wie einer, der nicht vom Adel war, den Hofleuten ein Schnippchen schlug. Der Klatsch blühte wie nie zuvor; daß den männlichen und weiblichen Klatschbasen der Stoff nicht ausging, dafür sorgten sowohl der Herzog als Goethe. Zu nachtschlafener Zeit auf dem Marktplatze Nachlaufens zu spielen und dabei gewaltig mit der Hetzpeitsche zu knallen, das war noch das Harmloseste, was sich die Herren leisteten. Die Fama posaunte die Kunde von diesem unverzeihlichen Leben in ganz Deutschland aus. Klopstock schrieb seinem verlorenen Jünger einen Brief voller Ermahnungen, Klagen und prophetischer Unkenrufe. Goethe entgegnete ihm ziemlich schroff: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nicht und machen uns ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte." Dieser Brief, dessen Schlußsatz den auf seine Ausnahmestellung pochenden Dich-

ter des „Messias“ am meisten ärgerte, besiegelte den schon lange drohenden Bruch ihrer Freundschaft.

Mit dem Herzog werden wir uns in der Folge so häufig zu beschäftigen haben, daß eine kurze Schilderung seiner Person und seines Wesens hier wohl am Platze scheint. Karl August war von kleiner, untersetzter Gestalt, im Alter sogar trotz den eifrig gepflegten körperlichen Übungen wohlbeleibt. Sein Antlitz, dem der etwas schiefstehende Mund einen leicht spöttischen Zug verlieh, war nicht gerade schön, aber ansprechend und verriet auf den ersten Blick den scharfen Menschenkenner, als der er sich sein Lebenlang bewährt hat. An allem Praktischen nahm er lebhaften Anteil, mit Leib und Seele war er Soldat und Jäger, dabei ein unermüdlicher und peinlich gewissenhafter Arbeiter, der am liebsten alle Regierungsgeschäfte selbst erledigt hätte. Ohne gefühlsselige Neigungen, ja vielleicht ohne das Bedürfnis nach poetischer und künstlerischer Anregung, schätzte er mit dem kühl erwägenden Verstande des Regenten in Poesie und Kunst wichtige Kulturmittel, wie er auch ohne Frage in seinen Dichtern mehr die ehrlichen Freunde als die Künstler zu würdigen wußte. Für ihre höheren Gaben und Forderungen gewann er erst nach und nach das feine Verständnis, dessen er sich im Alter erfreute, und das ihn nur in seltenen Fällen im Stiche ließ. Er liebte geistreiche Scherze, auch wenn sie nicht ganz schicklich waren, und kannte kein größeres Vergnügen, als sich mit witzigen Leuten herzhaft zu necken. Über seine und Goethes Plänkeleien mit der scharfzüngigen, gescheiten Hofdame seiner Mutter, dem kleinen, verwachsenen Fräulein von Göchhausen, laufen noch heute in Weimar viele Anekdoten um. Man muß im Auge behalten, daß sich die Anschauungen über „Schicklich“ und „Unschicklich“ inzwischen wesentlich verändert haben. In der Hofgesellschaft, die sich, wohlverstanden, keineswegs aus lauter Mustermenschen und noch weniger aus lauter geistreichen Köpfen zusammensetzte, war der leichtfertige französische

Ton noch nicht überwunden. Man las und besprach öffentlich und im Kreise der Damen Bücher, die wir heute schlimmstenfalls in einem Geheimfache unseres Schreibtisches aufbewahren und nur unter zwei Augen hervorholen würden. Über die Ehe und die eheliche Treue herrschten sehr bedenkliche Ansichten, und es verstand sich von selbst, daß jede Frau, die etwas auf sich hielt, einen oder einige Verehrer haben mußte. Die Herren waren natürlich nicht gerade wählerisch, und die derben Schönen der Thüringer Gebirgsdörfer wurden mit der gleichen Huld beglückt wie die zierlichen Dämchen in Reifrock und Puderfrisur. Man muß die damals gültigen Anschauungen im Auge behalten, wenn man das Treiben während jener vielgeschmähten „Brausejahre" recht verstehen will.

Karl Augusts Charakter war, als er zur Regierung kam, noch nicht voll ausgereift. Ob er wohl geahnt hat, daß er sich in Goethe an Wielands Stelle einen neuen Erzieher berief? Und doch war dies der Fall. Er *selbst* hatte in seinen Bestrebungen als Regent ein tüchtiges Gegengewicht gegen seine lebenslustigen Neigungen, aber eine Natur wie Goethe, vorderhand noch ohne jeden Beruf, vermochte einer solchen Reihe von „guten Tagen" auf die Dauer keinen Geschmack abzugewinnen. Er sehnte sich nach Arbeit, nach ernster Anregung, und von nun an betrachtete er es als seine Aufgabe, den jungen Fürsten langsam vom derbsinnlichen Lebensgenuß zu den höheren Freuden des Daseins hinüberzuleiten. Das war keine leichte Aufgabe. Der Herzog, im Kraftbewußtsein der Jünglingsjahre, ließ sich keineswegs leicht lenken. Jeder Zwang war ihm verhaßt, die Freude an der Gefahr trieb ihn immer und immer wieder zu tollkühnen Wagnissen. Es ist rührend zu beobachten, wie der treue Freund an seiner Seite blieb, ihn beriet, mit sanfter Überredung zurückhielt und im entscheidenden Augenblick vor dem freien Worte nicht zurückschreckte, das ihn bei jedem andern als Karl August um Gunst und Zuneigung gebracht haben würde. Das wunderbare Gedicht „Ilmenau", das

am 3. September 1783 entstand, kennzeichnet am besten das eigentümliche Verhältnis zwischen dem Herzog und Goethe. Beim nächtlichen Lagerfeuer nach aufregender Jagd in den Thüringer Bergen wacht der Dichter einsam neben dem schlafenden Herzog und dessen Gefährten. Wie ein schwerer Alp wälzt sich ihm die Furcht auf die Brust, daß der Leichtsinn, mit dem der junge Fürst sich in Gefahren stürzt, ein böses Geschick heraufbeschwören könne. In dieser Stimmung schreibt er das Gedicht, nach Albert Bielschowskys treffendem Ausdruck „das seltsam-freimütigste Geburtstagsgedicht, das je ein Minister seinem Herrn gewidmet hat". Reifen Männern wird es den genauesten Aufschluß über das einzigartige Verhältnis geben, worin Goethe damals zu seinem fürstlichen Freunde stand.

Er wich kaum noch von des Herzogs Seite, immer bestrebt, Arbeit und Genuß des hohen Freundes zu veredeln und seinem Auge das Große und Schöne zu erschließen. Der Herzog erkannte seinen Wert und die Reinheit seiner Absichten vollkommen, er ließ die Schranken fallen, die den Bürgerlichen vom Fürsten trennten. Das vertrauliche „Du" war längst im Verkehre zwischen ihnen eingeführt, und jede Förmlichkeit streng verbannt. Unangemeldet ging der Dichter im Schlosse aus und ein, und wenn den Herzog im Gartenhause Goethes die Nacht überraschte, so nahm er mit einem Lager auf dem Sofa vorlieb.

Um den Freund in Weimar dauernd zu fesseln, entschloß sich Karl August, wie wir aus dem Briefe des Herrn Rats an Schönborn ersehen haben, Goethe Amt und Rang eines Geh. Legationsrates zu verleihen und ihn ins Geheime Konseil zu berufen. Ein Sturm der Entrüstung brach los. Ein Bürgerlicher ohne Vorkenntnisse in den Regierungsgeschäften sollte ins Geheime Konseil! Der Verführer des Herzogs, ein windiger Poet, der im „Werther" den Selbstmord, im „Götz" den Aufruhr gepredigt hatte! Der Minister von Fritsch, ein tüchtiger Arbeiter von un-

bestrittenen Verdiensten, aber ein Aktenmensch vom alten Schlage, reichte seinen Abschied ein und erklärte Serenissimo, „daß er in einem Kollegio, dessen Mitglied Dr. Goethe anjetzt werden sollte, länger nicht sitzen könne, und daß das Kollegium durch die Placierung des Dr. Goethe in selbigem in den Augen des Publici gar sehr heruntergesetzt werden müsse". Das war nur eine Stimme unter vielen. Aber Karl August war trotz seinen neunzehn Jahren nicht der Mann, sich durch das allgemeine Vorurteil beirren zu lassen. Am 11. Juni 1776 erfolgte die Ernennung. Die Randbemerkung, die Karl August dem Verwahrungsschreiben des Ministeriums beifügte, zeigt den Fürsten als Herrn der Lage. Sie ist ein Zeugnis geistiger Größe und mutvollen Eintretens für das als recht und zweckmäßig Erkannte, wie die Geschichte wenige besitzt.

„Einen Mann von Genie an anderem Orte zu gebrauchen," heißt es da, „als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesamten Untertanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urteil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtiges Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrat oder Regierungsrat war, ändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber sorge und arbeite, wie jeder andere, der seine Pflicht tun will, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Goethe betrachtete es als seine Pflicht, dem fürstlichen Freunde den Beweis zu liefern, daß er seines Vertrauens würdig sei. Es hat zu allen Zeiten Flachköpfe gegeben,

die, ohne Verständnis für seine Größe und Vielseitigkeit, über Goethes amtliche Wirksamkeit witzeln zu müssen glaubten. Es gibt eben Leute, denen es nicht in den Kopf will, daß auch ein Dichter ernsthafte Sachen ernsthaft zu behandeln versteht. Die Beschäftigung mit der Poesie hat für das deutsche Philistertum noch etwas Anrüchiges, ganz im Gegensatze zu der Anschauung der romanischen Völker, bei denen literarische Tätigkeit auch für den Staatsmann eine Empfehlung ist und bis vor nicht gar zu langer Zeit geradezu eine unerläßliche Bedingung war. Wer Goethes amtliches Wirken verfolgt, muß, wenn er ehrlich ist, über die Gewissenhaftigkeit und den weiten Blick erstaunen, den alle seine Arbeiten verraten. Wo er eingriff — und welche Anstalt des Herzogtums wäre von seinem Einfluß unberührt geblieben? —, machte sich die höhere Einsicht des ungewöhnlichen Geistes geltend. Künstlerische und wissenschaftliche Anstalten schreiben von seiner Amtsführung ihren Ursprung oder erneuten Aufschwung her; mit gleichem Eifer widmete er sich gewerblichen Unternehmungen wie diplomatischen Geschäften. Die armen Weber Apoldas und die Verbesserung ihrer Lage wurden für ihn ein Gegenstand nicht geringerer Sorge als das von ihm zur ersten Bühne Deutschlands erhobene Theater, die Bibliothek zu Jena oder das Bergwerk zu Ilmenau. Mit unglaublichem Fleiße arbeitete er sich in Dinge ein, die ihm von Hause aus völlig fernlagen; seine Fachkenntnisse im Bergwesen, in der Thüringer Hausindustrie, in der Forst- und Landwirtschaft nötigten den Fachleuten Bewunderung ab. Er bewährte sich als Baumeister und Gartenkünstler; sogar die militärischen Angelegenheiten, die ihm im Innern durchaus zuwider waren, wurden mit demselben Eifer erledigt. Es hat etwas Rührendes, den Mann, in dessen Seele damals gerade die „Iphigenie" keimte, von Dorf zu Dorf ziehen und die Rekruten messen zu sehen. Der Segen solcher Tätigkeit ist nicht ausgeblieben, weder für das Land noch für ihn selbst. Was er bei seiner prak-

tischen Wirksamkeit mit offenem Auge sah und lernte, ging nicht verloren. Von allen Dichtern der Weltliteratur hat keiner über so umfangreiche Kenntnisse verfügt wie er. Seinen Werken sind sie zugute gekommen. Heute freilich ist es Mode geworden, von der Freiheit und Unabhängigkeit des Dichters zu sprechen, als ob sich die Kenntnis der Welt und des Lebens am Schreibtisch erwerben ließe. Aber eben deshalb sind wir auch mit so vielen Schriftstellern gesegnet, die an der Darstellung der einfachsten Lebenserscheinungen scheitern, ohne den sichern Rückhalt eines bürgerlichen Berufes ums liebe Brot schreiben, und wenn sie ihr geringes geistiges Kapital aufgezehrt haben, die Schuld an ihrem Elend der teilnahmlosen Menschheit in die Schuhe schieben und unter die Schwarzseher gehen. Ein gütiges Geschick hat Goethe vor einer solchen Laufbahn bewahrt. Sein Tag muß, nach der von ihm geleisteten Arbeit zu urteilen, achtundvierzig Stunden gezählt haben. Daß bei dem vielen Neuen, das in den ersten zehn Jahren seiner Weimarer Tätigkeit auf ihn eindrang, die Dichtkunst ins Hintertreffen kam, ist natürlich. Nach den ernsten Amtsgeschäften suchte er Erholung in der Gesellschaft des Herzogs oder in dem auserlesenen Kreise, den die Herzogin Anna Amalia um sich versammelt hatte.

Es dürfte hier am Platze sein, den Leser mit den wichtigsten Mitgliedern dieser Gesellschaft bekannt zu machen, denen Goethe am 7. November 1775, dem Tage seiner Ankunft, bei Gelegenheit einer „Freiredoute" vorgestellt worden war. Manche hatte er schon im Gefolge des Herzogs gesehen, so den ihm nicht günstig gesinnten Oberhofmeister der Herzogin, Grafen Görtz, den Oberstallmeister von Stein, den Maler Kraus, die Hofdamen von Wöllwarth und von Waldner-Freundstein und den Reisemarschall von Klinkowström. Am meisten schloß er sich an den erst fünfundzwanzigjährigen Hof- und Regierungsrat von Einsiedel, einen poetisch und musikalisch begabten Lebemann von feinen Sitten, ferner an den

gutmütigen Jagd- und Hofjunker von Wedel und den gelehrten Sekretär Bertuch, den bekannten Don Quijote-Übersetzer an. Am nächsten Tage lernte er auch den Erfurter Statthalter von Dalberg, den nachmaligen Kurfürsten von Mainz, Fürst-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt kennen, der wohl eigens von Erfurt herübergekommen war, um den Dichter des „Werther" und des „Götz" zu sehen. Bei weitem die wichtigste persönliche Bekanntschaft, die Goethe in den ersten Tagen seines Weimarer Aufenthaltes machte, war die des von ihm so böse mitgenommenen Wieland, den er am 10. November aufsuchte. Wieland war begeistert. „Seine Seele", so schrieb er noch am selben Tage an Jacobi, „sei so voll von Goethe wie ein Tropfen von der Morgensonne, er sei ihm unaussprechlich groß, wichtig und lieb geworden." Abgesehen von gelegentlichen kleinen Meinungsverschiedenheiten blieb die Freundschaft von Dauer. Erstaunlich ist das feine Verständnis für Goethes Bedeutung, das sich in Wielands Briefen vom 11. und 25. März 1776 an Merck ausspricht. „Wissen Sie ein ander Beispiel," heißt es da, „daß jemals ein Dichter einen andern so enthusiastisch geliebt hat? — Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingeborenen einzigen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können."

Wie ein Sohn ging Goethe im Hause des um sechzehn Jahre älteren Wieland, der sich vom lauten gesellschaftlichen Leben zurückgezogen hatte und seinen Verkehr bei Hofe fast ganz auf den Besuch der berühmten Abendgesellschaften bei der Herzogin-Mutter beschränkte, aus und ein.

Nächst Wieland ist Herder zu nennen, der auf Goethes Veranlassung, noch ehe dieser selbst eine feste Anstellung gefunden hatte, als Generalsuperintendent nach Weimar

berufen worden war. Der Theologe, der bei rein protestantischer Gesinnung in seinem Wesen und Gebaren ein wenig vom unumschränkten Kirchenfürsten hatte – nicht ohne Grund wurde er von Wieland „Eminenz" und von den Italienern später allen Ernstes der „Bischof von Weimar" genannt –, mußte in dem so völlig anders gearteten Kreise eine Sonderstellung einnehmen. Ewig unzufrieden, mit einer unüberwindlichen Neigung, anderen durch Neckereien seine geistige Überlegenheit zu zeigen, machte er sich überall Feinde. Nur mit Einsiedel und vor allem mit Knebel, der auch den Mißvergnügten zu spielen liebte, trat er in ein vertrauteres Verhältnis. Goethe behandelte er anfangs glimpflicher; erst in späteren Jahren trat eine dauernde Entfremdung ein, die in der Verschiedenheit ihrer Lebensauffassung begründet war.

Wichtiger und entscheidender als alle diese Männer war für den Werdegang unseres Dichters der Freundschaftsbund, den er mit der um sieben Jahre älteren Charlotte von Stein, geb. von Schardt, der Gattin des geistig unbedeutenden Oberstallmeisters, einging. In einem an Lavater gerichteten Briefe Zimmermanns, der selbst ein großer Verehrer Charlottens gewesen sein muß, wird sie genau geschildert: „... Frau Kammerherrin, Stallmeisterin und Baronesse von Stein aus Weimar. Sie hat überaus große schwarze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. Ernst, Sanftmut, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine, tiefgegründete Empfindsamkeit sieht jeder Mensch beim ersten Anblick auf ihrem Gesichte. Die Hofmanieren, die sie vollkommen an sich hat, sind bei ihr zu einer seltenen hohen Simplizität veredelt. Sie ist sehr fromm, und zwar mit einem rührend schwärmerischen Schwung der Seele. Aus ihrem leichten Zephirgang und aus ihrer theatralischen Fertigkeit in künstlichen Tänzen würdest Du nicht schließen, was doch sehr wahr ist, daß stilles Mondenlicht und Mitternacht ihr Herz mit Gottesruhe füllt. Sie ist einige und dreißig Jahre alt, hat sehr viele Kinder und schwache

Nerven. Ihre Wangen sind sehr rot, ihre Haare ganz schwarz, ihre Haut italienisch wie ihre Augen. Der Körper mager; ihr ganzes Wesen elegant mit Simplizität ..." Über keine der mit Goethe in Berührung gekommenen Frauen ist so viel geschrieben und gefabelt worden als über sie. Bald hat man das Verhältnis als ein rein platonisches, mehr mütterliches oder schwesterliches, bald als das skandalöseste der gesamten Literaturgeschichte hingestellt. Beide Auffassungen sind falsch. Goethes Briefe an Charlotte (Univ.-Bibl. Nr. 3801—6 a) atmen allerdings einen Hauch starker sinnlicher Liebe, die von Selbstanklagen nicht frei ist. Aber man muß immer den Dichter im Auge behalten, in dessen Wesen gesunde Sinnlichkeit stets vorherrschend war, und der die Worte nicht auf die Goldwage zu legen pflegte. Charlotte erwiderte seine Neigung; dies geht daraus hervor, daß sie nie den Versuch machte, sich ihn fernzuhalten, daß sie gelegentlich unverkennbare Zeichen von Eifersucht an den Tag legte, und daß sie nach dem endlich erfolgten Bruch ihre Briefe an ihn zurückverlangte und vernichtete, während sie die seinen behielt. Aber man vergegenwärtige sich auch die Lage dieser liebebedürftigen, hochgebildeten und begabten Frau! Sie war an einen Mann gefesselt, der, ohne jedes Verständnis für die zarteren Regungen ihrer Seele, nur Sinn für Pferde und eine gute Flasche hatte. Da trat der bekannteste und hoffnungsvollste Dichter Deutschlands in ihre Nähe, von dem sie wußte, daß ihn der Anblick ihres Schattenrisses den Schlaf dreier Nächte gekostet hatte, ein junger Apoll, lebensfroh und gedankentief, Genie vom Scheitel bis zur Sohle. Und er wandte sich ihr zu, der kränklichen, schon ein wenig verblühten Frau, die eigentlich nie schön, nie recht jung gewesen war. War es ein Wunder, daß Charlotte diese Auszeichnung zu würdigen verstand, und, stolz auf ihre Triumphe, den jungen Anbeter an sich zu fesseln suchte? Die allgemeine Anschauung fand, wie wir wissen, in einem solchen Verhältnis nichts Tadelnswertes; sie selbst, feiner empfindend als die Durch-

schnittsdamen ihres Kreises, wird Gründe der Rechtfertigung vor sich selbst genug gefunden haben. Sie war überdies eine Kennerin der Literatur, schöngeistig im guten Sinne des Worts und vielleicht nicht ganz frei von der echt weiblichen Eitelkeit, durch die Neigung eines großen Dichters selbst eine literarhistorische Gestalt werden zu wollen. Um sie auch vor den Vorwürfen unseres strenger gewordenen Sittlichkeitsbegriffes zu entschuldigen, darf man wohl betonen, daß Charlotte ihrem Manne eine treue Pflegerin — und mehr verlangte er von ihr nicht —, ihren sieben Kindern eine sorgliche Mutter und Erzieherin gewesen ist. Versöhnlich, auch für den strengsten Sittenrichter, wirkt die Tatsache, daß Goethe sich der Steinschen Kinder mit rührender Liebe annahm, den aufgeweckten kleinen Fritz zeitweise in seinem Hause wohnen ließ, mit ihm reiste und ihn aufs beste unterrichtete und erzog. Zum Schlusse sei darauf hingewiesen, daß sich auch die sittlich überaus hochstehende junge Herzogin Louise mit geradezu schwärmerischer Freundschaft zu Frau von Stein hingezogen fühlte, und daß der große Tadler Herder stets mit der größten Verehrung von ihr spricht.

Dieser Frau verdankte Goethe das Glück von mehr als zehn Jahren und die Abklärung seines Wesens, deren der ungestüme Dichter des „Götz" so sehr bedurfte. Ihr ist die Lyrik an „Lida" gewidmet; in einzelnen Gestalten seiner Dramen, so in der Marianne in den „Geschwistern" und sogar in der „Iphigenie" will man die Geliebte wiedererkennen. Das schönste Zeugnis dieses Herzensbundes sind Goethes Briefe an Charlotte — jedes der vielen Blätter und Blättchen der unmittelbare Niederschlag einer Stimmung, der kunstlose Ausdruck einer starken Empfindung, die immer wieder in dem Gefühl der Dankbarkeit gipfelt. Und der Dichter hatte wirklich Anlaß, der Geliebten dankbar zu sein. Sie war die erste Frau, die ihn vollkommen verstand, die nicht nur von ihm empfing, sondern ihm auch zu geben hatte und die wertvollsten Kräfte in ihm auslöste, wie sie auch, indem

sie sich seiner annahm, die Widerstände überwand, die, mehr oder minder versteckt, in der Hofgesellschaft gegen den jungen Bürgerlichen wirksam wurden. Zwei kurze Briefe, beide vom 23. Februar 1776, der eine vor, der andere unmittelbar nach einem Maskenfeste geschrieben, mögen als Proben dienen:

„Wie ruhig und sanft ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüßt habe, das erstemal seit vierzehn Tagen mit freiem Herzen, und wie voll Danks gegen Dich, Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin! Ich muß Dir's sagen, Du einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. Nicht eher als auf der Redoute seh ich dich wieder! Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte – nein, will brav sein! – Ich liege zu Deinen Füßen, ich küsse Deine Hände."

„Ich mußte fort, aber Du sollst doch noch eine gute Nacht haben. Du Einzige, die ich so lieben kann, ohne daß mich's plagt. – Und doch leb ich immer in Furcht – nun mag's! All mein Vertrauen hast Du, und sollst, so Gott will, auch nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder irgend, wie ich an Dir eine Schwester habe!... Gute Nacht! Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur Deine Augen gesehen. – Und da ist mir die Mücke ums Licht eingefallen. Ade!..."

Wer weiß, welche poetischen Gaben uns der Dichter beschert hätte, wenn er in der Zeit dieser Liebe nicht durch amtliche und gesellschaftliche Pflichten allzusehr in Anspruch genommen worden wäre!

Auch die letzteren wurden von Goethe durchaus ernst genommen. Seine Absicht, dem etwas seichten Leben in der kleinen Stadt einen höheren Schwung zu geben und die Schranken, die Hof und Bürgerschaft auf das strengste trennten, zu durchbrechen, geht aus seinen Bemühungen um die Schaffung eines künstlerisch bedeutenden Liebhabertheaters hervor. Mit Geschick suchte er seine Schauspieler

aus, wo er sie fand. Die gesellschaftliche Stellung der Mitwirkenden war bei der Rollenverteilung für ihn nicht mehr entscheidend. Die einfache Bühne wurde bald im Tiefurter Park, im Walde von Ettersburg oder im Lustgarten von Belvedere auf grünem Rasenteppich zwischen den Bäumen hergerichtet. Jeder wurde nach seiner Befähigung beschäftigt. In der Herzogin Amalia und Einsiedel fand der junge Theaterdirektor für seine Singspiele Tonsetzer, im Herzoge, dem Prinzen Konstantin, Knebel, Bertuch, dem Gymnasialdirektor Musäus, dem Fräulein von Göchhausen, dem Fräulein von Wöllwarth und Amalie Kotzebue, der Schwester des Dichters, Schauspieler und Schauspielerinnen, denen sich seit dem Jahre 1777 die auf seine Veranlassung aus Leipzig berufene schöne und in allen Künsten hochbegabte Corona Schröter als hellster Stern zugesellte. Für das Technische wurde der erfindungsreiche Tischler Mieding, den Goethes herrlicher poetischer Nachruf unsterblich machen sollte, als Theatermeister hinzugezogen. Neben dramatischen Arbeiten von Goethe, Einsiedel und Seckendorf gab man Stücke von Molière und Gozzi und wagte sich sogar wie einst im Schönkopfschen Hause zu Leipzig an Lessings „Minna von Barnhelm". Ein Glanzpunkt in der Geschichte des Liebhabertheaters war das Auftreten des berühmten Ekhof in Cumberlands „Westindier". (1778.)

So entwickelte sich bald ein anregendes Leben, das für unsern Dichter nur durch das plötzliche Auftauchen von Lenz und Klinger getrübt wurde. Die beiden trafen, wohl auf Verabredung, kurz nacheinander in Weimar ein, wo sie offenbar mit Hilfe der Gönnerschaft ihres Jugendfreundes ihr Glück zu machen hofften. Goethe, dessen Stellung noch keineswegs fest war, und der Ursache genug hatte, sich vor jeder falschen Beurteilung zu hüten, hielt sich die beiden fahrigen und rüpelhaften Gesellen nach Kräften vom Hals, um so mehr, als er wenigstens in Lenz den eigentlichen Verbreiter jener ungeheuerlichen Nachrichten über das lustige weimarer Treiben vermuten

mochte. Er wird aufgeatmet haben, als die Sturm- und Drangapostel endlich wieder den Staub Ilm-Athens von den Füßen schüttelten, um nun Goethes Schwager und die gutmütige Frau Rat zu brandschatzen. Bei Lenz kam übrigens bald darauf der Wahnsinn zum vollen Ausbruch.

Unter den Stücken Goethes, die dem neuen Liebhabertheater ihre Entstehung verdanken, sind „Die Geschwister" zeitlich wohl das erste. Die Fabel dieses kleinen Schauspiels ist sehr einfach. Ein Mädchen liebt den Mann, den sie für ihren Bruder hält, mit schwesterlicher Hingebung, die aber in dem Augenblicke, wo Marianne einem andern die Hand reichen soll und der angebliche Bruder ihr über ihre verwandtschaftlichen Beziehungen die Augen öffnet, zu heißer bräutlicher Liebe emporlodert. In Wilhelm wird man unschwer Goethe selber wiedererkennen; Marianne ist auf seine schwärmerisch verehrte Schwester Cornelia oder, wie oben bemerkt, vielleicht richtiger auf Frau von Stein, die ihm nur „Schwester" sein zu wollen vorgab, gedeutet worden. Das kleine Schauspiel, in dem wir, nicht nur der Namen wegen, die ersten Keime zum „Wilhelm Meister" zu erkennen glauben, ist in seiner Art ein Kabinettstück feinster Charakterzeichnung und daher trotz der geringen dramatischen Verwicklung bis in unsere Zeit bühnenwirksam geblieben. Die „Marianne" gehört noch heute zu den Lieblingsrollen bedeutender Künstlerinnen.

Hat Cornelia an den „Geschwistern" Anteil, so hätte der Dichter ihr in seinem Stück unbewußt ein Grabdenkmal gesetzt, denn am 8. Juni 1777 wurde sie von mehrjährigen körperlichen und seelischen Leiden durch den Tod erlöst, nachdem sie zwei Töchtern das Leben gegeben hatte. Der Dichter verschloß seinen Schmerz in der Brust. Am 16. Juni schrieb er in sein Tagebuch: „Brief des Todes meiner Schwester. Dunkler zerrissener Tag" und am 17. und 18. die Worte „Leiden und Träumen".

Das zweite Stück, „Lila", ein Schauspiel mit Gesängen, dürfte Ende 1776 und Anfang 1777 geschrieben worden

sein. Hier verfolgte der Dichter einen anderen Zweck, als lediglich sein Publikum zu erfreuen und zu erheitern, er machte den kühnen Versuch, durch poetische Mittel und auf die zarteste Weise eine dauernde Versöhnung zwischen dem Herzog und dessen junger Gemahlin anzubahnen, deren Ehe in den ersten Jahren nicht glücklich war. Das Stück, das am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin Louise, zum ersten Male aufgeführt wurde, hat durch zweimalige Umgestaltung (1778 und 1788) seine ursprüngliche Fassung völlig verloren. In jener ersten Bearbeitung wird der seelisch kranke Baron Sternburg durch den beruhigenden Einfluß seiner milden Gemahlin Lila glücklich geheilt; in dem uns jetzt vorliegenden Stücke ist das Verhältnis umgekehrt. Hier ist Lila gemütsleidend, alle ärztliche Kunst bleibt erfolglos, bis ihre Umgebung durch scheinbares Eingehen auf die überspannten Ideen des kranken Hirnes ihre Heilung und damit die glückliche Wiedervereinigung mit dem Gatten herbeiführt. Dem im Grunde recht ernsten Schauspiele folgte ein toller Schwank unter dem Titel „Die geflickte Braut", eine derbe Verspottung der Wertherzeit und ihrer ungesunden Gefühlsduselei, später als „Der Triumph der Empfindsamkeit" umgearbeitet und in die Werke des Dichters aufgenommen. Äußerlich stellt sich das Stück als ein Märchenspiel im Shakespeareschen Geschmacke dar, ohne jedoch die unbefangene Poesie des großen Briten aufzuweisen. Es ist voller Anspielungen auf die literarischen Zustände der Zeit und mit so vielen persönlichen Beziehungen auf die Mitglieder der Weimarer Gesellschaft durchsetzt, daß nur der genauere Kenner jener Verhältnisse diese „dramatische Grille" mit einigem Vergnügen lesen wird. Recht willkürlich wurde dem vierten Akte des Schwankes später ein allerdings ziemlich gleichzeitig entstandenes, aber auf völlig anderen Grundlagen beruhendes Monodrama „Proserpina" als Zwischenspiel eingeschaltet. Mit dieser kleinen, im Jahre 1815 von Eberwein in Musik gesetzten Dichtung nähert sich Goethe dem

Sagenkreise des Altertums und somit einem Stoffgebiete, dem er als reifste Frucht des hier behandelten Lebensabschnittes die „Iphigenie" entnehmen sollte. Echt deutsches Empfinden macht sich in einem epischen Gedichte „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung" geltend, einem in altdeutschen Reimversen gedichteten Lobgesang an den kernigen Nürnberger Meister, der dem Dichter inmitten seiner höfischen Umgebung als Vertreter des gesunden deutschen Bürgertums besonders verehrungswert erschienen sein muß, wie denn Goethe auch verschiedene seiner derben Schwänke auf dem Liebhabertheater zur Aufführung brachte. Der erste Eifer, mit dem sich Goethe den so freudig übernommenen gesellschaftlichen Verpflichtungen gewidmet hatte, kühlte sich gegen Ausgang des zweiten Jahres merklich ab. Die Stille seines Gartenhauses begann einen eigenen Zauber auf ihn auszuüben. Auch trieb ihn seine immer heftiger werdende Liebe zu Frau von Stein in die Einsamkeit. In das Frühjahr 1777 fallen die Anfänge seines zweiten Romans, des „Wilhelm Meister", der damals freilich nicht über das später wesentlich umgestaltete erste Buch — die Kindheitsgeschichte des Helden — hinausgelangte. — Erst im Jahre 1797, also zwanzig Jahre später, lag das Buch „Wilhelm Meisters Lehrjahre" vollendet vor.

Die idyllische Ruhe, die Goethe in seinem Tuskulum jenseits der Ilm beschert war, wurde nur durch kleine Ausflüge in die Umgegend, besonders nach dem Steinschen Familiengute Kochberg, und einige weitere Reisen unterbrochen. Seltsam schon durch ihre Veranlassung war die im November und Dezember 1777 ohne Begleitung unternommene Harzreise, als deren schönste Frucht wir das stimmungsvolle Gedicht „Harzreise im Winter" betrachten dürfen. Während der Herzog in der Eisenacher Gegend der Jagd auf Schwarzwild oblag, begab sich Goethe unter fremdem Namen nach dem Harz, in der doppelten Absicht, den jungen, am „Wertherfieber" erkrankten Theologen Plessing, der sich brieflich um Rat

und Trost an ihn gewandt hatte, aufzusuchen und zu beruhigen, dann aber auch, um sich einen Einblick in die bergmännischen Verhältnisse zu verschaffen, der dem Bergwerke zu Ilmenau zugute kommen sollte. Allerdings wurde der längst gefaßte Plan, den seit Jahren eingestellten Betrieb wieder aufzunehmen, erst geraume Zeit später verwirklicht.

Eine zweite Reise, vom 10. Mai bis 1. Juni 1778 unternommen, führte den Dichter in Begleitung seines Herzogs nach Berlin und Potsdam, wo man bei dem drohenden Kriege zwischen Preußen und Österreich näheren Anschluß suchte. In Sanssouci stand der Dichter des „Götz" dem königlichen Kritiker gegenüber, in dem er seit seiner frühesten Jugend den größten Monarchen verehrt hatte. Der König schenkte dem Begleiter seines Großneffen wohl kaum Beachtung. Aber Goethe faßte den Philosophen auf dem Throne scharf ins Auge. Die wenigen Worte, die er über die Begegnung äußert (Riemers Mitteilungen II, S. 60) sind bezeichnend genug. „Es sind mir tausend Lichter aufgegangen", heißt es da. „Und dem alten Fritz bin ich recht nah geworden; da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören." In Potsdam besichtigte er die Regimentsstallungen, das Waisenhaus und die Bildergalerie, in Berlin die Porzellanfabrik, besuchte auch den Radierer Chodowiecki und die Naturdichterin Karsch und speiste beim Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs. Über Wittenberg und Dessau kehrten die Reisenden nach Weimar zurück.

Im folgenden Sommer stellte sich auf einige Monate Merck ein, der bereits im Jahre vorher die Herzogin Anna Amalia auf einer Rheinreise begleitet hatte. Er trat zu allen Mitgliedern des Weimarer Kreises trotz seiner mephistophelischen Offenheit in ein freundschaftliches Verhältnis. Nur Goethe wurde er mehr und mehr entfremdet, da er ihm seine poetische Untätigkeit nicht ver-

zeihen konnte und schon längst wieder ein Werk im Stile des „Götz" von ihm erwartet hatte. Die „Iphigenie", deren dritter Aufführung auf dem Naturtheater zu Ettersburg er beiwohnte, scheint in dieser ersten Prosa-Fassung nicht seinen vollen Beifall gefunden zu haben. Das Stück war am 6. April, dem dritten Osterfeiertage, zum erstenmal gegeben worden. Goethe spielte den Orest, der Herzog den Pylades und Corona Schröter die Iphigenie. Die Wirkung, „besonders auf reine Menschen", wie der Dichter in seinem Tagebuche bemerkte, war groß.

„Der Herr Doktor", schreibt Fräulein von Göchhausen an die Frau Rat, mit der sie seit dem Besuche der Herzogin in Frankfurt ebenso wie diese eng befreundet war, „hat seinen Orest meisterhaft gespielt. Sein Kleid, sowie des Pylades seins, war griechisch, und ich hab' ihn in meinem Leben noch nicht so schön gesehen."

Die „Iphigenie" gehört zu den Werken Goethes, an deren künstlerischer Ausgestaltung der Dichter sich nie genug tun konnte. Wir kennen im ganzen fünf verschiedene Fassungen dieses Schauspiels, deren letzte, in Italien geschrieben, den Hauch eines sonnigen Himmels verrät und hinsichtlich der Form die höchste Vollendung aufweist. Inhaltlich steht die erste Niederschrift bereits ebenso hoch; man erstaunt darüber, mit welcher Sicherheit Goethe, der sich bis dahin doch nur vorübergehend mit dem Studium des klassischen Altertums beschäftigt hatte, das innerste Wesen antiker Anschauung darzustellen vermochte. Ein seltsamer Zufall wollte, daß die „Iphigenie", ein Stück, das von allen Arbeiten des Dichters am wenigsten *erlebt* ist, also am meisten eine auf den Gegenstand gerichtete Gedankentätigkeit voraussetzt, in ihren wesentlichen Teilen auf Reisen entstand. Die Anfänge reichen bis zu jenen Rekrutenaushebungen zurück, die Goethe, seit dem Frühling 1779 als Chef der Kriegskommission, in den Dörfern und Städten des Herzogtums zu leiten hatte, und seine endgültige Form erhielt das Drama an den Ufern des Gardasees und in Rom.

Das Geburtsjahr der „Iphigenie", die eine neue Periode in Goethes Dicht- und Denkart einleitet, wurde auch noch in anderer Beziehung bedeutungsvoll, es führte den Dichter im Gefolge seines fürstlichen Freundes in die Heimat, sodann nach dem ihm einst so teuren Elsaß und in die Schweiz. Der Gedanke zu dieser Reise war von ihm selbst ausgegangen. Er wollte den Herzog gewissen ungünstigen Einflüssen seiner Umgebung entziehen und seinerseits in dem durch die Umstände bedingten engeren Verkehre stärker auf ihn einwirken.

Verraten doch die Tagebucheinzeichnungen der letzten Monate zur Genüge, wie sich die Hofpartei bemühte, den Freund des Herzogs bei diesem zu verdächtigen. „Es weiß kein Mensch, was ich tue," heißt es da einmal, „und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen." Und die Himmlischen standen ihrem Liebling bei: der Herzog verlieh ihm, wohl zu seinem Geburtstage, trotz dem vom Minister von Fritsch erhobenen Widerspruch, als Beweis seines Vertrauens den Titel eines Geheimen Rats.

Am 12. September verließen die Reisenden Ettersburg, Karl August unter dem Namen des Oberforstmeisters von Wedel, der selbst mit zu dem kleinen Gefolge gehörte. Über Erfurt, Gotha und Kassel gelangten sie nach Frankfurt, wo gerade die Herbstmesse begonnen hatte. Schon im August war an Goethes Eltern die Anfrage gerichtet worden, ob sie die Reisegesellschaft auf einige Tage bei sich aufnehmen würden. Frau Aja war außer sich vor Freude, und auch der alte Herr Rat, durch körperliche Leiden und den Tod der Tochter immer grämlicher geworden, lebte in der frohen Erwartung der kommenden Tage wieder auf. Am 18. September traf der Besuch ein. Man war schon in einiger Entfernung vom Hirschgraben abgestiegen und, der größeren Überraschung wegen, zu Fuße bis zum Hause gegangen. Den nun folgenden

Auftritt hat die glückliche Mutter mit großer Anschaulichkeit in ihrem Briefe vom 24. September an die Herzogin Anna Amalia geschildert, den man in Heinemanns prächtigem Buche „Goethes Mutter" nachlesen kann. „Der 18. September", so beginnt das Schreiben, „war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja denen seligen Götter weder ihre Wohnung im hohen Olymp, weder ihr Ambrosia noch Nektar, weder ihre Vokal- noch Instrumentalmusik beneideten, sondern glücklich, so ganz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemals größere und reinere Freuden geschmeckt hat, als wir beide glückliche Eltern an diesem Jubel- und Freudentag!"

Das waren freilich willkommenere Gäste als einst der Königsleutnant mit seinem Stabe, obgleich das Leben, das sich in dem so still gewordenen Hause entwickelte, kaum weniger aufregend und laut sein mochte. Halb Frankfurt kam, um „Goethes Herzog" wenigstens auf der Treppe oder dem Vorsaale zu sehen. „Wie sich unsere hochadlichen Fräulein Gänscher brüsteten und Eroberungen machen wollten," meint die Frau Rat, „wie es aber nicht zustande kam u. dergl. m., das verdiente nun freilich hübsch dramatisiert zu werden."

Am 23. brach die Reisegesellschaft nach Speier auf, von dort am nächsten Tage nach Straßburg. Kurz vor dieser Stadt trennte sich Goethe von der kleinen Kavalkade, um einen Abstecher nach Sesenheim zu machen und dort im Pfarrhause zu übernachten. „Ich fand daselbst eine Familie," schreibt er an Frau von Stein, „wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt — schöner, als ich's verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick,

da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgendein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Dieser Besuch in Sesenheim war eine Art von Bußfahrt gewesen, von der er erleichtert und beruhigt zurückkam. In Straßburg entledigte er sich einer ähnlichen Pflicht. Aber wie er dort eine einsam verblühende, entsagende Geliebte gefunden, so fand er hier in Lilli eine glückliche junge Mutter. In dem Bericht an Frau von Stein heißt es: „Ich ging zu Lilli und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet ist. Ihr Mann, aus allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang – alles was sie brauchte. Er war ab-

weſend. Ich blieb zu Tiſche. Ging nach Tiſch mit dem Herzog auf den Münſter, abends ſahen wir ein Stück L'Infante de Zamora mit ganz trefflicher Muſik von Paeſiello. Dann aß ich wieder bei Lilli und ging in ſchönem Mondſchein weg. Die ſchöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht ſagen. So proſaiſch als ich nun mit dieſen Menſchen bin, ſo iſt doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich dieſen Weg her gleichſam einen Roſenkranz der treuſten, bewährteſten, unauslöſchlichſten Freundſchaft abgebetet habe, eine recht ätheriſche Wolluſt. Ungetrübt von einer beſchränkten Leidenſchaft treten nun in meine Seele die Verhältniſſe zu den Menſchen, die bleibend ſind; meine entfernten Freunde und ihr Schickſal liegen vor mir wie ein Land, in deſſen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug ſieht."

Aber noch einen dritten Beſuch hatte er abzuſtatten, ernſter als die beiden vorher. Am 28. September weilte er mit ſeinem fürſtlichen Freunde am Grabe der Schweſter. „Ihr Haushalt iſt mir wie eine Tafel, worauf ihre geliebte Geſtalt ſtand, die nun weggelöſcht iſt." Er hatte wenigſtens den Troſt, an ihrem Platze in Schloſſers beſcheidenem Heim Tantchen Fahlmer zu ſehen, die Corneliens Kindern eine treuſorgende Mutter geworden war.

Von Emmendingen reiſte man über Biel, Erlach, Anet und Murten nach Bern, deſſen vornehm bürgerliche Bauart auf Goethe einen ſtarken Eindruck machte, von Bern über Thun und Interlaken nach Lauterbrunnen, wo der Staubbach den Dichter zu ſeinem „Geſang der Geiſter über den Waſſern" begeiſterte, weiter nach Scheideck, ins Haslital und Aartal, dann nach Meiringen, Brienz und über Interlaken und Thun zurück nach Bern. Nach viertägigem Aufenthalt wandte man ſich ſüdwärts zum Genfer See. In Lauſanne machte Goethe Frau von Branconi, der wegen ihrer Schönheit berühmten Geliebten des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, mit der er ſpäter in nähere Berührung kommen ſollte, ſeine

Aufwartung, ebenso der Herzogin Dorothea von Kurland, der Schwester der vielgenannten Elisabeth von der Recke. Nachdem die Reisenden die benachbarten Täler durchstreift und mehrere bedeutendere Berge erstiegen hatten, begaben sie sich nach Genf. Hier wurden Gelehrte und Künstler besucht, unter ersteren der Naturforscher de Saussure, bei dem man sich wegen der Besteigung der Dôle, des höchsten Juragipfels, und wegen eines Ausfluges nach den Gletschern des Chamounytales Rats holte. Da er trotz der vorgerückten Jahreszeit zuriet, wurden die nicht ganz ungefährlichen Bergfahrten unternommen. Wedel und das Gefolge mit Ausnahme eines Jägers blieben, da sie nicht schwindelfrei waren, zurück. In tiefem Schnee überschritt man dann die Furka, übernachtete bei den Kapuzinern auf dem St. Gotthard, wanderte durchs Urnerloch nach Andermatt und durch das Reußtal nach Luzern. Von dort wandte man sich nach Zürich, wo ein etwa vierzehntägiger Aufenthalt genommen wurde. Hier machte der Herzog die langersehnte Bekanntschaft Lavaters, der ihm außerordentlich gefiel. „Wir sind in und mit Lavater sehr glücklich," berichtet Goethe der Herzensfreundin, „es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut ... Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist."

Dieses Wohlgefallen am Züricher Propheten galt jedoch mehr seinem äußeren als inneren Menschen. Ihre Wege hatten sich längst getrennt, und wenn sie auch bei ihrem Zusammensein verabredungsgemäß jede religiöse Auseinandersetzung vermieden, so mußte sich die Entfremdung zwischen ihnen doch mit jedem Tage vergrößern. Die Briefe wurden merklich kühler, und auch Lavaters Aufenthalt in Weimar im Juli 1786 vermochte das alte Ver-

hältnis nicht wiederherzustellen. Dagegen zog ihn Frau Barbara Schultheß, deren Bekanntschaft er schon 1775 gemacht hatte, immer mehr an. Sie war eine treffliche Schweizerin von guter alter Art und besaß das, was der vernünftige Mann am Weibe vor allem schätzt: praktischen Hausfrauensinn, verbunden mit teilnehmendem Verständnis für alles Schöne und Hohe.

Über die zu Anfang Dezember angetretene Heimreise läßt sich wenig berichten, da uns der Dichter selbst, zu voll noch von den Eindrücken der gewaltigen Bergwelt, über den Ritt durch das flachere Land nur kurze Aufzeichnungen hinterlassen hat. Nur der Aufenthalt in Stuttgart, wo die Reisenden Gäste des Herzogs Karl Eugen von Württemberg waren, muß hervorgehoben werden. Es wurde gerade der Stiftungstag der Karlsschule begangen. Der Herzog und Goethe wohnten der Feier bei und ließen die schwülstigen Festreden und Carmina über sich ergehen, mit denen Lehrer und Schüler den gnädigen Stifter der berüchtigten Militär-Drillanstalt in mehr oder minder unterwürfigem Tone feierten.

Goethe ahnte wohl nicht, daß der blasse Jüngling mit dem rötlichen Haar und der Adlernase, der ihn mit leicht entzündeten Augen unablässig anstarrte, einst sein bester Freund und Mitregent im Reiche der Literatur werden sollte. Es war der junge Schiller, der damals gerade „die Räuber" schrieb.

Auf der Rückreise aus der Schweiz war Goethe nicht untätig. Er arbeitete an einem kleinen Singspiel „Jery und Bäteln", einer ziemlich harmlosen Liebesszene mit schweizerischer Färbung. Man wird in diesem muntern Stückchen ernstere Absichten vergeblich suchen und darf die spitzfindigen Deutungsversuche, wie sie sich namentlich Dorer-Egloff geleistet hat, getrost belächeln. Das Singspiel läßt überall das Bestreben des Dichters erkennen, dem Freundeskreise für das Liebhabertheater eine niedliche Kleinigkeit mit anmutigen Liedchen zu bieten, bei der ihn selbst wohl hauptsächlich Örtlichkeit und Tracht

angezogen haben. „Die Gebirgsluft, die darinnen weht," schreibt er noch als Greis in den „Tag- und Jahresheften", „empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegentreten." Wie fast alle dramatischen Arbeiten Goethes, wurde auch dieses kleine Stück später wesentlich umgearbeitet. Mehrere Vertonungen namhafter Musiker verhalfen ihm zu einer gewissen Volkstümlichkeit.

In Frankfurt wohnten die Reisenden fast vierzehn Tage im Goethehause. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Herzog und Frau Aja festigte sich von Tag zu Tag. „Den besten Fürsten täglich zu sehen, war herrlich," berichtet die Rätin der Herzogin Amalia, „aber ihn reden zu hören, ging über alles. Wie oft saß ich ganz unbemerkt in einem Eckelchen und hörte Dinge, darüber man staunen mußte. Eine solche Weisheit und Klugheit, eine solche tiefe Kenntnis der Menschen bis in die innersten kleinsten Falten und Winkel des Herzens ... und das in einem Alter von 22 Jahren!"

Und als dann die frohen Tage vorüber waren, schrieb sie mit den Worten des Psalmisten: „Jetzt sitzt Mutter Aja ganz allein in den Hütten Kedars und ihre Harfe hängt an den Weiden. Einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käuzlein in verstörten Städten."

Aber von jetzt an blieb sie in stetem Verkehre mit Weimar; kaum ein Jahr verging, ohne daß Durchreisende sie besuchten und ihr über alles, was die „Herrschaften" und ihr „Hätschelhans" taten, genauen Bericht erstatteten. Sie war die erste außerhalb Weimars, der Wieland den eben vollendeten „Oberon" sandte. Im März 1780 traf Knebel bei ihr ein, im August desselben Jahres Frau von Branconi, die zwei Tage in Weimar gewesen war, im Oktober, zu einer Zeit, wo der Herr Rat sehr krank war, wohnte die Herzogin Amalia wiederum zwölf Tage bei Goethes Eltern. Im Dezember kam der Musikus Kranz, im Juni 1781 der Prinz Konstantin, etwas früher die Kammerherren von Kalb und von Seckendorf. Das

Verhältnis Goethes zu Kalb war infolge dienstlicher Vorkommnisse erkaltet; Frau Aja mußte ihn daher kühler behandeln, als dies sonst ihre Art war, sie benahm sich, nach ihrem eigenen Bericht so diplomatisch, „als wenn der größte Hof ihre Säugamme gewesen wäre".

Nach seiner Rückkehr von der Reise nahm Goethe die Amtsgeschäfte mit neuem Eifer wieder auf. In seinen Mußestunden beschäftigten ihn zwei Arbeiten, die seine nun enger als je gewordene Verbindung mit dem weimarischen Herrscherhause auch äußerlich bekunden: Das Leben Herzog Bernhards, des großen Feldherrn aus dem Dreißigjährigen Kriege, und sodann das Schauspiel „Torquato Tasso", worin auch der unbefangene Leser bis zu einem gewissen Grade ein Spiegelbild von Goethes eigenem Streben erkennen wird. Die Lebensbeschreibung des streitbaren Herzogs ließ er bald wieder fallen, da ihm in dessen Leben ein dramatischer Höhepunkt und eine einheitliche Entwicklung zu fehlen schienen, und sich die geschichtlichen Unterlagen zu einer künstlerisch vollendeten Darstellung zu spröde erwiesen. Auch der „Tasso" rückte nur langsam fort; zwei Jahre lang sehen wir den Dichter mit diesem ursprünglich in rhythmischer Prosa geschriebenen Schauspiele beschäftigt. Die Vorliebe für den Helden stammte aus der frühen Jugendzeit, sie wurde ohne Frage durch die im Kreise der Herzogin Amalia leidenschaftlich betriebene Beschäftigung mit der italienischen Literatur wieder geweckt, auf die ich auch den Plan einer unausgeführt gebliebenen Dramatisierung einer Novelle des Boccaccio „Der Falke" zurückführen möchte. Wie „Egmont" und „Iphigenie" brachte auch dem „Tasso" erst des Dichters Aufenthalt in Italien die rechte Reife und Gestalt. Die genauere Kenntnis des Schauplatzes in Ferrara und die italienische Überlieferung mußten den ersten Entwurf völlig umstoßen. In das Jahr 1781 fällt vermutlich auch das Bruchstück „Elpenor", ein Drama im Sinne der Alten. Er ließ diese Arbeit jedoch liegen, weil er sich, wie er später Schiller gestand, „unglaublich im

Stoffe vergriffen" hatte. Wie gleichgültig es ihm im Laufe der Jahre wurde, beweist wohl am besten die Tatsache, daß er bei der Bearbeitung seiner „Werke letzter Hand" die Umdichtung des Bruchstückes seinem Sekretär Riemer überließ! Übrigens gewann die Kunst- und Weltanschauung der Alten jetzt immer mehr Einfluß auf ihn, was die in den Jahren 1782—1785 entstandenen Gedichte „Antiker Form sich nähernd" dartun. Den Anfang dieser Periode bezeichnen neben „Iphigenie" und „Elpenor" die „Vögel", eine freie Bearbeitung der gleichnamigen Komödie des Aristophanes, bei der sich freilich die Spitze der Satire nicht gegen politische, sondern gegen literarische Mißstände richtet. Im „Schuhu", der Hauptperson des Stückes, wollten bereits die Zeitgenossen ein Zerrbild des einst von Goethe so hoch verehrten Klopstock erkennen. Wundersamerweise fallen in diese Zeit der Beschäftigung mit dem Altertum einzelne der schönsten, echt deutsch empfundenen Gedichte des Meisters. „Der Fischer" wurde schon 1778 geschrieben, ihm reihten sich jetzt die herrlichen Balladen „Erlkönig" und „Der Sänger" an, zu denen sich „Meine Göttin", die Lieder des Harfenspielers: „Wer sich der Einsamkeit ergibt" und „Wer nie sein Brot mit Tränen aß", „Das Göttliche" und „Grenzen der Menschheit" gesellen. Auch „Faust" und „Wilhelm Meister" wurden gefördert. Jetzt tauchte bei Goethe auch bereits der Gedanke an eine Ausgabe seiner gesammelten Schriften auf, nicht einem innern Drang entspringend, sondern der Notwendigkeit, dem schamlosen Treiben des Berliner Nachdruckers Himburg entgegenzutreten, der bereits drei Auflagen von „Doktor Goethens Schriften" verkauft und die Dreistigkeit hatte, dem geplünderten Dichter zur Entschädigung ein Porzellantafelgeschirr anzubieten.

Auf regere Teilnahme am Hof- und Gesellschaftsleben deuten mancherlei Gelegenheitsdichtungen, darunter schon einige der „Maskenzüge", zu denen frohe Ereignisse, wie hier im Jahre 1783 erfolgte Geburt eines Erbprinzen, den [illegible] boten, ferner die Singspiele „Die Fischerin" (1782)

und „Scherz, List und Rache“ (1784). „Die Fischerin“, von Corona Schröter in Musik gesetzt, ist bei aller Anmut und Leichtigkeit der Verse kaum mehr als ein dichterischer Vorwand zur nächtlichen Fackelbeleuchtung eines besonders reizvollen Teiles des Tiefurter Parkes an der Ilm, „Scherz, List und Rache“ eine dem deutschen Geschmacke nicht recht zusagende Nachahmung kleiner italienischer Opern im Stile von Pergolesis „Serva padrona“. An dem geringen Erfolge des Stückes war zum Teil wohl Kayſers ziemlich verunglückte Vertonung schuld. Auch stellte das ausgedehnte Textbuch Anforderungen an die Sänger, denen ihre Kraft nicht gewachsen war.

Neben den vielfachen Amtsgeschäften nahmen den Dichter in dieser ganzen Zeit mancherlei kleine Reisen in Anspruch, darunter die diplomatischen Sendungen an die Höfe von Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Koburg und Rudolstadt, wo er sich zugleich in seiner neuen Eigenschaft als Kammerpräsident vorzustellen hatte. Mit dem jungen Fritz von Stein reiste er im Herbste 1783 in den Harz, nach Halberstadt, Göttingen und Kassel. Das nächste Jahr führte ihn in Gesellschaft des Herzogs nach Braunschweig, das übernächste in Knebels Begleitung ins Fichtelgebirge und zu einem Badeaufenthalte nach Karlsbad, wo man mit Frau von Stein und Herder zusammentraf. Karlsbad war damals der Treffpunkt der großen Welt; hier wurden viele jener bedeutenden Bekanntschaften gemacht, die in Goethes späterem Leben eine so große Rolle spielen. Kein Wunder, daß ihn das freundliche böhmische Bad von nun an fast jedes Jahr zu seinen heilsamen Quellen lockte.

Aus dem amtlichen Verkehre mit der Universität Jena und ihren gelehrten Anstalten, der Neueröffnung des Bergwerkes zu Ilmenau am 24. Februar 1784, der Anlage des Parkes und des Botanischen Gartens zu Weimar erwuchs dem Dichter die Anregung zu der ernsten Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, die seitdem eine wesentliche Seite seiner Tätigkeit ausmachte und mehr

oder minder auch alles dichterische Schaffen beeinflußte. Es ist hier noch nicht der Platz, auf die Ergebnisse seiner Forschung im besondern hinzuweisen, aber man muß sich die Tatsache vor Augen halten, um Goethe in der Folgezeit richtig verstehen zu können. Eine Rhapsodie in Prosa „Die Natur", in der die scheinbaren Widersprüche im Schöpfungshaushalt aufgedeckt werden, leitet die naturwissenschaftlichen Bestrebungen des Dichters würdig ein. In das Jahr 1784 fällt eine Entdeckung von hervorragender Bedeutung: die des menschlichen Zwischenkiefers. Goethe hatte sich, wohl durch Lavaters Physiognomik angeregt, seit dem Jahre 1781 eifrig mit dem Studium des Skeletts, insbesondere des Tier- und Menschenschädels beschäftigt, anfangs lediglich mit der Absicht, sich für seine künstlerischen Zwecke eine genaue Kenntnis des Knochengerüstes anzueignen. Im Herbst 1781 nahm er bei Hofrat Loder in Jena einen Kursus in der Osteologie, um das Gelernte dann selbst den Lehrern und Schülern der Zeichenakademie während eines vollen Jahres vorzutragen. Von nun an las er mit Eifer anatomische Bücher und ließ sich von allen Seiten merkwürdige Präparate kommen. In den letzten Märztagen des Jahres 1784 machte er auf der Anatomie zu Jena die denkwürdige Beobachtung, daß der von allen Gelehrten bis dahin als das eigentümliche Merkmal der Tiere bezeichnete und beim Menschen angeblich fehlende Zwischenkieferknochen des Oberkiefers tatsächlich, wenn auch nur in verkümmerter Form, beim menschlichen Schädel vorhanden sei. Goethe empfand über diese Entdeckung, von deren Wahrheit sich die Fachgelehrten erst vierzig Jahre später überzeugten, eine „unsägliche Freude". War sie doch ein glänzender Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme eines einheitlichen Schöpfungsplanes.

Aber der Geist, der in immer weitere Fernen drang, entfernte sich deshalb nicht von der Erde. Das Nächste und die Nächsten wurden ihm nicht fremd. Man hat Goethe vielfach Kälte und Lieblosigkeit gegen seine Mit-

menschen vorgeworfen und über die eisige Zurückhaltung gespöttelt, hinter der er sich zuweilen verschanzte. Der erste Vorwurf ist völlig unberechtigt. In Goethes Haushaltsanschlag nimmt schon zu einer Zeit, wo er noch sehr auf sparsames Wirtschaften angewiesen war, die für die Armen bestimmte Summe einen sehr stattlichen Posten ein. Und wie er mitten im Winter eine Harzreise unternahm, um dem seelisch kranken Plessing mit Rat und Trost zur Seite zu stehen, so hat er auch niemals Verdruß und Mühe gescheut, um Bedürftigen zu helfen und gescheiterten Mitmenschen eine erträglichere Lage zu schaffen. Durch Schölls Veröffentlichung („Briefe und Aufsätze von Goethe") sind die Briefe an den seltsamen Unbekannten ans Licht gekommen, der sich unter dem angenommenen Namen „Kraft" in Gera und Ilmenau aufhielt und von unserm Dichter viele Jahre lang mit allem zum Leben Notwendigen unterstützt wurde. Und mit welchem Zartgefühl Goethe wohlzutun verstand, mag folgende Briefstelle dartun: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirtschaften, ich verändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austeilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht."

Wahrlich, bei solchen Worten gewinnen die 200 Taler jährlich, die Kleider und Lebensmittel, mit denen Goethe diesem Mann eine sorgenfreiere Lage verschaffte, den doppelten Wert. Und ähnlichen Zügen von herzgewinnender Wohltätigkeit begegnen wir bei Goethe oft. So pflegte Goethes Großneffe Alfred Nicolovius zu erzählen, mit welcher teilnehmenden Freundlichkeit der Dichter auf seinen Spazierfahrten die wandernden Handwerksgesellen anzusprechen pflegte, und wie er für einen jeden ein ermutigendes Wort und einen blanken Taler bereithielt.

Wir sehen, der Vorwurf der Liebloſigkeit entbehrt der Berechtigung. Und was die vielgeſchmähte „kalte Zurückhaltung“ betrifft, ſo liegen die Verhältniſſe hier auch anders, als man gewöhnlich annimmt. Man muß bedenken, daß der Dichter von neugierigen Reiſenden, müßigen Schwätzern und ausländiſchen Literaturfreibeutern geradezu überlaufen wurde. Wem in Deutſchland, Öſterreich oder der Schweiz einmal in einer ſchwachen Stunde ein Vers aus der Feder floß, der ſandte ihn mit der Bitte um ein möglichſt eingehendes Urteil an Goethe, ja, der Kanzler von Müller erzählt, „daß ſich ihm wildfremde Menſchen oft in den wunderlichſten Fällen, z. B. um eine Heirat, die Wahl eines Lebensberufes, eine Kollekte, einen Hausbau zuſtande zu bringen, zuverſichtlich an ihn wandten, ein Beweis, wie unumſchränktes Vertrauen man weit umher ihm zollte, ja, für einen Univerſalhelfer in geiſtigen und leiblichen Nöten ihn zu halten geneigt war“.

Daß er ſich ſolchen Leuten nach Kräften entzog, iſt erklärlich und verzeihlich. Für Zudringliche dieſes Schlages konnte und durfte der Mann keine Zeit haben, deſſen einzige Erholung der Wechſel der Tätigkeit war. Hier war er ſich ſelbſt, ſeinen amtlichen und poetiſchen Pflichten jene kalte Zurückhaltung ſchuldig, mit der er ſich einzig und allein die läſtigen Störenfriede vom Halſe zu halten vermochte. Wo er dagegen wirklichen Anteil an ehrlicher Arbeit, echtes Talent und tüchtiges Streben entdeckte, da wurde er mitteilſam und erſchloß den Vertrauenden ſein Herz. In ſolchen Augenblicken ging keiner ungetröſtet und ungefördert von ihm. — Der Grundzug ſeines Weſens war die Menſchenliebe; ihrer Verherrlichung gilt auch die tiefſte Dichtung, die wir aus der Mitte der achtziger Jahre von ihm beſitzen: „Die Geheimniſſe“, das Hohelied der von allem Irdiſchen geläuterten Menſchlichkeit, ein Bruchſtück von gewaltigem Gefüge, das leider nie vollendet wurde.

Schon zu Anfang dieſes Abſchnittes iſt hervorgehoben

worden, daß der Herzog in Goethe vorab den großen und guten Menschen schätzte. Diesem galten auch wohl die Gnadenbeweise, die Karl August ihm zu Anfang der achtziger Jahre zuteil werden ließ. Am 2. Juni 1782 — eine Woche nach dem Tode seines Vaters — erhielt Goethe auf Veranlassung seines fürstlichen Freundes die von Kaiser Josef II. unterzeichnete Adelsurkunde zugestellt, der er freilich nicht den geringsten Wert beilegte, wie er denn nur auf die eindringlichen Vorstellungen des Herzogs in diese Standeserhöhung eingewilligt hatte.

Seine amtlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen nötigten ihn, eine größere Wohnung in der Stadt zu nehmen. Im Frühling 1782 bezog er, zum Mietpreise von 34 Talern vierteljährlich, das Haus am Frauenplan (heute Goetheplatz), das er bis an sein Lebensende bewohnt hat. Nach mancherlei baulichen Änderungen ging es als ein Geschenk des Herzogs im Jahre 1794 in seinen Besitz über. Das Gartenhaus behielt er freilich auch, um dort Stunden der Einkehr und Erholung in ungestörter Stille verleben und mit vertrauten Freunden einen schönen Sommerabend im Grünen verbringen zu können. Und solcher Erholungsstunden bedurfte der Vielbeschäftigte immer häufiger. Die nervöse Überreizung, an der er zu leiden anfing, läßt sich aus seinen Briefen an Frau von Stein immer deutlicher erkennen. Das kunstvolle Uhrwerk des Regierungsgefüges, in das er so manches regelnde Rad, so manche treibende Feder eingesetzt hatte, lief tadellos, aber die Hand des Uhrmachers begann allmählich zu erlahmen. Die kleinen Sorgen des Tages häuften sich und drohten den großen Geist, dessen Heimat andere Bezirke waren, zu Boden zu drücken. Aber er fand zur rechten Zeit den Ausweg aus diesem Irrgarten und hatte den Mut, einen großen Entschluß zu fassen und schnell zu verwirklichen. Das erste Jahrzehnt seiner Wirksamkeit lag vollgemessen hinter ihm und damit ein Abschnitt des Lebens und Dichtens, der einen deutlich erkennbaren Abschluß verlangte. Und gerade als hätte er

den Übergang von der Jugend zum reifen Mannesalter auch in seiner literarischen Tätigkeit kennzeichnen wollen, vollendete er kurz vor der Ausführung jenes großen Entschlusses die Bearbeitung der ersten rechtmäßigen Ausgabe seiner Schriften.

Der Sommer des Jahres 1786 lockte wie der des vorhergehenden den Dichter nach Karlsbad, wo sich wiederum ein großer Teil der Weimarer Gesellschaft zusammengefunden hatte. Am 28. August wurde Goethes Geburtstag überaus heiter gefeiert, dann aber — am 3. September — war der Geheime Rat zum größten Erstaunen der Kurgäste verschwunden. In aller Heimlichkeit, früh morgens um 3 Uhr, war er mit der Post abgereist. Wohin, wußte niemand, nicht einmal der Herzog, von dem er sich nur einen längeren Urlaub erbeten hatte. Während man sich in allerlei Vermutungen über diesen Aufbruch ohne Abschied erging, rollte der Dichter mit leichtem Herzen und leichtem Gepäck nach Italien, dem Lande zu, nach dem ihn schon in der frühesten Kindheit eine unstillbare Sehnsucht hingezogen hatte. Ja diese Sehnsucht, die 1785 in Mignons wunderbarem Liede „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn" ihren stärksten und schönsten Ausdruck gefunden hat, war, wie Goethe von Rom aus an den Herzog schrieb, „zu einer Art von Krankheit geworden, von der ihn nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte".

„Jetzt darf ich es gestehen," fügt er hinzu, „zuletzt durft ich kein lateinisch Buch mehr ansehn, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehn, war überreif, da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswert."

Kein lateinisch Buch — dieser Ausspruch ist für das, was den Dichter nach Italien lockte, bezeichnend! Ihn reizte nicht die Kunst im weiteren Sinne, der zuliebe wir heute die Alpen überschreiten, nicht das Volksleben, in dessen Äußerungen wir die vielfachen Kultureinflüsse an-

derer Mittelmeerländer zu ergründen lieben, sondern die klassische, oder richtiger antike, Vergangenheit des Landes, deren Spuren er überall zu begegnen glaubte, sogar da, wo sie unmöglich noch erkennbar vorhanden sein können, wie in dem durch den mohammedanischen Osten weit stärker beeinflußten Venedig. Erst unterwegs, angesichts der großen Schöpfungen der Renaissance, ging ihm der Sinn für die Bedeutung eines Michelangelo, eines Raffael, eines Tizian auf, aber auch dann noch brauchte er geraume Zeit, bevor er in seiner Kunstanschauung jedem dieser Meister den ihm zukommenden Platz anzuweisen und die Wertschätzung von Künstlern zweiten und dritten Ranges auf das gebührende Maß zu beschränken vermochte. Daß den Reisenden auch die naturwissenschaftlichen Verhältnisse Italiens fesselten, ist bei der vielfachen Anregung, die ihm, wie wir gesehen haben, die letzten Jahre seiner amtlichen Wirksamkeit geboten hatten, selbstverständlich. Wir dürfen uns daher nicht wundern, in seinen Briefen und Tagebüchern aus Italien immer und immer wieder auf Notizen mineralogischen und geognostischen Inhalts und Aufzeichnungen meteorologischer Beobachtungen zu stoßen. Es wird sich später Gelegenheit bieten, darzutun, daß die Ausbeute der Reise gerade nach dieser Richtung hin besonders bedeutungsvoll war. Legte er doch hier den Grund zu seiner Entwicklungslehre, die der neuzeitlichen Naturforschung ihre Bahnen gewiesen und in Lamarck, Darwin und Haeckel begeisterte Jünger gefunden hat.

Auch für den Staatsmann mußte eine Reise durch die Apenninhalbinsel sehr lehrreich sein, allerdings nur im negativen Sinne. Denn das Land, in politischer Hinsicht ein buntes Nebeneinander sehr verschiedenartiger Staatengebilde, war volkswirtschaftlich längst erschöpft und ging seinem politischen Zusammenbruch, wenn man diesen Ausdruck hier gebrauchen darf, mit schnellen Schritten entgegen. Die Republik Venedig, ihrer durch elf Jahrhunderte bewährten Verfassung nach geradezu ein Musterstaat,

lag in den letzten Zügen, der Kirchenstaat und das Königreich Neapel siechten bereits langsam an dem langwierigen inneren Leiden dahin, dem sie freilich erst im Jahre 1870 erliegen sollten. Den traurigen politischen Verhältnissen entsprachen alle öffentlichen Anstalten; die Beschaffenheit und Sicherheit der Straßen ließen viel zu wünschen übrig, die Verkehrsmittel waren unvollkommen und der ewig wechselnde Kurs der Münze wurde für den Reisenden eine Quelle stetiger Scherereien.

Die Fahrt des „Kaufmanns Möller aus Leipzig", wie Goethe sich nannte, ging über Eger, Regensburg und München nach Tirol. Gewissenhaft notierte er bei jeder Station die Witterungsverhältnisse und freute sich kindlich, wenn ihm beim Überschreiten des 50., 49. und 48. Breitengrades der schnelle Fortgang der Reise südwärts so recht zum Bewußtsein gelangte. Er schärfte seinen Blick schon für Italien, hatte ein wachsames Auge auf alles Geistliche und träumte bei den Birnen Regensburgs schon von den Trauben und Feigen des Südens. Bei Walchensee erlebte er ein kleines Abenteuer, dessen Beschreibung den Dichter des „Wilhelm Meister" erkennen läßt: Ein Harfner mit seiner kleinen anmutigen Tochter gesellte sich zu ihm. Er nahm die Kleine in seinen Wagen und ergötzte sich an ihrem fröhlichen Geplauder. Mit großen braunen Augen blickte sie ihn an, bald ernst, bald übermütig. Es schien, als sei ihm als gutes Vorzeichen Mignon in leiblicher Gestalt begegnet. Über Innsbruck gelangte Goethe auf den Brenner. Hier beobachtete er den Einfluß der Gebirgshöhe auf das Wachstum der Pflanzen und stellte die durch örtliche Verhältnisse verursachten Veränderungen an verschiedenen Einzelstücken derselben Art fest. An sich eine geringfügige Tatsache, aber wichtig als ein Baustein zur Lehre von der Pflanzenentwicklung.

Auch die Freude am Zeichnen erwachte hier wieder; er versuchte, das Posthaus mit schnellen Strichen aufs Papier zu bringen. Jetzt sah er auch die Landschaft wieder mit dem Auge des Malers. Das Eisacktal, zwischen

dessen Felswänden und finstern Fichten die Post auf vielgewundener Straße hinabrollte, erschien ihm stellenweise wie eine Landschaft Everdingens. Bei Brixen begrüßte er die Weinkulturen, wo die blauen Trauben „gar zierlich und reich von der Decke niedriger Lauben herunterhingen". In Bozen, zu jener Zeit noch der Hauptsitz des deutsch-italienischen Durchgangshandels, fielen dem Reisenden „die vielen Kaufmannsgesichter" auf, in der Umgegend bewunderte er die nun schon völlig südliche Pflanzenwelt der Felder, auf denen „alles so eng an- und ineinander gepflanzt ist, daß man denkt, es müsse eins das andere ersticken". In Roveredo begann die italienische Sprache die herrschende zu werden, Trient war schon gänzlich welsch. Nun ging's zum Gardasee hinab; von Torbole, wo er an der „Iphigenie" arbeitete und sich so einsam fühlte „als seine Heldin am Gestade von Tauris", fuhr er mit einer Barke über den dunkelblauen See, in dessen Fluten sich der schneebedeckte Kamm des Monte Baldo spiegelt. An den Ufern wechseln Zitronengärten mit Olivenwäldern, alte, zinnengekrönte Bergschlösser mit Landgütern und Fischerdörfern. In Malcesina erlebte Goethe ein ziemlich ernstes Abenteuer: man hielt den harmlosen Zeichner für einen österreichischen Spion. Nur seiner Geistesgegenwart und der Fürsprache eines in Frankfurt bekannten Italieners verdankte er seine Freilassung. Bei Bardolino stieg er ans Land, um sich zur Reise nach Verona des landesüblichen Maultiers zu bedienen.

Hier begrüßte er die ersten bedeutenden Reste des Altertums, vorab das Amphitheater, von dessen höchstem Rande er den Anblick des gewaltigen Steinkraters und die Aussicht über Verona und die fruchtbare Landschaft genoß. Auch das Volksleben begann ihn zu beschäftigen: er beobachtete die in ihren Gewölben und nach der Sitte der Alten auf der Gasse arbeitenden Handwerker, die Ballspieler in ihren schönen Körperstellungen, wie die Korsofahrt der Vornehmen, das bezeichnende Merkmal der italienischen Geselligkeit. Hier legte er die nordische

Gewandung ab, um sich nach Veroneser Mode völlig neu zu kleiden. Den herrlichen Renaissance-Bauwerken, der unvergleichlichen romanischen Kirche San Zeno, den berühmten gotischen Grabdenkmälern der Scaliger schenkte er kaum einen Blick, dafür betrachtete er um so gewissenhafter die herzlich unbedeutenden römischen Altertümer des Museo lapidario. An den Gemälden machte ihm nur die Größe Eindruck oder die Art, wie sich der Künstler bei einer langweiligen Darstellung „mit großem Verstand aus der Sache zog". Aber mit Recht begeisterte er sich an den uralten Zypressen des Giardino Giusti, die ihm „der Verehrung wert" schienen.

Wenn ihm Verona die erste Bekanntschaft mit dem echten Altertum vermittelte, so bot ihm die nächste Station, Vicenza, den Anblick neuerer, streng nach den Regeln antiker Architektur aufgeführter Bauwerke. Es ist die Stadt des großen Palladio, eines Künstlers der Renaissance, der Vicenza mit vielen öffentlichen Gebäuden und mehr als zwanzig Privatpalästen geschmückt hat. Goethe bewunderte die Werke dieses Meisters entschieden über Gebühr und ließ sich durch dessen meisterliche Anwendung antiker Zierate blenden. „Es ist etwas Göttliches in seinen Anlagen," meint er, „völlig wie die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, das uns bezaubert." In Vicenza hätte Goethe einen ganzen Monat bleiben mögen, um sich mit der Baukunst vertraut zu machen. Das altertümelnde Gepräge der Häuser hatte sich ihren Bewohnern mitgeteilt. Noch blühte die von Palladio begründete, übrigens auch heute noch bestehende „Akademie der Olympier", ein wissenschaftlicher Bürgerverein, in dem Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit großer Redseligkeit über philosophische, volkswirtschaftliche und künstlerische Fragen stritten. Goethe wohnte einer Sitzung bei und besuchte bei dieser Gelegenheit auch das nach Palladios Plänen erbaute Olympische Theater, eine Schaubühne für die Dramen des Sophokles, als Kunstwerk wirklich ein Kleinod der Innenarchitektur.

Auf die Stadt der gelehrten Spielerei folgte die alte Hochburg der strengen Wissenschaft: Padua. Behäbig liegt die ehrwürdige Stadt des heiligen Antonius in einer üppigen, von zahllosen Kanälen durchzogenen Landschaft, arm an Palästen, aber reich an Kirchen. Deren berühmteste, dem genannten Heiligen geweiht und mit den köstlichsten Bildwerken der Renaissance geschmückt, wird von Goethe kaum erwähnt, dagegen fiel ihm eine andere, Santa Giustina, durch ihre einfache aber großartige Bauweise auf. In der Eremitanerkirche ließ er Mantegnas Wandmalereien auf sich wirken, deren gesunde Naturtreue auf sein unbefangenes Verständnis einen starken Eindruck ausübte. In Padua sah er auch zum erstenmal Werke Tizians, ohne jedoch seiner Bedeutung völlig gerecht zu werden. Wichtiger und nachhaltiger waren die Anregungen, die der Reisende im Botanischen Garten empfing. Durch die Kinder einer ihm fremden Flora sah er manche seiner noch unklaren Vermutungen über die Entwicklung der Pflanze bestätigt.

Auf einer Brentabarke fuhr er am 28. September 1786 in die Lagunen Venedigs und betrat die Stadt abends gegen Sonnenuntergang. Die schwarzen Gondeln erschienen ihm wie Grüße aus der Jugendzeit, aus jenen Tagen, da er mit einem Gondelmodell spielen durfte, das der Vater von seiner Italienfahrt mitgebracht hatte und „sehr, sehr wert hielt".

„So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben," meldet er seinem Sekretär Seidel nach Weimar, „daß ich 1786 den 28. September, abends nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig kein bloßes Wort mehr für mich, ein Name, der mich, der ich von jeher ein Todfeind von Wortschällen gewesen bin, so oft geängstigt hat."

Was uns an der „Königin der Adria" entzückt, ließ

Goethe kühl. Für die halbmorgenländische Pracht der Markuskirche, für die wunderbaren, mit der feinsten durchbrochenen Arbeit geschmückten Stirnseiten der echt venezianischen Paläste hatte er kaum einen Blick. Ihn zogen eben nur die Reste des Altertums an: die Bronzerosse auf dem Außenumgang von San Marco, die Steinbildwerke in der Bibliothek, die antiken Löwen beim Arsenal, die Riesenbildsäule des Marcus Agrippa im Palazzo Grimani, sodann aber auch hier wieder die Werke des Palladio: das Kloster der Carità und die Redentorekirche. Von Tizians Gemälden erwähnt er in seinen Aufzeichnungen gerade die unbedeutendsten: die Deckengemälde in der Kirche della Salute. Am meisten wird er der wirkungsvollen Kunst Tiepolos gerecht; auch vor Tintorettos gewaltigen Bildern findet er verständige Worte über die Vorzüge und Fehler dieses Meisters.

Von Venedigs politischer Bedeutung war bei Goethes Anwesenheit in der Markusstadt nichts mehr zu bemerken; aber er hatte wenigstens das Glück, in der von ihm so anschaulich beschriebenen Dogenfeierlichkeit vor der Kirche Santa Giustina noch einen Abglanz der alten Pracht und Herrlichkeit zu sehen. Es war ein farbenprächtiges Bild, das sich am 7. Oktober, dem Tage der Seeschlacht bei Lepanto, vor seinen staunenden Augen entrollte: flatternde Türkenfahnen und silberne Kirchenleuchter, Schiffer in seltsamen Festgewändern, Savi und Senatoren in violetten und roten Talaren, endlich der Greis mit der phrygischen Mütze, in Gold und Hermelin gekleidet. „Man glaubte eine alte gestickte Tapete zu sehen.“ Noch lag im Arsenale der Bucentaur, die vergoldete Prachtgaleere, die den Herrscher am Himmelfahrtstage zur Vermählung mit dem Meere auf die blauen Wogen der Adria hinausbrachte. Noch herrschten die alten Gebräuche: man trug während eines großen Teiles des Jahres die Maske und den Domino, man lauschte auf der Riva dem Märchenerzähler und verplauderte in den Kaffeehäusern am Markusplatze die müßigen Stunden. Die Gondoliere

trugen noch bei Mondschein in langgezogenem, schwermütigem Zwiegesang die Verse Ariosts und Tassos vor, aber auch nur dann, wenn der Fremde sich diesen Ohrenschmaus vorher bestellte und ihn anständig bezahlte.

Der scharfe Beobachter mußte jedoch überall schon den Niedergang bemerken, wenn auch das Leben äußerlich noch rasch und fröhlich zu fluten schien. Am besten stand es noch mit der Musik und dem Theater. In den „Hospitälern", d. h. Versorgungs- oder Waisenhäusern, veranstaltete man berühmte Konzerte. Goethe hörte im Spital der Mendicanti ein Oratorium, dessen er mit großer Begeisterung gedenkt. Auch mehrere Theater besuchte er, darunter die Opernbühne San Moisè und die Schauspielhäuser San Luca und San Crisostomo, beide Hauptpflegestätten des echt venezianischen Lustspiels, dessen drei erste Vertreter: Goldoni, Gozzi und Chiari damals noch lebten und mindestens allmonatlich mit neuen Stücken an die Öffentlichkeit traten. Fast mehr noch als das Schauspiel und die Darsteller beachtete unser Reisender die Zuschauer, in deren unbefangener Anteilnahme er antikes Wesen zu erkennen glaubte. Nicht anders erging's ihm bei einer Gerichtsverhandlung im Dogenpalast, wo ihn Parteien, Advokat, Schreiber und Publikum durch ihre Beweglichkeit ergötzten.

Von Venedig aus machte er Ausflüge auf den Lido, den meilenlangen Landstreifen zwischen Lagunen und Meer. Hier beobachtete er das eigenartige Leben der Seetiere, das er unvergleichlich anschaulich beschrieben hat, und machte eine neue Entdeckung zur Lehre von den Lebenserscheinungen der Pflanzen. Er bemerkte nämlich, daß sich unter dem Einflusse der rauhen Salzluft und des salzhaltigen Bodens die Grundform der Pflanzen ins Derbere und Zähere verändert. „Ich fand einen solchen Busch Blätter," schreibt er, „es schien mir unser unschuldiger Huflattich, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet und das Blatt wie Leder, so auch die Samenkapseln, die Stiele, alles mastig und fett."

Die Reise zu Schiff von Venedig nach Ferrara, die damals zwei Tage und zwei Nächte in Anspruch nahm, war für unsern Dichter nach dem lärmenden Treiben der Lagunenstadt eine große Erholung. Dennoch verraten seine Notizen aus Ferrara eine Verstimmung, wie wir sie sonst bei Goethe nicht gewohnt sind.

Die verödete Stadt der Este, „wo Ariost begraben liegt und Tasso unglücklich war", bildet einen zu unerfreulichen Gegensatz zu dem heitern, belebten Venedig. Über Cento, eine kleine freundliche Landstadt inmitten einer fruchtbaren Ebene, einst berühmt als Vaterstadt des Malers Guercino, den Goethe als echter Sohn seiner Zeit außerordentlich schätzte, gelangte der Dichter nach Bologna. Das war eine völlig neue Stadtart, mit keiner der vorher besuchten Städte zu vergleichen. Bologna, der Sitz einer alten Universität und eines nicht unbedeutenden Handels, macht heute noch einen äußerst vornehmen Eindruck. Die langen Steinlauben der Straßen, die alten trotzigen Familienpaläste, die Kirchen und Brunnen – alles ist für den Nordländer neu und eigenartig. Goethe durchwanderte die Gassen, entrüstete sich über die schiefen Türme und versäumte nicht, sich in der Umgegend der Stadt einige Stücke Bologneser Spats aufzulesen, eines Steines, der bekanntlich die Eigenschaft hat, tagsüber das Licht einzusaugen und es bei Nacht wieder auszustrahlen. Das Wichtigste jedoch, was ihm Bologna bieten konnte, war die Bekanntschaft eines Raffaelschen Werkes ersten Ranges, die der heiligen Cäcilie. Das Bild begeisterte ihn so, daß er sich über Raffaels Entwicklungsgang und seine Vorläufer Klarheit zu verschaffen suchte. In dessen Lehrer Perugino glaubte er „eine ehrliche deutsche Haut" zu erkennen; das Haupt der Bologneser Schule, Francesco Francia, nennt er einen „gar respektablen Künstler". Unter den in seinen Aufzeichnungen über Gebühr gerühmten Vertretern „einer glücklicheren Kunstzeit" versteht Goethe seltsamerweise die schon etwas entarteten Meister der Technik: Carracci, Guido Reni,

Domenichino und Guercino. Aber er zeigt Geschmack genug, sein Lob nicht auf den Gegenstand ihrer Bilder, Marterszenen heiliger Männer und Frauen, auszudehnen. „Man ist immer auf der Anatomie," schreibt er, „dem Rabensteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, nie Handlung, nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch Erwartetes."

Von Bologna an trieb ihn die Sehnsucht nach Rom zu immer schnellerer Reise. Auf Florenz, das Paradies aller Kunstfreunde, verwandte er bloß drei Stunden. Ein flüchtiger Blick auf den Dom und das Baptisterium, ein eiliger Besuch des Boboli-Gartens — das war das dürftige Ergebnis seines Aufenthaltes in der Mediceerstadt. Auch auf der Rückreise verweilte er hier nur kurze Zeit, und wenn er auch, wie er dem Herzog berichtet, alles sah, „was Florenz an Kunstsachen enthält", und von der Mediceischen Venus bekennt, daß sie alle Erwartung übertreffe und allen Glauben übersteige, so waren die Eindrücke — zumal für jemand, der mit der Seele schon wieder daheim war — doch zu flüchtig, als daß sie nachhaltige Eindrücke hätten hinterlassen können. Diese Vernachlässigung der zweiten Hochburg italienischer Kunst hat sich in der Folgezeit bitter gerächt: Goethe hat sich zeitlebens niemals zu einer Würdigung der Frührenaissance aufzuschwingen vermocht. Dagegen bewährte sich trotz der schnellen Fahrt durch Toskana der volkswirtschaftlich geschulte Blick des Staatsmanns und Verwaltungsbeamten. „Der Stadt sieht man den Reichtum an, der sie erbaut hat, und eine glückliche Folge von Regierungen. Überhaupt fällt es auf, wie in Toskana gleich die öffentlichen Werke als Wege, Brücken für ein schönes grandioses Aussehen haben." Seine Notizen über den Ackerbau, besonders den Anbau und den Stand des Weizens, verraten große Sachkenntnis.

Ohne nennenswerte Erlebnisse gelangte er am Trasimenischen See vorüber nach Perugia, wo er kaum länger als eine Nacht verweilte, von dort nach Assisi. Das be-

rühmte Kloster des heiligen Franziskus reizte den Sohn des „aufgeklärten" 18. Jahrhunderts nicht. Mit desto größerer Andacht betrachtete er den Tempel der Minerva, „das erste vollständige Denkmal der alten Zeit", durch die Beschäftigung mit Vitruv und Palladio auf diesen Anblick wohl vorbereitet. In gleicher Weise bewunderte er die antike Wasserleitung bei Spoleto. Über Terni, Narni, Città Castellana, durch das Neratal und am Soracte vorüber kam er in die römische Campagna, und am Abend des 29. Oktober 1786 fuhr er auf der Flaminischen Straße über den Ponte Molle durch die Porta del Popolo in die Hauptstadt der Welt ein. Er war am Ziele seiner Sehnsucht angelangt!

Das Rom des ausgehenden 18. Jahrhunderts unterschied sich nicht wesentlich von dem heutigen. Natürlich war das Weichbild der Stadt noch nicht so ausgedehnt: an Stelle der heutigen Häuserblöcke im Norden und Osten sah man damals Villen, Wein- und Gemüsegärten. Der Verkehrsmittelpunkt war der Korso bei der Kirche San Carlo, wo sich Tag und Nacht ein ewig wechselndes Leben und Treiben entfaltete. Die Fremden, vor allem die Maler, bewohnten das ruhigere Viertel beim Spanischen Platz. Die Sicherheit in der Stadt ließ, was bei der Unfähigkeit der Regierung kein Wunder war, viel zu wünschen übrig; Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung. Pius VI. aus dem Hause Braschi, der Nachfolger des großen, geistig hochbedeutenden und menschenfreundlichen Clemens XIV., war ein prachtliebender, eitler und habsüchtiger Regent von geringer Bildung und nur darauf bedacht, das Privatvermögen seiner Familie zu vergrößern. Daß unter einem solchen Oberhaupte der Kirche die Kardinäle mit wenigen Ausnahmen nicht besser waren, ist natürlich. Ein tieferes Verständnis für Kunst und Wissenschaft hatte der Papst nicht; von ihm aus war für beides also keine Anregung zu erhoffen. Die großen Denkmäler des Altertums gingen ihrem gänzlichen Verfall entgegen, Gemälde und Werke der Bild-

hauerkunst wurden trotz allen Verboten massenhaft ins Ausland verschleppt.

Goethes erste Sorge war, sich „das alte Rom aus dem neuen herauszusuchen", eine Arbeit, die damals noch weit beschwerlicher sein mußte als heute. Die Trümmer der Kaiserpaläste auf dem Palatin lagen noch zum größten Teile unter den Farnesischen Gärten, das Forum romanum war bis auf kümmerliche Reste: den oberen Teil des Severusbogens und die Phokassäule, noch unter einer Viehweide verborgen. Das Grabmal Hadrians, die Engelsburg, entstellten ebenso wie das Pantheon häßliche Anbauten, das Kolosseum war zu einem riesigen Steinbruch geworden. Es ist unter diesen Umständen natürlich, daß solche Trümmer auf Goethe mehr durch ihre Größe als durch ihre Bedeutung als Bauwerke wirkten, und daß er sie vorwiegend mit dem Auge des Malers betrachtete. Die Ruinenromantik kam damals gerade in Mode. Die Sammlungen von Bildwerken besuchte er dagegen mit größerem Nutzen, vor allem die der Vatikanischen und Kapitolinischen Galerien und der Villa Ludovisi. Vor dem Apoll von Belvedere, der Juno Ludovisi, dem Laokoon, der Minerva Medica, dem Herkules Farnese, der Medusa Rondanini ging ihm erst das rechte Verständnis für die Kunst des Altertums auf. „Nur einen Begriff zu haben," schreibt er an Frau von Stein, „daß so etwas in der Welt besteht, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen."

In eine neue Welt führten ihn Michelangelos Gemälde in der Sixtinischen Kapelle, Raffaels Loggien und Stanzen und seine köstlichen Darstellungen in der Villa Farnesina. Den beiden größten Meistern gesellten sich noch Tizian mit seiner „Himmlischen und irdischen Liebe", Annibale Carracci mit seinen Wandgemälden, Guido Reni mit seiner „Madonna" und Guercino mit seiner „Petronella" hinzu. Aber Michelangelo blieb für ihn — wenigstens während des ersten römischen Aufenthaltes — doch der größte. „Ich bin in dem Augenblicke so für Michel

Ange eingenommen," bekennt er, „daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann."

Trotz allen seinen Kunstschätzen, trotz dem Zauber seiner Umgebungen würde Rom auf unsern Dichter nicht den heilsamen, abklärenden Einfluß ausgeübt haben, wenn nicht als etwas Wesentliches das eigenartig ruhige und harmonische Leben im Kreise der deutschen Künstler und Kunstfreunde, die damals schon wie heute eine selbständige Kolonie unter den Fremden bildeten, hinzugekommen wäre. Nicht daß Goethe noch Meister ersten Ranges angetroffen hätte! Auch Maler, wie sie die Französische Akademie in Rom noch aufwies – es sei nur an David und Drouais erinnert! –, waren bei den Deutschen nicht mehr zu finden. Winckelmann und Raffael Mengs weilten nicht mehr unter den Lebenden, aber – und dies ist für uns von Bedeutung – ihr Geist wirkte noch unter den Landsleuten fort. Bei bescheidenem Talent und geringen Kenntnissen des Handwerksmäßigen war redliches Streben vorhanden, vor allem auch das ernste Bemühen, durch fleißiges Studium in den Kunstsammlungen den Geheimnissen der älteren Kunst theoretisch beizukommen. Der Künstlerkreis setzte sich aus drei verschiedenen Gruppen von Kunstbeflissenen zusammen: aus jungen Leuten, die, zum Teil mit kleinen Stipendien fürstlicher Gönner versehen, voller Hoffnungen nach der ewigen Stadt gekommen waren, in beständiger Geldverlegenheit bald Aufträge zur Ausführung von Bildern übernahmen, bald sich dem Antiquitätenhandel widmeten oder den Fremdenführer machten, sodann aus altangesessenen, mehr und mehr zu Römern gewordenen Künstlern, arm an Erfolgen und Hoffnungen, zufrieden, wenn sie mit dem Kopieren alter Meister ihr kärgliches Brot verdienen konnten, und endlich aus solchen Leuten, die, Liebhaber der Kunst, im Verkehre mit den Künstlern ihre Kenntnisse erweitern und die ewigen Gesetze der Schönheit ergründen wollten, um sie durch literarische Werke weiteren Kreisen zugänglich

zu machen. Zu dieser letzten Gruppe, der wir auch Goethe zuzählen müssen, gehörte der alte, gründlich gebildete Hofrat Reiffenstein, Winckelmanns Freund und Lessings Berater, sodann Heinrich Meyer, als Maler unbedeutend, aber als verständiger Kenner und anregender Lehrer nicht zu unterschätzen, ferner der junge Schriftsteller Karl Philipp Moritz, eine weiche, lenkbare Werther-Natur, bekannt durch seinen Roman „Anton Reiser" und die heute noch vielgelesene „Götterlehre" (Univ.-Bibl. Nr. 1081–84), endlich der Archäologe Aloys Hirt, ein entschiedener Gegner der Kunstanschauungen Lessings und darum der Mittelpunkt aller künstlerischen Auseinandersetzungen. Eine ziemlich selbständige Stellung im römischen Künstlerkreise nahmen Johann Heinrich Wilhelm Tischbein und Angelika Kauffmann ein. Tischbein weilte als Schützling des Herzogs Ernst von Gotha, den er zu Goethes Ärger auffallend vernachlässigte, bereits etwa acht Jahre in Rom, bald mit Kopieren, bald mit eigenen Arbeiten fast jeder Art beschäftigt. Unser Dichter stand mit ihm schon vor ihrer persönlichen Bekanntschaft im Briefwechsel, wie er denn auch in Tischbeins Behausung am Korso seine Wohnung nahm. In Rom, mehr noch später in Neapel, leistete der vielerfahrene Mann mit dem scharfen Blick für alles Malerische dem Freunde große Dienste. In dem berühmten Bildnis, das Goethe auf antiken Trümmern in der Campagna sitzend darstellt (heute im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.), hat er eine wahrhaft großartige Verherrlichung der Romfahrt des Dichters hinterlassen.

Angelika Kauffmann, die Gattin des alten Venezianers Zucchi, hatte nach mancherlei Schicksalen in ihrem traulichen Heim am Monte Pincio eine ruhige Stätte zur Arbeit gefunden. Ihre Bilder, zart und weich in der Zeichnung, wurzeln zu tief im Geschmacke ihrer Zeit, als daß sie uns heute noch zusagen könnten, lassen aber eine ungewöhnliche Begabung erkennen. Mit reichen Sprachkenntnissen und einer tieferen Bildung ausgestattet als die meisten Frauen jener Tage, war Angelika die kluge

und teilnehmende Beraterin aller Rompilger. Anmutig und schön wie eine Madonna, bezauberte sie trotz ihren 46 Jahren auch Goethe, zu dem sie in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat. Unter ihren Augen reifte die „Iphigenie" heran, von ihr mit einem Verständnis aufgenommen, wie der Dichter es bei Frauen niemals wieder gefunden hat. Sein Abschied von Rom war für sie der schwerste Verlust, der sie je betroffen; jahrelang wartete sie mit stiller Sehnsucht auf seine Rückkehr, zärtlich pflegte sie in ihrem Garten den kleinen Pinienbaum, den ihr großer Freund aus einem Kerne gezogen hatte. Später verkehrte auch Herder in ihrem Hause, aber Goethe vermochte er nicht zu ersetzen. Dagegen verschaffte ihr die herzliche Zuneigung der edlen Herzogin Anna Amalia eine zweite glückliche Zeitspanne in ihrem vereinsamten Dasein.

Dem gesellschaftlich ziemlich öden Kreise der vornehmen Römer hielt sich Goethe geflissentlich fern, trotz den Bemühungen einiger hoher Geistlichen, die den berühmten Mann bei ihren Bekannten einführen wollten. Nur mit einigen dichtenden Abbaten, die hin und wieder bei den deutschen Künstlern verkehrten, kam er in Berührung. Der Ehre, auf dem Kapitol nach altem Brauche als Dichter gekrönt zu werden, entging er, nicht aber der feierlichen Aufnahme in die Akademie der Arkadier, einem zopfigen Poetenklub mit allerlei schäferlichem Beiwerk. Das römische Theater befriedigte unsern Dichter nur wenig, woran jedoch der Umstand, daß die Frauenrollen von Kastraten gegeben wurden, kaum die Schuld trug. Außer großen Ausstattungsstücken und Balletts sah er komische Opern und Goldonische Lustspiele und machte auch die Bekanntschaft der bedeutendsten Darsteller. Um der theaterfeindlichen Angelika Kauffmann eine Freude zu bereiten, veranstaltete er sogar in seiner Wohnung ein Konzert, was ihn in der Nachbarschaft äußerst beliebt machte. Welche Aufmerksamkeit er dem Volksleben widmete, läßt sich am besten aus seiner Beschreibung der Volksfeste und vor allem des römischen Karnevals ersehen.

Goethes Lieblingsspaziergang nordwärts, namentlich zur Zeit seines zweiten Aufenthaltes in der ewigen Stadt, war der Weg zur Acqua acetosa, dem Sauerbrunnen am Tiber inmitten einer anmutigen Landschaft im Poussinschen Stile. Auch das durch Tasso bekannt gewordene Kloster St. Onofrio und die von Raffael erbaute Villa Madama am Fuße des Monte Mario wurden von ihm besucht. Auf der nach Westen führenden Straße gelangte er zu der ältesten Kirche Roms, der herrlichen Basilika San Paolo fuori le mura, zur Abtei San Paolo alle tre fontane und schließlich nach Ostia, dem längst versumpften Seehafen an der Tibermündung, wo eigenartig gestaltete Seefische seine Aufmerksamkeit erregten.

Wanderungen nach Süden führten ihn zu den Gräbertrümmern der Via Appia und zur Grotte der Nymphe Egeria, dem malerisch gelegenen antiken Heiligtum einer Quellgottheit. Von entfernteren Ausflugzielen sei zuerst Tivoli mit seinen prächtigen Wasserfällen und dem berühmten Sibyllentempel genannt. Hier besichtigte er die Trümmerfelder der Villa Adriana und jedenfalls auch die Villa d'Este mit ihrem uralten Zypressengarten, dem schönsten Italiens. Längeren Aufenthalt nahm er nach römischer Sitte in den Sommerfrischen des Albanergebirges, den Städtchen Frascati und Castel Gandolfo, wo sich die gesamte deutsche Künstlerkolonie allsommerlich einzuquartieren pflegte. Von hier aus wurden der Monte Cavo, der höchste Gipfel der Albanerberge, ferner die prächtig gelegenen Orte Albano, Marino, Genzano und Velletri besucht.

Im „vollkommensten Müßiggange" der in Castel Gandolfo verlebten Sommerwochen spielte sich der niedliche Roman mit der schönen Mailänderin ab, den der Dichter in seiner „Italienischen Reise" bei Gelegenheit des zweiten römischen Aufenthalts so anmutig beschrieben hat. Er kannte das Mädchen – Maddalena Riggi – schon von Rom her, wo sie am Tiberhafen beim Ponte Ripetta wohnte. Er hatte sie zuerst bei seiner Nachbarin am

Korso gesehen und hin und wieder ein harmloses Wort mit ihr gewechselt. Sie bezog ziemlich zur selben Zeit wie er die Sommerfrische. Hier kam er häufiger mit ihr in Berührung, wurde bei Gesellschaftsspielen ihr Partner und freute sich an dem freimütigen Wesen und der Wißbegierde, durch die sie sich vorteilhaft von den Römerinnen auszeichnete. Er war schon ernstlich in sie verliebt, als er durch Zufall erfuhr, daß sie bereits Braut sei. Nur die, wie so oft in ähnlichen Lagen mit Eifer betriebenen, zeichnerischen Übungen vermochten ihm über seinen erneuten Werther-Zustand hinwegzuhelfen. Aber dieses unschuldige Verhältnis wirkte in ungeahnter Weise fort: es entfremdete den Dichter seiner Weimarer Freundin. Wenn auch der Bruch erst später erfolgte, so läßt sich doch seit den Sommertagen von Castel Gandolfo ein Kühlerwerden ihrer Beziehungen erkennen.

Wir haben durch Erwähnung mancher, in die Zeit des zweiten römischen Aufenthaltes fallender Ereignisse dem Gang der Begebenheiten vorgreifen müssen und kehren zum Verfolge der Reise zurück.

Am 22. Februar 1787 verließ Goethe Rom, um über Velletri durch die Pontinischen Sümpfe nach Terracina und von dort über Fondi, Mola di Gaeta (Formia) und Sant' Agata nach Neapel zu fahren. Mit Freuden begrüßte er bei Terracina „das Schauspiel einer neuen Vegetation", d. h. das plötzliche massenhafte Auftreten der Kaktusfeige, der Agave, des Johannisbrotbaumes und der Orange, die der Landschaft ein völlig verändertes Gepräge verleihen; entzückt fuhr er durch die üppig fruchtbaren Gebreite des glücklichen Campaniens. So langte er am 25. Februar in Neapel an.

Wenn ihm Rom die Stadt der Vergangenheit gewesen war, schien ihm Neapel die Stadt der schnell dahinströmenden Gegenwart. Vom ewig lustigen, stets mit Jagd und Fischfang beschäftigten König bis zum ärmsten Lazzarone hinab sorgte sich niemand um den kommenden Tag. Ein wärmerer Himmel, eine freigebigere Natur enthoben

die genügsamen Menschen des qualvollen Mühens um das tägliche Brot. In Neapel sind nicht Altertümer und Kunstschätze, hier sind die Menschen das merkwürdigste. Goethe empfand dies vom ersten Augenblicke seines Dortseins an: planvoll ging er darauf aus, das kindlichbewegliche Volk zu beobachten. Und so erkannte er bald die wesentlichen Eigenschaften und den gesunden Kern dieser Rasse; energisch nahm er die so oft als faul verschrienen Neapolitaner gegen ihre Widersacher in Schutz. Die kaufmännische Begabung, die sich schon bei den kleinsten Kindern zeigt, die harmlose Freude an gelegentlichen Schlemmereien, die unersättliche Schaulust – nichts entging seinem scharfen Blick. Wie er in Rom die Gesellschaft der Einheimischen ängstlich mied, so suchte er hier in Neapel die Kreise der Vornehmen gern auf. Als willkommener Gast verkehrte er im Hause des berühmten Rechtsgelehrten Gaetano Filangieri und im Palaste von dessen wunderlicher Schwester Teresa, der jungen Gemahlin des alten Fürsten von Satriano, die sich in den nordischen Dichter ernstlich verliebt zu haben scheint. Die gelehrte Herzogin von Giovane, eine Hofdame der Königin, besuchte er im königlichen Schlosse und genoß von ihrem Fenster aus am letzten Abend seines zweiten Aufenthaltes in Neapel den von ihm in seiner „Italienischen Reise" so herrlich beschriebenen Anblick des tätigen Vesuvs. Auch zu dem feingebildeten Marchese Berio und dem Kunstsammler Venuti trat er in Beziehungen. Am häufigsten sah ihn der vielgenannte englische Gesandte Hamilton bei sich, der wegen seiner Kunstschätze, mehr aber noch wegen seiner etwas anrüchigen Freundin Emma Harte, der nachmaligen Geliebten Nelsons, die Aufmerksamkeit der Einheimischen und Fremden auf sich zog.

Tischbeins Freundschaft bewährte sich, wie schon erwähnt, auch in Neapel. Er stand gleich den Brüdern Hackert bei Hofe in Gunst, ohne daß er jedoch wie jene unter der Laune des Königs zu leiden hatte. Philipp Hackert, dem Goethe später ein biographisches Denkmal

gesetzt hat, war der Vertraute Ferdinands IV., berufen, die Jagden des königlichen Nimrods in umfangreichen Gemälden zu verewigen. Er war ein fleißiger Künstler, dem unser Dichter manche Belehrung und Anregung verdankte, der uns Nachgeborenen aber keineswegs als das Genie erscheint, als das ihn die Zeitgenossen feiern. Sein Bruder Georg hat sich als geschickter Kupferstecher bekannt gemacht. Das vierte Mitglied der kleinen Künstlerkolonie war Christoph Heinrich Kniep aus Hildesheim, den Tischbein seinem großen Freunde besonders empfahl, um sich selbst desto ungestörter der Arbeit widmen zu können.

Die herrlichen Umgebungen Neapels luden zu mancherlei Ausflügen ein. Goethe besuchte Pozzuoli mit seinem Schwefelvulkan und dem berühmten Serapistempel, bestieg wiederholt den Vesuv, weilte in den Städten an dessen Fuße und machte mit Kniep den damals gerade in Mode kommenden Ausflug zu den griechischen Tempeln von Pästum, deren dorische Säulenmajestät er allerdings erst bei einem zweiten Besuche nach seiner Rückkehr aus Sizilien voll zu würdigen lernte. Pompeji bedeutete für ihn mehr eine völkerkundliche Seltsamkeit. Die Kleinheit der Verhältnisse setzte ihn in Erstaunen. Allerdings war damals erst ein kleiner Teil der verschütteten Stadt dem Lichte wiedergegeben, und auch dieser war durchaus planlos ausgegraben und seiner archäologischen Schätze beraubt worden. Wie dem auch sei, der Dichter fühlte das Bedürfnis, sich „den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck der mumifizierten Stadt" durch den Anblick des glänzenden Meeres und der Himmelsbläue „wieder aus dem Gemüte zu waschen". Die damals noch ziemlich dürftigen Kunstschätze Neapels vermochten ihn ebensowenig zu reizen; nur den antiken Wandgemälden und Bronzegeräten im königlichen Antiquitäten-Kabinett zu Portici schenkte er einige Aufmerksamkeit.

Ihn lockte ein neues Reiseziel: Sizilien, der Schauplatz der homerischen Märchenwelt. Nach langem Schwanken entschloß er sich zu der damals durchaus nicht ganz un-

bedenklichen Reise. Nach neunzigstündiger Fahrt auf dem neapolitanischen Paketboot langte er mit seinem Reisebegleiter Kniep am 2. April 1787 in Palermo, der Hauptstadt der Insel, an. Schon die Lage Palermos ist bezaubernd. Von hohen, völlig kahlen Gebirgen umgeben, liegt die halb morgenländisch, halb spanisch erbaute Stadt im Orangengarten der Conca d'Oro. Zwei sich rechtwinklig schneidende, unendlich lange, schnurgerade Straßen teilen sie in vier, von zahllosen engen Gassen durchzogene Viertel, deren jedes malerische Reste sarazenisch-normannischer Bauten aufweist. Für diese Kleinodien der Baukunst hatte Goethe, der in Sizilien nur das Griechische suchte, keinen Blick übrig. Desto mehr entzückten ihn der berühmte antike Widder im Antikensaal des königlichen Schlosses und die Sammlung griechischer Münzen des Fürsten Torremuzza. Aus den Schiebladen lachte ihm „ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst" entgegen. Eine seltsame Vorliebe zeigte der Dichter für die vielgeschmähten Werke einer neueren Architektur: die barocken Brunnenbauten, denen man in Palermo auf Schritt und Tritt begegnet, und die Afterkunst der Villa Pallagonia, die er samt ihren wahnwitzigen Bildwerken sehr gewissenhaft beschrieben hat. Verständlicher ist uns seine fast andächtige Bewunderung des Rosalien-Heiligtums auf dem Monte Pellegrino, der berühmtesten Wallfahrtsstätte Siziliens. Seine Freude an der Beobachtung des Volkes blieb hier in Palermo ebenso rege wie in Neapel, wennschon Schilderungen des Volkslebens in seinen Berichten über den dortigen Aufenthalt seltener und knapper sind. Eigenartig muten uns seine Besuche bei der Familie Balsamo, den Angehörigen des damals vielgenannten Abenteurers Cagliostro, an. Sie beruhten wohl anfangs lediglich auf Neugier, später auf Mitleid, wie er denn diesen Leuten in sehr zarter Weise eine namhafte Unterstützung zukommen ließ.

Bemerkenswert dürfte noch sein, daß der Vizekönig unsern Dichter zur Tafel lud.

Daß in Palermo Goethes naturwissenschaftliche Bestrebungen reiche Nahrung fanden, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Im Geröll des Oretoflusses sammelte er eifrig Mineralien, um sich über die geologischen Verhältnisse der Insel zu unterrichten, in der Villa Giulia, einem öffentlichen Garten mit fast tropischer Pflanzenwelt und köstlichem Ausblick auf das Meer, verbrachte er, über die Entwicklung der Pflanzen sinnend, „die vergnügtesten Stunden". Aber zwischen die Kinder Florens drängten sich poetische Gestalten: er faßte den Plan, die Nausikaafabel, einen der reizendsten Abschnitte der Odyssee, dramatisch zu bearbeiten.

Am 18. April brachen Goethe und Kniep zu Pferde von Palermo auf, um die beschwerliche Landreise nach dem westlichen und südlichen Teile der Insel zu machen. Über Monreale gelangten sie nach Alcamo, einem sauberen Landstädtchen von durchaus spanischem Gepräge. Nach einem Ausfluge zu den Trümmern des Tempels von Segesta, die in einer überaus fruchtbaren aber gänzlich öden Landschaft liegen, setzten sie ihren Ritt über Castelvetrano, Sciacca und Monteallegro fort und trafen am 22. April in Girgenti, dem südlichsten Punkte ihrer Reise, ein. Die Nachtquartiere unterwegs waren sehr bescheiden; die fehlenden Betten mußte ein von Hackert entliehener Sack aus Juchtenleder, der jedesmal mit Heu gefüllt wurde, ersetzen. Girgenti war schon etwas mehr von der Kultur beleckt; hier wohnten die Reisenden in dem einzigen Gemach eines Nudelfabrikanten, von der Familie ihres Wirtes nur durch einen Vorhang geschieden. Auf die Tempel Girgentis — denn eigentlich nur diesen *galt* ihr Besuch — wurden vier Tage verwandt. Während Kniep die Ruinen zeichnete, suchte sich Goethe mit ihren edlen Bauformen theoretisch bekannt zu machen. Am meisten gefiel ihm der noch wohlerhaltene sogenannte Konkordiatempel. „Seine schlanke Baukunst," so schreibt er, „nähert ihn schon unserm Maßstabe des Schönen und Gefälligen; er verhält sich zu denen von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde."

Von Girgenti aus schlugen die Reisenden den damals ungewöhnlichen Weg durch das Innere der Insel ein, da Goethe, der bisher in Sizilien „wenig kornreiche Gegenden“ gesehen hatte, das Land in seiner von alters her gerühmten Eigenschaft als Kornkammer Italiens kennenlernen wollte. Seine Notizen über die Reise bis Caltanisetta sind meist geologischen Inhalts; in Castrogiovanni trat die mythologische Seite hinzu. Die auf hohem Berggipfel liegende Stadt ist das Enna der Alten, die Stätte, wo nach der Sage Pluto die Tochter der Ceres raubte. Hier wurde den Reisenden zum erstenmal die schneebedeckte Riesenpyramide des Ätna sichtbar, die von nun an bei jeder Windung der langgestreckten Täler vor ihrem Auge wieder auftauchte. Am 2. Mai langten sie in Catania, der zweiten Hauptstadt Siziliens, an. Hier herrschte damals ein reges geistiges Leben. Der alte Fürst Ignazio Biscari, der Catania zu einer Hochburg der Wissenschaft gemacht hatte, war schon seit einigen Jahren tot, aber seine Familie wirkte in seinem Sinne fort.

Die alte Fürstin und ihr Sohn Vincenzo empfingen Goethe auf das freundlichste und zeigten ihm mit großer Bereitwilligkeit ihre berühmten Kunst- und Naturaliensammlungen. Zur Besteigung des Ätnagipfels, die auch im Hochsommer, unter günstigeren Schneeverhältnissen, sehr beschwerlich ist, war die Jahreszeit noch zu zeitig. Goethe und Kniep begnügten sich mit dem Besuche des am Fuße des Berges gelegenen Doppelkraters der Monti Rossi, von dem sie den köstlichsten Rundblick über einen großen Teil Siziliens, das Jonische Meer und die Berge Calabriens genossen.

Der Felsenstrand von Catania bis Messina ist der echte Schauplatz odysseeischer Geschehnisse. Kein Wunder, daß die Gestalt der Nausikaa immer deutlicher vor des Dichters Auge trat! Das Theater von Taormina, der herrlichste griechische Profanbau der Insel, entzückte ihn durch seine unvergleichliche Lage. „Setzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen,“ schreibt er,

„so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt."

Neue Eindrücke bot Messina. Diese unglückliche Stadt, im Jahre 1783 zum erstenmal durch ein furchtbares Erdbeben fast völlig zerstört, lag zum größten Teile noch in Trümmern. Die Bewohner hausten in Bretterhütten, die man auf einer großen Wiese errichtet hatte. Ein alter bärbeißiger Gouverneur, Don Michele Odea, suchte mit unerbittlicher Strenge die Ordnung aufrechtzuerhalten. Auch Goethe kam mit ihm in Berührung, wußte sich aber mit diplomatischer Gewandtheit dem leicht auflodernden Zorne des Gewaltigen zu entziehen.

Am 11. Mai gingen die Reisenden an Bord eines französischen Kauffahrers, dessen Flagge unbedingte Sicherheit vor den damals noch häufig vorkommenden Überfällen der Seeräuber bot. Zwischen Scylla und Charybdis hindurch, den letzten Grüßen der homerischen Fabelwelt, segelten sie nach Neapel zurück. Der Eindruck, den die herrliche Mittelmeerinsel auf den Dichter gemacht hatte, läßt sich aus manchen seiner Aussprüche erkennen. „Italien ohne Sizilien macht kein Bild vor die Seele, hier ist der Schlüssel zu allem," schreibt er einmal, und an einer andern Stelle: „Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort!"

Wie schon erwähnt, nahm Goethe nach seiner Rückkehr aus Sizilien in Neapel einen kürzeren, in Rom einen längeren Aufenthalt, ehe er sich zur Heimreise nach dem rauhen Norden entschloß. Hatte doch der Herzog, so sehr gewisse Kreise seiner Umgebung das lange Ausbleiben des Herrn Geheimrats bekritteln mochten, diesem in wahrhaft

hochsinniger Weise eine Verlängerung des Urlaubs bewilligt. Es spricht für Karl Augusts tiefes Verständnis für Goethes Bedeutung, daß er dem einzig gearteten Mann auch in diesem Falle eine Ausnahmestellung zuwies. Endlich, am 22. April 1788, verließ Goethe Rom, um über Florenz, Mailand und den Comer See in die Heimat zurückzukehren.

Die schönste Frucht des Aufenthaltes in Italien war die „Iphigenie" in ihrer neuen Gestalt. Wir wissen, wie der Dichter mitten in dringlichen Amtsgeschäften des Frühlings 1779, bei Truppenaushebungen und bei der Überwachung des Wegebaus, die Prosafassung dieses Schauspiels in der kürzesten Zeit niedergeschrieben, nachdem er sich wohl schon jahrelang mit dem Plane dazu getragen hatte. Die zweite Bearbeitung in freien Jamben fiel in das folgende Jahr; einige Auftritte daraus wurden ohne Goethes Wissen im „Schwäbischen Museum" von 1785 veröffentlicht und wiederholt nachgedruckt. Eine dritte Umgestaltung vom Jahre 1781 griff wieder zur Prosa zurück. Am 22. August 1786 teilte der Dichter Frau von Stein mit, daß er eine neue, also die vierte Bearbeitung, in Versen vollendet habe, aber auch diese genügte ihm noch nicht, und so sehen wir ihn denn während der Reise, vor allem während seines ersten Aufenthaltes in Rom, eifrig mit der fünften, endgültigen Fassung in reimlosen fünffüßigen Jamben beschäftigt. Schon am 10. Januar 1787 konnte er das fertige Werk — sein „Schmerzenskind" — an die Freunde nach Weimar senden.

Die Hauptquelle von Goethes „Iphigenie auf Tauris" war das gleichnamige Stück des Euripides. Aber gerade aus der Art, wie Goethe die auf antiken Anschauungen begründete Fabel des griechischen Dramatikers umgestaltet hat, läßt sich seine Dicht- und Denkweise und die Absicht, die er verfolgte, klar erkennen. Wenn bei jenem die unmittelbaren Befehle der Götter die eigentlichen Triebfedern der Handlung sind und auch die Lösung des Knotens herbeiführen, läßt Goethe an ihre Stelle eine

natürlich-einfache Entwicklung treten. Der sittlich-reine Geist, der sein Stück durchweht, gemahnt an manchen Stellen an das Schwelgen in Edelmut, worin sich das ausgehende achtzehnte Jahrhundert so sehr gefiel. Nicht mit Unrecht durfte daher Schiller das Drama „erstaunlich ungriechisch und modern" nennen. Iphigenie ist die verkörperte reine Menschlichkeit. Als Priesterin der Artemis, der Schwester Apolls, waltet sie im barbarischen Taurien, wo sie veredelnd auf ihre Umgebung wirkt und den König Thoas zur Abschaffung der blutigen Menschenopfer bestimmt. Ihr sanftes Wesen bezaubert den wilden Skythen, er wirbt um ihre Hand, wird aber mit dem Hinweis, daß sie dem von den Göttern verfolgten Tantalidengeschlechte entstamme, abgewiesen. Erzürnt gebietet er ihr, der Göttin fortan wieder Menschenopfer darzubringen. Zwei am Strande gefundene Fremdlinge — es sind ihr Bruder Orest und sein Freund Pylades — sollen zuerst hingeschlachtet werden. Die Jünglinge werden nicht von ihr erkannt, und Pylades erzählt ihr, ebenfalls ohne sie zu kennen, den Ausgang des trojanischen Krieges und die nach Agamemnons, ihres Vaters, Heimkehr geschehenen Greuel. Orest, so sagt er, sei sein Bruder und werde wegen eines Mordes von den Furien verfolgt. Apollo habe ihm zur Sühne geboten, die Schwester nach Griechenland zu bringen. Orest verschmäht es, der Priesterin den wahren Sachverhalt zu verschweigen und klagt sich selbst des Muttermordes an. Da gibt sich Iphigenie ihm als seine Schwester zu erkennen. Er bittet sie, ihn zu töten und sinkt ermattet zu ihren Füßen nieder. Als er wieder erwacht, sind die Furien von ihm gewichen: das reuevolle Bekenntnis hat ihn entsühnt. Man plant gemeinsame Flucht, und Iphigenie beschließt, um diese zu ermöglichen, dem König einzureden, das Tempelbild der Artemis sei durch einen Wahnsinnsausbruch Orests entweiht worden und müsse im Meere rein gewaschen werden. Aber bald bereut sie den geplanten Betrug und bekennt dem König ihre Schuld, der, gerührt durch Iphi-

geniens reines Wesen, die drei in ihre Heimat ziehen läßt. Orest erkennt den wahren Sinn von Apollos Befehl, daß er nämlich nicht des Gottes Schwester, d. h. das Tempelbild der Artemis, sondern die eigene Schwester nach Griechenland bringen solle, um so von dem auf ihm lastenden Fluche befreit und dem Leben zurückgegeben zu werden.

Das zweimalige reumütige Schuldbekenntnis und die dadurch erlangte Vergebung sind der Punkt, worin sich Goethes hier durchaus im christlichen Geist wurzelnde Auffassung von der des Euripides unterscheidet.

Das Stück wurde auffallend kühl aufgenommen. Man hatte vom Dichter des „Götz" etwas Wilderes erwartet und wußte sich mit der nur auf das Schöne und Klare gerichteten Gemessenheit, die er Italien verdankte, fürs erste nicht abzufinden. Auch von der Bühne herab wollte die „Iphigenie" nicht recht wirken und brachte es deshalb nur zu wenigen Aufführungen. Goethe maß noch im hohen Alter die Schuld den „schwächlich empfindenden" Schauspielern bei, die das „innere Leben" nicht hervorzukehren verstünden. Er vermochte es darum nicht über sich zu gewinnen, der Vorstellung des Stückes mit dem Berliner Hofschauspieler Krüger als Orest, die am 31. März 1827 in Weimar stattfand, beizuwohnen. Recht entsagungsvoll schrieb er damals an Zelter: „Was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb?"

Das zweite Werk, das er in Italien zum Abschluß brachte, war „Egmont". Bereits in den Jahren 1775, 1776, 1778 und 1781 hatte er einzelne Auftritte niedergeschrieben; nach langer Pause nahm er die Arbeit im Juni 1787, beim zweiten Aufenthalt in Rom, wieder auf. Am 11. August schon konnte er die Vollendung des Stückes nach Weimar melden. „Es war eine unsäglich schwere Aufgabe," schreibt er, „die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und Gemütes nie zustande gebracht hätte." Nach Vornahme einzelner kleinen

Änderungen sandte er den „Egmont" am 6. September an Herder.

„Egmont" läßt sich jener großen Gruppe von Schauspielen einreihen, zu der Goethe schon den „Götz" beigesteuert hatte, Schauspielen ohne streng dramatische Fassung, ohne Höhepunkt der Handlung, ohne die einst unerläßliche Einheit von Ort und Zeit, ja ohne einen eigentlichen Helden. Wie Shakespeares Meisterwerke, wie „Götz" ist auch „Egmont" nur ein Stück dramatisierter Lebensgeschichte, eine Folge geschichtlicher Bilder. Egmont muß sich in den Anteil des Lesers oder Zuschauers mit Alba, Ferdinand, der Regentin, Machiavell, Klärchen, ja sogar mit dem gutmütigen Brakenburg teilen, so sehr sich der Dichter auch bemüht hat, ihn in den Vordergrund zu stellen. Vom geschichtlichen Egmont konnte Goethe kaum mehr verwenden als die Tatsache, daß er sein Vaterland vom spanischen Joche zu befreien suchte und deshalb als Hochverräter unter dem Schwerte des Henkers starb. Der geschichtliche Egmont war verheiratet und Vater von elf Kindern, er trat in den Ereignissen jener Tage entschieden hinter Oranien zurück und entbehrte völlig des leichtfertigen Selbstvertrauens, das den Egmont des Trauerspiels zum tragischen Helden stempelt. Schiller, der beim Erscheinen des Stückes gerade mit seiner „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande" beschäftigt war und später selbst die Erhebung eines geknechteten Volkes im „Tell" dargestellt hat, schien wie kein anderer berufen, das Drama kritisch zu beleuchten. Er hat es getan und in überaus lehrreicher Weise den Gegensatz zwischen dem Egmont der Geschichte und dem der Dichtung hervorgehoben. Klärchen, das einfache Kind aus dem Volke, bei dem sich Egmont Zerstreuung und Lebenslust holt, das ihn zugleich liebt und bewundert und das über den vornehmen Freund den redlichen Freier Brakenburg vergißt, ist, um Schillers Worte zu gebrauchen, „unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen,

und ein niederländisches Mädchen – durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts". Nach Schillers Ansicht war Goethes Einfall, die ernste geschichtliche Handlung des Stückes mit dem Faden eines Liebesidylls zu durchflechten, nicht glücklich. Der historische Egmont, meint er, sei nicht „das Opfer einer blinden, törichten Zuversicht, sondern der übertriebenen ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinen" geworden, die seine Flucht aus den Niederlanden um ihr Besitztum gebracht haben würde. „Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt," fährt Schiller fort, „zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegenteil – er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen, und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zugrunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubannen."

Der Dichter konnte dem strengen Kunstrichter nicht Unrecht geben, wie ihn auch der sehr gezwungene Schluß des Stückes, den Schiller einen „Salto mortale in die Opernwelt" genannt hat – Klärchen erscheint dem im Gefängnis schlafenden Geliebten als Freiheitsgöttin in einer Wolke und verkündet ihm die Befreiung seines Volkes –, vom künstlerischen Standpunkt aus selbst nicht befriedigen konnte. Zu einem so wohlfeilen dichterischen Mittel, wie sie die prophetische Verkündigung späterer geschichtlicher Ereignisse ist, hätte ein Goethe nicht greifen dürfen.

Wie teilnahmslos der Dichter übrigens dem Stücke nach seiner Vollendung gegenüberstand, läßt sich daraus erkennen, daß er im Jahre 1796 Schiller, der es bühnengerechter machen wollte, völlig freie Hand ließ und keinen Einspruch erhob, als dieser in seiner gewaltsamen Art weitgehende Änderungen vornahm und sogar eine Hauptperson, die Regentin, strich. Großen Beifall beim Publikum hat „Egmont" so wenig wie „Iphigenie" gefunden, obgleich die Kritik die dichterischen Schönheiten des Stückes durchaus nicht unterschätzte und namentlich die meisterhafte Zeichnung der Volksauftritte nach Gebühr hervorhob.

Die dritte Arbeit, die Goethe in Italien beschäftigte, war der „Tasso". Er hatte die Handschrift dieses Stückes mit auf die Reise genommen, um die Dichtung unterwegs mit Muße zu vollenden. Bis in den Januar 1787 nahm ihn die „Iphigenie" in Anspruch, dann aber beschäftigte ihn ein neuer Plan, der freilich nicht zur Ausführung kommen sollte. Am 16. Februar schrieb er aus Rom: „Täte ich nicht besser, eine Iphigenie in Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des Tasso herumzuschlagen! Und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte." Bei seiner Abreise nach Neapel nahm er von seinen Manuskripten nur den „Tasso" mit. Aber auch jetzt schritt die Arbeit nicht vorwärts; über den veränderten Plan kam er weder hier noch in Sizilien hinaus. In Rom wurde zuerst wieder „Egmont" vorgenommen, dann kam dem Dichter die 1785 erschienene Tasso-Biographie des Abbate Serassi in die Hände, und nach dem Lesen dieses Buches wurde der Plan zum Schauspiel aufs neue umgestoßen. Einzelne Auftritte, „die ihm in diesem Augenblick zunächst lagen", schrieb er während des kurzen Aufenthaltes in Florenz „in den dortigen Lust- und Prachtgärten". Als Bruchstück hatte er den „Tasso" mit auf die Reise genommen, als Bruchstück brachte er ihn, wenn auch in wesentlich veränderter Gestalt, wieder mit nach Weimar.

Der Eifer, mit dem ſich Goethe in Italien, wo andere mehr Gewicht auf das Schauen, Lernen und Genießen legen, den drei dramatiſchen Arbeiten widmete, erklärt ſich aus der Notwendigkeit, für den dritten, vierten und fünften Band der bei Göſchen damals gerade erſcheinenden Geſamtausgabe ſeiner „Schriften“ das Material zuſammenzuſtellen. Der Dichter empfand das Bedürfnis, den Abſchluß einer Periode ſeiner Tätigkeit auch äußerlich durch eine Sichtung und würdige Ausgabe des bis dahin Geleiſteten zu kennzeichnen. Wenn der achte und letzte Band auch erſt im Jahre 1790 fertig gedruckt vorlag, ſo enthält dieſe erſte rechtmäßige Ausgabe doch außer den ſchon beſprochenen Werken und den bis zur Rückkehr aus Italien entſtandenen Gedichten nur noch das von Frankfurt mitgebrachte Fauſtfragment, das in Rom um zwei Auftritte: „Hexenküche“ und „Wald und Höhle“ erweitert worden war. Wir ſehen alſo, die „Schriften“ enthalten nichts, was Goethes Schaffen ſeit dem 18. Juni 1788, dem Tage ſeiner Rückkehr nach Weimar, angehört.

Mit dieſem Tage beginnt eine neue Periode in ſeinem Leben und Dichten, deren Darſtellung die Aufgabe des nächſten Abſchnittes ſein wird.

5. Auf der Höhe des Lebens

(1788–1806)

Der Goethe, der von Italien zurückkehrte, war nicht mehr derſelbe, der im Herbſte 1786 die Alpen überſchritten hatte. Die einundzwanzig Monate mit all ihren neuen Eindrücken hatten ſein ganzes Weſen völlig verändert. Er kehrte mit dem ſchönen Bewußtſein heim, den großen Gewinn der Reiſe nicht nur für ſich, ſondern auch für den Freundeskreis in Weimar eingeheimſt zu haben. „Was ich nur irgend mir eigen machen kann, faß ich und ergreif ich und bring ich dir mit,“ ſo hatte er von Rom aus an Frau von Stein geſchrieben. Ähnliche Wendungen finden wir in vielen ſeiner Briefe aus Italien.

Aber die Menschen, für die er gearbeitet zu haben glaubte, waren ihm fremd geworden. Die Kluft zwischen ihnen hatte sich in erschreckender Weise erweitert. Mit einmütiger Verständnislosigkeit standen sie dem „Wiedergeborenen" gegenüber. Was konnte ihnen das klassische Altertum, was Michelangelo oder Raffael sein?

Der Herzog hatte damals gerade ein preußisches Kommando übernommen und war hierdurch in seinen militärischen Neigungen bestärkt worden. Herder arbeitete mit ganzer Hingabe an seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", und Wieland, dessen Salongriechentum zu Goethes Auffassung des Altertums im denkbar größten Gegensatze stand, war mit seinen letzten Romanen beschäftigt und, schon stark alternd, neuen Anregungen nicht mehr zugänglich. Auch Knebel zeigte weit weniger Teilnahme, als der heimgekehrte Freund erwartet hatte. Wie er diesen beurteilte, verrät ein am 7. November 1788 von ihm an Herder geschriebener Brief: „Goethe ist wohl nicht fähig, eine andere Vorstellungsart in sich aufzunehmen als die seinige, oder er macht jene zu der seinigen. Ich habe seinen dringenden Geist in allem, dessen sich seine Vorstellung bemeistern will, noch wahrer als sonst angestaunt. Die Kunst hat ihn ganz eingenommen, er sieht solche als das Ziel aller menschlichen Erhöhung. Ich kann solches in seiner Seele begreifen, wenn nämlich sinnliche Blüte für das höchste Dasein der Menschheit erkannt wird. Er ist geboren und gebildet zum Künstler, und nichts kann ihm weiter sonderliche Nahrung geben." Am traurigsten aber gestaltete sich des Dichters Verhältnis zu Charlotte von Stein. Die stets kränkliche Frau muß, wie wir aus Goethes Antworten auf ihre Briefe schließen können, nach der unvermuteten Abreise des Dichters eine nervöse Gereiztheit gezeigt haben, die diesem die Stimmung zeitweilig stark trübte. Vielleicht hatte sie den heimlichen Aufbruch als einen Versuch der Flucht aus ihren Banden betrachtet oder sein Schweigen auch ihr gegenüber als ein Zeichen

des Mißtrauens angesehen. Sorgen und Kummer in der Familie kamen hinzu: der Tod ihres Sohnes Ernst, der auf der Reise nach Karlsbad am 18. Juni 1787 einem entsetzlichen Leiden erlag, und das eheliche Unglück ihrer geliebten Schwester Louise v. Imhoff.

Alle diese Einzelheiten mußten lähmend auf Goethe einwirken. Das Leben schien ihm plötzlich schal und die Menschen, in denen er bislang die geistigen Gefährten seines Strebens gesehen hatte, von niederdrückender Alltäglichkeit. Er mied geflissentlich die Gesellschaft und zog sich in die Einsamkeit zurück. Zum Überfluß war der Sommer so kühl und feucht, daß ihm der Gegensatz zwischen der Heimat und dem Lande, das er eben verlassen hatte, doppelt fühlbar wurde.

Da trat ein einfach empfindendes, natürlich frisches junges Weib in seinen Gesichtskreis, das in sein öde gewordenes Dasein einen warmen Schimmer der Liebe zu bringen berufen war. Die dreiundzwanzigjährige Christiane Vulpius, die Schwester des einst vielgelesenen Schriftstellers Christian August Vulpius, überreichte ihm am 13. Juli 1788 im Parke eine ihre Familie betreffende Bittschrift und eroberte sich auf den ersten Blick seine herzliche Zuneigung. Ein echtes Naturkind, hingebend und lebenslustig, eine geborene kleine Hausfrau und Pflegerin ohne die Überkultur der gefühlsseligen Damen seines Kreises, mußte sie wahrhaft erfrischend auf den Mann wirken, der in Italien und Sizilien die Herzenseinfalt der Naturmenschen schätzen gelernt hatte. Was nicht *verbildet* war, konnte von ihm nach seiner Art *gebildet* werden. Die Neigung, getragen von gesunder, fast antiker Sinnlichkeit, wuchs von Tag zu Tag; unbekümmert um das Geschwätz seiner Umgebung, erzog er sich in dem muntern, geweckten Mädchen eine Gehilfin für seine botanischen Arbeiten. Längst hatte er mit ihr eine „Gewissensehe" geschlossen, als er die Geliebte, nachdem sie ihm am Weihnachtstage 1789 einen Sohn geboren, in sein Haus aufnahm. Dieser Bund, der erst im

Jahre 1806 die kirchliche Weihe erhielt, war für den Dichter lange Jahre hindurch eine Quelle reinen Glücks. Wie immer bei ähnlichen Fällen fanden sich natürlich zahllose Klatschbasen männlichen und weiblichen Geschlechts, die über Goethes Schritt ein großes Gejammer anstimmten, seine häuslichen Zustände mit Behagen breittraten und mit der Frechheit, deren nur das sittliche Selbstbewußtsein des Philistertums fähig ist, die harmlose Christiane dreist verleumdeten. Entrüstet waren auch die vornehmen Damen der Weimarer Gesellschaft, dieselben, die in dem Liebesverhältnis des Dichters zu einer verheirateten Frau nichts Tadelnswertes gefunden hatten. Freilich war diese von Adel gewesen, während die neueste Geliebte des Herrn Geheimrats eine simple Bürgerliche war. Auch höchst vernünftige Menschen, wie später Schillers sonst so hochstehende Gattin, beteiligten sich, von der plötzlich um sich greifenden Sittlichkeitsseuche angesteckt, an der allgemeinen Christianenhetze. Am meisten erbittert war natürlich Frau von Stein, obgleich Goethe sich eifrig bemüht hatte, ihr den Unterschied in seiner Neigung zu ihr und zu Christiane klarzumachen. Im Juni 1789 kam es zum endgültigen Bruche. Goethes Langmut war erschöpft, er sah sich genötigt, der Freundin ihr Benehmen mit ernsten Worten vorzuhalten.

„Leider warst du," schreibt er am 1. Juni, „als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern und die Herzogin (die damals nach Italien aufbrachen) verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen usw. Und das alles, eh' von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch

gekürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?"

Wenn Christiane einer Ehrenrettung bedürfte – was aber nicht der Fall ist, da sie durch unwandelbare Treue und unermüdliche Sorge für den großen Freund ihren inneren Wert genugsam bewiesen hat –, so würde das Ehrenzeugnis, das Goethes Mutter ihr in zahlreichen Briefen ausstellt, völlig genügen, sie vor den Augen der Welt von all den Verleumdungen rein zu waschen, mit denen die lieben Mitmenschen und auch noch die Nachgeborenen bis zu unsern Tagen sie bedacht haben. Die wackre Frau Rat, vielleicht die innerlich sittlichste Frau ihrer Zeit, billigte anfangs keineswegs den ungewöhnlichen Ehebund ihres Sohnes. Sie gab sich in der ersten Zeit Mühe, das Verhältnis zu übersehen. Erst im Jahre 1793, nach mündlicher Auseinandersetzung mit ihrem Sohne, schrieb sie an „Demoiselle Vulpius" den ersten Brief, der, ziemlich kühl gehalten, einige Geschenke an Kleidungsstücken begleitete. Aber auf die Dauer vermochte Frau Aja der Geliebten des Sohnes nicht gram zu sein. Ihre Briefe werden immer herzlicher und enthalten manchen Ausdruck der Dankbarkeit für die Sorgfalt und Umsicht, mit der Christiane dem Goetheschen Haushalte vorstand. Hatte die Mutter doch den Trost, daß ihr Sohn unter solchen Verhältnissen „glücklicher sei, als in einer fatalen Ehe". Ihr größter Kummer war freilich, daß sie die Geburt ihrer Weimarer Enkelein nicht im Frankfurter Anzeigeblättchen veröffentlichen durfte. Rührend waren ihre Bemühungen, für die fernen Lieben zu sorgen, bei jeder Gelegenheit schickte sie der „lieben Tochter" Beiträge für Küche und Kleiderspind und verfehlte nicht, sie über alle Frankfurter Ereignisse zu unterrichten. Daß sie auch literarische Dinge berührte, beweist zur Genüge, daß sie, die feine Menschenkennerin, die Gefährtin ihres „Hätschelhans" keineswegs für geistig tiefstehend hielt. Und endlich, bei Gelegenheit von Christianens zweitem

Besuche in Frankfurt, schrieb sie dem Sohne: „Du kannst Gott danken! so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten!“

Gewiß war Christiane nicht frei von Schwächen. Ihr Gesichtskreis war eng begrenzt und erstreckte sich kaum über Haus und Garten hinaus. Ihre Vorliebe für das Theater galt wohl mehr als den Bühnenwerken den Schauspielern, in denen sie, die von der vornehmen Gesellschaft Geächtete, wohl so etwas wie Schicksalsgenossen sehen mochte. Ihre Schulbildung war so dürftig wie nur möglich, und wenn sie auch hin und wieder den Vorsatz faßte, ihre Kenntnisse zu erweitern, so scheiterten doch alle Versuche dieser Art an ihrer Bequemlichkeit und dem Mangel an Ernst und Ausdauer. Ihr schriftlicher Ausdruck ist anschaulich und von frischer Natürlichkeit, verrät auch einen bei Frauen nicht gewöhnlichen Sinn für Humor, aber ihre Schreibweise blieb bis an ihr Ende von einer so haarsträubenden Regellosigkeit, daß es mitunter eine schwere Aufgabe ist, den Sinn ihrer Wortungetüme zu erraten. Über ihre Vergnügungssucht, besonders ihre Tanzwut, der sie hauptsächlich während des Badeaufenthaltes in Lauchstädt frönte, wurde viel gespöttelt; bedenklicher war jedoch ihre Neigung zum Weingenuß, die sie auch auf ihren Sohn August übertrug, und der sogar strenge Beurteiler, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, eine gewisse geistige und körperliche Entartung der Nachkommen zuschreiben. Aber wer weiß, ob die Vielgeschmähte nicht bei Tanz und Wein ihre unwürdige Lage zu vergessen suchte! Denn darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: die Stellung, in der der Dichter die Geliebte achtzehn Jahre lang ließ, war und blieb schief. Wahrscheinlich hätte er, indem er rechtzeitig den Ehebund mit ihr schloß, die gesellschaftliche Anerkennung Christianens erzwingen können; daß er eine „Gewissensehe“ mit ihr vorzog, war im Grunde doch nichts weiter als das stille Eingeständnis ihrer Unebenbürtigkeit, die für ihn selbst freilich durch ihre frische Sinnlichkeit und ihre

häuslichen Tugenden bis zu einem gewissen Grade aufgewogen wurden. Daß Goethe seine kleine Freundin mit nachsichtigem Verständnis für ihre Schwächen bis an ihr Ende liebte, daß sie selbst ihr Los ohne Murren trug und immer bestrebt war, ihm Behaglichkeit zu schaffen und sich seine Zufriedenheit zu erwerben, erfahren wir aus dem von Hans Gerhard Gräf herausgegebenen zweibändigen Werke „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau", das uns auch über die Kleinwelt des Goethehauses in anziehender Form unterrichtet.

Es ist nicht verwunderlich, daß Goethe, nachdem er Christiane gefunden hatte, die Beziehungen zu Frau von Stein abbrach, um so mehr, als diese seinen letzten, versöhnlicher gestimmten Brief unbeantwortet gelassen hatte. Natürlich ließ es sich nicht vermeiden, daß sie sich auch in der Folgezeit noch ab und zu in Gesellschaften sahen. Ja, zu Beginn des neuen Jahrhunderts machte die kühle Förmlichkeit, die ihren Verkehr trotz Goethes stetiger Fürsorge für den jungen Fritz von Stein kennzeichnet, einer Art von freundschaftlicher Teilnahme Platz, die mit den Jahren an Wärme gewann. Zu Goethes Geburtstag 1826 – dem letzten, den sie erlebte! – schreibt Charlotte: „Tausend Glück und Segen zum heutigen Tag. Mögen die Schutzgeister auf dem himmlischen Reichstag befehlen, daß alles Liebliche und Gute Ihnen, geliebter Freund, erhalten werde und mit aller Hoffnung aufs Künftige ohne Furcht verbleibe, mir aber erbitte ich, verehrter Freund, Ihr freiwilliges Wohlwollen auf meiner noch kurzen Lebensbahn." Und gleich am nächsten Tage antwortete er:

„Des Menschen Tage sind verflochten,
Die schönsten Güter angefochten,
Es trübt sich auch der freiste Blick.
Du wandelst einsam und verdrossen,
Der Tag verschwindet ungenossen
In abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes Antlitz dir begegnet,
So bist du gleich befreit, gesegnet,
Gemeinsam freust du dich der Tat.

Ein zweiter kommt, sich anzuschließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Verdreifacht so sich Kraft und Rat.

Von äußerm Drang unangefochten,
Bleibt, Freunde, so in eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen!
Wohlwollen unsrer Zeitgenossen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Beiliegendes Gedicht, meine Teuerste, sollte eigentlich schließen: ‚Neigung aber und Liebe nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann'. Und so für und für!" Kurz vor ihrem am 6. Januar 1827 erfolgten Tode ordnete die ohne Frage sehr fein empfindende Frau mit Zartgefühl an, daß ihre Leiche auf Umwegen und nicht an Goethes Hause vorüber zur letzten Ruhe gebracht werden sollte, ein Wunsch, der freilich nicht in Erfüllung ging, da es die städtischen Begräbnisordner für angemessen hielten, eine so vornehme Tote auf dem vorgeschriebenen Hauptwege zum Friedhofe zu geleiten.

Charlottens Liebe ersetzte ihm nach dem Bruche mit ihr Christiane; ihre geistige Freundschaft zu ersetzen fand sich ein anderer, der einzige der Zeitgenossen, der ihrer und Goethes würdig war: Friedrich Schiller.

Die Jugendwerke Schillers entzückten gerade bei Goethes Rückkehr nach Deutschland das Publikum. Nicht ohne Entsetzen sah der zur höchsten künstlerischen Gemessenheit und Abklärung durchgedrungene, nach Schönheit strebende Dichter, wie man den Apostel des Gewaltsamen und Formlosen, den Propheten des Umsturzes, auf den Schild erhob. Nun war ihm der Mißerfolg seiner „Iphigenie", seines „Tasso" erklärlich: der einst ähnlich gefeierte Dichter des „Werther" und „Götz" hatte sein Publikum an den jüngeren Mitbewerber, der sich in einer verständlicheren Sprache an die Empfindungen der Massen wandte, verloren. Seitdem blieb Goethe ein Dichterfürst ohne Volk,

umgeben nur von einem kleinen Kreise treuer Verehrer. Er schrieb fortan für die wenigen und verzichtete entsagend darauf, in ähnlicher Weise wie Schiller auf die Menge zu wirken. Und so ist er bis heute der Dichter einer erlesenen Schar geblieben. Mögen auch in jedem Bücherschranke seine Werke stehen: zu lesen, das heißt, mit der Seele zu lesen, vermag ihn unter tausend Deutschen kaum einer. Dem Auslande ist er so gut wie völlig fremd geblieben; der Reichtum seiner Sprache, die eine bis dahin ungeahnte Abtönung des Gedankens zuließ, erschwert dem Nichtdeutschen das Verständnis allzusehr.

Der 7. September 1788 ist der denkwürdige Tag, an dem die beiden Männer persönlich miteinander bekannt wurden. Es war zu Rudolstadt, im Hause der Frau von Lengefeld, Schillers nachmaliger Schwiegermutter. Ihre Bemühungen, die beiden Dichter einander näherzubringen, scheiterten an Goethes kühler Zurückhaltung. Schiller war enttäuscht, erkannte aber, wie aus seinem kurz nach der Begegnung geschriebenen Brief an Körner hervorgeht, in der Verschiedenheit ihres Entwicklungsganges die Ursache der Abneigung. „Im Ganzen genommen", heißt es in diesem merkwürdigen Schreiben, „ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je naherücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir — an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung — so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Weit härter ist sein Urteil über Goethe im Briefe vom

2. Februar des nächsten Jahres: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung; er ist an nichts zu fassen. Ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben; dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke."

Am bittersten beklagt sich Schiller am 9. März 1789: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir nun einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von dem Schicksal getragen, und wie muß ich bis diese Minute noch kämpfen!"

Alle diese Briefe fallen in die Zeit, wo sich Goethe bemühte, dem Dichter des „Don Carlos" und der „Räuber", den er, seit er den „Abfall der Niederlande" gelesen, als Geschichtschreiber hochschätzte, eine außerordentliche Professur in Jena zu erwirken. Als Schiller die Berufung erhielt, ahnte er wohl nicht, wem er die langersehnte feste Anstellung zu verdanken hatte, die ihm ermöglichte, seine geliebte Lotte heimzuführen. Das Hochschulamt in Jena hatte für ihn aber noch einen andern Vorteil als den rein materiellen: es erlaubte ihm, ohne allzu drückende Nahrungssorgen seinen dichterischen Neigungen nachzugehen und durch ernste Vertiefung in die Kantische Philosophie jene Abklärung seines Wesens und Denkens zu befördern, die der sicherste Grund für sein nachmaliges Freundschaftsbündnis mit Goethe und für ihr gemeinsames Schaffen werden sollte.

Auch von Goethe haben wir, allerdings aus späteren Jahren, ein Zeugnis über sein anfängliches Verhältnis zu Schiller. „Schillers Räuber", so berichtet er („Zur Morphologie"), „widerten mich an, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte ... Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näherzuführen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahestanden, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort."

Erst im Jahre 1794 brachte ein Zufall die beiden Männer einander näher — so nahe, daß sie von da an wie ein Doppelstern leuchteten, bis sie der frühe Tod des jüngeren auseinanderriß.

Es ist kaum anzunehmen, daß Goethe dem jungen Professor in Jena in den vier Jahren seiner akademischen Wirksamkeit sonderliche Beachtung schenkte, obgleich er sich damals, von manchen anderen Amtsgeschäften — der Leitung der Kriegskommission und des Wegebaues — befreit, gerade der Landesuniversität in hervorragender Weise annahm. Allerdings lag das geschichtliche Fach, noch mehr aber die Kantische Philosophie, für die Schiller damals mit Feuer eintrat, außerhalb seines Gesichtskreises. Goethes Anregungen kamen vorzugsweise den naturwissenschaftlichen Fächern zugute: unter seiner Aufsicht entstanden um diese Zeit die Sammlungen der Universität, und vor allem auch der botanische Garten, der schon bald für eine Musteranstalt gelten durfte.

Auch jetzt gingen seine eigenen Studien wieder mit der amtlichen Tätigkeit Hand in Hand. Hier ist zuerst seine Beschäftigung mit der Pflanzenentwicklung zu nennen. Ohne tiefere Kenntnisse auf dem Gebiete der Naturwissenschaften war er nach Weimar gekommen. In der Beobachtung der Pflanzen fand er jedoch bald ein Mittel, sich für den Zeitverlust zu entschädigen, den ihm die Teilnahme an den herzoglichen Jagdausflügen brachte. Das

Forstwesen, mit dem er amtlich in Berührung kam, bestärkte ihn in seiner neuen Neigung; die reiche Flora von Jena und Karlsbad bot immer neue Anregung und weckte bei ihm schon den Gedanken, dessen klare Fassung ihm erst beim Aufenthalt in der reicheren Pflanzenwelt Italiens gelingen sollte, und dem er im Jahre 1790 in seiner berühmten Schrift: „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" Ausdruck verlieh. Diese Schrift ist für die neuzeitliche Naturwissenschaft bahnbrechend geworden und darf als eines der eigenartigsten Werke Goethes gelten. Sie zeigt uns den vorbildlichen Forscher, der auf den Flügeln der Einbildungskraft einem Ziel entgegenstrebt und, wenn er es erreicht zu haben glaubt, den Weg an der Hand der Logik noch einmal macht und hierbei jeden Schritt sorgsam und gewissenhaft nachprüft. Man hat Goethes Forschungsweise vielfach lächerlich zu machen gesucht, hierbei aber übersehen, daß der wahre Forscher der Einbildungskraft genau so gut bedarf, wie der Dichter. Beide haben in ihrem Wesen etwas Göttliches: das schöpferische Vor- oder Nachempfinden. Sie müssen nach Maßgabe des Vorhandenen und Bekannten ein Neues ersinnen und dann erst durch strenge Beweisführung sich und andere von dem wirklichen Vorhandensein des Ersonnenen überzeugen. Die Metamorphose der Pflanzen war zu Goethes Zeiten längst kein neuer Begriff mehr. Schon Linné hatte die Entwicklung der Einzelpflanze mit der Metamorphose der Insekten zu vergleichen versucht und im Kelch die geplatzte Raupenhaut, in der völlig entwickelten Blüte den Schmetterling gesehen, aber eine durchaus befriedigende Erklärung der Wachstumserscheinungen war ihm nicht gelungen. Goethe ging gleich ins allgemeine, indem er die Frage aufwarf, was das Bezeichnende an der Pflanze sei und was uns veranlasse, einen bestimmten Körper der belebten Natur als „Pflanze" zu bezeichnen. Die Beantwortung dieser Frage erscheint auf den ersten Blick sehr leicht. Aber man versuche nur einmal die Antwort in Worte zu fassen! Man

könnte beispielsweise sagen, daß das Bezeichnende an der Pflanze im Gegensatze zum Tier ihr Haften am Boden sei, aber einerseits kennen wir viele niedere Tiere, die auch an ihren Standort gebunden sind, wie die Korallentierchen, und anderseits viele Pflanzen, die frei im Süßwasser schwimmen oder von Meeresströmungen beständig umhergetrieben werden. Goethe sah in der Pflanze nur ein einziges, sich mehr und mehr vervollkommnendes Blatt und bildete sich nach Maßgabe einzeln beobachteter Entwicklungsvorgänge die „Urpflanze". Nach seiner Ansicht ist jeder Teil der Pflanze ein für die besonderen Zwecke umgestaltetes Blatt, das, je höher es steht, oder richtiger, je weiter es von der Wurzel entfernt ist, infolge der immer mehr verfeinerten „Filtration" der Säfte desto feiner gestaltet sein muß. Er wies an zahlreichen Einzelbeobachtungen nach, daß das Blatt unter bestimmten Verhältnissen die Rolle eines anderen Pflanzenteiles übernehmen kann, wie sich denn auch die anderen, schon vollkommeneren Glieder einer Pflanze im Falle der Entartung häufig wieder zu Blättern zurückbilden. Das Blumenblatt ist ein zartes und aus besonderen Gründen meist farbig gewordenes Blatt, bei den „gefüllten" Blüten haben sich die Staubfäden wieder in Blumenblätter zurückgebildet. Daß Blätter die Rolle der Wurzel übernehmen können, beweisen zum Beispiel die verschiedenen Pfefferarten, die Begonien und das Wiesenschaumkraut, deren Blätter, auf feuchte Erde gelegt, von den Blattrippen aus sogleich eine Menge zarter Würzelchen entsenden. Unter den von Goethe zur Beweisführung aufgezeichneten Erscheinungen dürften die hier erwähnten wohl jedem Naturfreunde genügend bekannt sein.

Goethes geistreiche Schrift fand durchaus nicht die Aufnahme, die er erhofft hatte. Für naturwissenschaftliche Gedanken von solcher Kühnheit war seine Zeit noch nicht reif. Selbst der Kreis der vertrauten Freunde wußte mit dem neuesten Werke nichts anzufangen. Da ist es denn rührend zu sehen, wie Goethe bei der Geliebten, seiner

Gehilfin bei botanischen Arbeiten, Teilnahme und Verständnis sucht, und wie er, um sie zu belehren und zugleich zu ehren, die kurze Erklärung der Pflanzenmetamorphose in eine poetische Form kleidet. Diese an Christiane gerichtete Elegie scheint mir am wirksamsten die törichte Ansicht zu widerlegen, als habe sich der Dichter an ein geistig tiefstehendes Weib weggeworfen.

Im Jahre 1790 beginnt auch Goethes von da an niemals mehr unterbrochene Beschäftigung mit optischen Studien, die in seiner gegen Newton gerichteten „Farbenlehre" gipfelte, einem Werke, mit dem der Dichter trotz der Fülle sinnvoller Versuche und trotz der blendenden Darstellung auf einen wissenschaftlichen Holzweg geraten war. Newton lehrt, daß Weiß ein Mischungsergebnis sämtlicher Spektralfarben sei, Goethe verfocht dagegen die Ansicht, daß sich aus Weiß jede andere Farbe entwickle. Goethe übersah bei dieser nicht ohne Erbitterung geführten Fehde gegen Newton und dessen Anhänger, daß er im Grunde nur einzelne geringfügige Fehler in der Beweisführung des großen englischen Physikers bekämpfte, gegen die Sache selbst jedoch nichts Stichhaltiges ins Feld zu führen vermochte. Des Dichters Abneigung gegen Mathematik und mathematische Folgerung trägt ohne Frage die Hauptschuld an seinem Irrtume, den wir um so mehr bedauern müssen, als seine „Farbenlehre" hinsichtlich ihrer Darstellung zu den großartigsten wissenschaftlichen Schöpfungen aller Zeiten gehört. Die Art, wie er in jeder Lebenslage merkwürdige optische Erscheinungen beobachtete und seinem Lehrgebäude einzuordnen versuchte, wie er mit einfachen Apparaten, die er sich zum größten Teile selbst anfertigen mußte, zielbewußt Versuche anstellte, um überzeugende Beweise für die Richtigkeit seiner Ansicht zu erhalten, muß jeden, der in ähnlicher Weise zu arbeiten versucht hat, zur Bewunderung hinreißen.

Mit dem ersten Bande der „Farbenlehre" trat Goethe erst im Jahre 1810 an die Öffentlichkeit, nachdem er in

seinen „Beiträgen zur Optik“ schon 1791 und 1792 dem Hauptwerk eine Art Einleitung vorausgeschickt hatte. Allerorts traten Gegner auf; von allen bedeutenden Männern seiner Zeit hat sich nur Schopenhauer offen zu seiner Ansicht bekannt. Heute sind die Akten über Goethes Werk wohl endgültig geschlossen. Wer es über sich gewinnt, es dennoch aufmerksam zu lesen, wird Anregungen erhalten, wie sie ihm kaum ein anderes wissenschaftliches Buch ähnlicher Art zu bieten vermag. Er wird die Überzeugung gewinnen, daß Goethe auch dann groß war, wenn er irrte!

Sein Bestreben, möglichst gewissenhaft zu beobachten und hierbei seine persönlichen Gefühle und Ansichten „so viel als möglich zu verleugnen und das Objekt, so rein als nur zu tun wäre, in sich aufzunehmen“, findet auch in mehreren kleinen Prosaschriften jener Zeit deutlichen Ausdruck. Die nach seinen Aufzeichnungen bearbeiteten und, weil sie des Persönlichen nahezu vollständig entkleidet sind, eben deshalb eines wesentlichen Reizes entbehrenden kleinen Stücke der „Italienischen Reise“, die in Wielands „Teutschem Merkur“ ohne Verfassernamen unter dem Titel „Auszüge aus einem „Reise-Journal“ zum Abdruck gelangten, zeigen das Streben nach Voraussetzungslosigkeit ebensosehr wie die prächtige Schilderung „Das Römische Karneval“, die 1789 in großem Format mit zwanzig ausgemalten Kupfertafeln erschien. Auch hier läßt die Darstellung weit mehr den Forscher als den Dichter erkennen.

Aber Goethe hatte sich deshalb keineswegs von der Poesie losgesagt. Im Jahre 1789 schrieb er als ein köstliches Zeugnis „jenes glücklichen häuslichen Verhältnisses, das ihn in dieser wundersamen Epoche lieblich zu erquicken wußte“, die berühmten, von Frömmlern und beschränkten Köpfen maßlos verlästerten „Römischen Elegien“, die sich in ihrer äußern Form an die Gedichte der lateinischen Elegiker Catull, Tibull und Properz anlehnen, in der glühenden, durch höchste Kunst geadelten Sinnlich-

keit des Inhaltes nur durch das Hohelied der Bibel übertroffen werden. An römische Erlebnisse anknüpfend, feiert der Dichter die Geliebte als junge Römerin. Die süßen Bilder eines glücklichen Liebeslebens werden in wunderbar zarten Linien und leuchtenden Farben für alle Zeiten festgehalten, Bilder, die in mehr als einer Beziehung an Raffaels heiter-sinnliche Darstellungen in der Villa Farnesina erinnern. Die Götter der Alten Welt wie die Volksgestalten des neuen Roms werden vom Dichter herbeigerufen, um sich in buntem Reigen um die Geliebte zu scharen; die Wunderreiche der Natur und Kunst müssen ihre schönsten Erscheinungen zu seinen poetischen Gleichnissen beisteuern.

Um dem Leser einen Begriff von den „Römischen Elegien" zu geben, die allen sittlich gereiften Menschen zum Lesen empfohlen werden dürfen, möge an dieser Stelle die achte — eine der kürzesten — folgen:

„Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter geschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt, ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüte des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt."

Am 1. Dezember 1788 war Goethes römischer Freund K. Ph. Moritz in Weimar eingetroffen und bis gegen Ende Januar 1789 als Gast im Hause des Dichters geblieben. Die Erinnerung an gemeinsame Erlebnisse in der ewigen Stadt mochte Goethe wieder in die schaffensfrohe Stimmung jener glücklichen Zeit zurückversetzen, auch scheint er aus dem Verkehre mit dem feinsinnigen Schriftsteller neue Anregungen empfangen zu haben. Nach Moritzens Abreise nahm er den „Tasso" wieder vor und führte die Arbeit daran bei einem zweimaligen Aufenthalt in der Stille des Lustschlosses Belvedere verhältnismäßig rasch zu Ende. In den ersten Julitagen konnte er dem Herzog und seinem Freunde Knebel den endlichen Abschluß der Dichtung melden, deren langsames Fortschreiten er schon

früher mit dem Wachstum des Orangenbaums verglichen hatte.

Auch hier hat sich der Dichter bei der Ausgestaltung seines Stoffes nur in einigen Hauptzügen an die geschichtlichen Tatsachen gehalten. Und dadurch ist die Hauptfigur des Schauspiels echter ausgefallen, als Goethe selbst erwartete. Er hat das Seelenkranke in Tassos Wesen so scharf erkannt und überzeugend wiedergegeben, daß an einem lebensgetreuen Bilde des unglücklichen Dichters kaum eine wesentliche Linie fehlen dürfte. Allerdings war für Goethe die Aufgabe durch den Umstand erleichtert, daß er bereits im „Werther" ein ganz verwandtes Urbild gefühlsseliger Reizbarkeit geschaffen hatte, zu dessen Ergänzung der ähnlich geartete Reinhold Lenz manche Einzelheiten beigetragen haben mochte. Wie der zartempfindende Werther sich nicht in die rauhe Wirklichkeit zu finden weiß und endlich mehr an gekränktem Ehrgeiz als an unglücklicher Liebe zugrunde geht, so gerät auch Tassos Drang nach Freiheit des Denkens und Handelns mit dem höfischen Zwange, in dem er lebt, in Widerstreit.

Die Fabel des Stückes ist in kurzen Worten folgende: Der Dichter Torquato Tasso lebt am Hofe Alphons' von Este zu Ferrara, des echten Fürsten der Renaissancezeit, der mit dem höchsten Lebensgenuß ernste Regententätigkeit und lebhafte Hinneigung zu Künsten und Wissenschaften zu verbinden versteht. Nach langer Arbeit in der Einsamkeit bringt der Dichter seinem fürstlichen Gönner endlich ein vollendetes Werk, seine berühmte Dichtung „Das befreite Jerusalem", und erhält als schönsten Lohn hierfür von des Herzogs liebreizender Schwester Leonore den Lorbeerkranz aufs Haupt gedrückt. In diesem Augenblick kehrt Antonio Montecatino, der kühl und verständig denkende Hofmann, von einer erfolgreichen diplomatischen Sendung aus Rom zurück, sieht Tasso in seinem Schmuck und hält ihm nicht ohne Hohn seine Kühnheit vor, sich neben Virgil und Ariost, die gefeierten Epiker der Vergangenheit, zu stellen. Tasso, der mit dem Lorbeer aus

Leonorens Hand den höchsten Schatz der Erde erhalten hat, und dessen Stolz keine Grenzen mehr kennt, wird durch Antonios kühle Zurechtweisung bis ins Mark getroffen. Leonore sieht die Folgen dieses Zerwürfnisses voraus, sie versucht dem unausbleiblichen Zusammenstoß zuvorzukommen und wendet sich an Tassos großes Herz, indem sie ihn auffordert, Böses mit Gutem zu vergelten und nun die Freundschaft Antonios zu erstreben. Tasso überwindet sich hierzu, aber der Versuch schlägt fehl, die Unterredung endet mit einem Zweikampf, den das Hinzutreten des Herzogs unterbricht. Alphons versucht den Streit zu schlichten, stellt beide zur Rede und verhängt über Tasso eine kurze Haft. Der Dichter nimmt auch diesen Zwischenfall wieder allzu schwer, so daß sich der milde Fürst schon bald entschließt, ihm durch Antonio den Degen zurückgeben zu lassen. Der Hofmann, der Tassos überreiztes Wesen nun klar durchschaut und über die eigene Herzlosigkeit dem krankhaften Schwärmer gegenüber Reue empfindet, gibt sich Mühe, dem Befehle des Herzogs nachzukommen und mit verständigen Worten Tassos Freundschaft zu gewinnen. Der Dichter weist ihn nicht zurück, besteht aber darauf, daß er ihm vom Herzoge die Erlaubnis erwirkt, den Hof von Ferrara verlassen zu dürfen. Alphons willfährt diesem Wunsche nur ungern, aber er entläßt den kranken Dichter mit der Hoffnung, daß eine andere Umgebung ihn heilen werde.

Beim Abschiede wird Tasso in solchem Grade von innerer Erregung übermannt, daß er, alle Schranken der Sitte überspringend, der Prinzessin Leonore seine Liebe gesteht und sich so weit vergißt, sie ungestüm in seine Arme zu pressen. Leonore, gekränkt in ihren Empfindungen als Fürstin, weist ihn schroff zurück. Von allen verlassen, ist Tasso der Verzweiflung nahe, da findet er in dem besonnenen Antonio einen tröstenden Freund, der seinem Dasein wieder Halt verleiht. Freudig ergreift er die dargebotene Hand:

„Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte!"

So schließt das an äußerer Handlung so arme, an innerem Leben so überreiche Stück. Man hat sich häufig bemüht, die Vorbilder für seine Figuren in Goethes Umgebung zu suchen, man hat in Alphons den Herzog Karl August, in der Prinzessin Leonore die ernste Herzogin Louise, in Antonio den kühlen Herder sehen wollen. Aber gerade weil die Beziehungen zwischen diesen und Goethe mit den im Stücke ausgeführten Verhältnissen eine gewisse äußere Ähnlichkeit haben, muß man mit solchen Vermutungen doppelt vorsichtig sein. Ohne Frage hat der Dichter eine Menge einzelner Züge von seiner Umgebung entliehen, aber jede einzelne Figur ist so genau auf den Grundton des Schauspiels gestimmt, daß sie durchaus als künstlerische Schöpfung aus einem Gusse gelten muß. Sogar in Tasso selbst dürfen wir nur eine einzelne Seite von Goethes Wesen suchen. Tasso fehlt vor allem die innere Abgeklärtheit und Selbstzucht, die Goethes Leben und Schaffen den rechten Halt verlieh. Tasso verfällt in den Fehler, den Merck einst an den Stolbergen tadelte: er sucht das Poetische zu verwirklichen, während Goethe dem Wirklichen eine poetische Gestalt gab. Daß aber die Anregung zu dem Stücke auf wahre Erlebnisse zurückzuführen ist, hat Goethe bei Gelegenheit einer Besprechung der Kritik des Franzosen J. J. Ampère Eckermann gegenüber selbst zugegeben. „Ampère hat es richtig erkannt," heißt es da, „daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort mit neuer Lust zum Schaffen die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffes von demjenigen frei zu machen, was mir noch aus meinen weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte."

Das Schauspiel fand bei Publikum und Kritik eine noch kühlere Aufnahme als die „Iphigenie". Sehr lang-

sam nur brach es sich Bahn, ohne jemals volkstümlich zu werden. Erst 1807 erschien der Tasso einigemal, von Pius Alexander Wolff mit großer Sorgfalt einstudiert, auf der Bühne, verschwand dann aber für Jahre. Er war eben für jenen kleinen Kreis geschrieben, der bei Schillers rauschenden Erfolgen dem älteren Dichter noch treu geblieben war!

Früher als er's gedacht, sollte Goethe Italien wiedersehen. Im September 1788 hatte die Herzogin Anna Amalia einen langgehegten Plan verwirklicht und mit einem kleinen Gefolge, dem sich später auch Herder anschloß, die Wallfahrt über die Alpen angetreten. Nach einem längeren Aufenthalt in Rom und Neapel, der hauptsächlich auf ein sorgfältiges Studium der Musik und des Volkslebens verwandt worden war, kehrte sie im Frühling 1790 zurück. Auf ihren und ihres Sohnes Wunsch reiste ihr Goethe, so unbequem es ihm auch sein mochte, sich von seinen „angenehmen häuslichen Verhältnissen" zu trennen, bis Venedig entgegen, wo er längere Zeit auf sie wartete. Aber es war, als hätte er sein Herz in Weimar gelassen: Venedig reizte ihn nicht mehr. Einem Einsiedler gleich zog er sich von dem heitern Leben der Lagunenstadt zurück, lediglich mit dem planvollen Studium der venezianischen Malerschule beschäftigt. Sonst hatte er nur Augen für die Schattenseiten des dortigen Lebens: Ungeziefer, Schmutz und Prellerei brachten ihn zur Verzweiflung. Seiner Liebe zu Italien, so schreibt er an den Herzog, werde diese Reise einen tödlichen Stoß versetzen. Erfreulich war ihm nur, die verehrte Herzogin und zugleich Meyer und Bury, seine römischen Freunde, wiederzusehen und mit diesen die Reise über Mantua zu machen, das ihm noch fremd war. Am 28. Mai brach die Reisegesellschaft von dort auf und traf am 18. Juni wieder in Weimar ein.

So wenig erquicklich diese kurze zweite Italienfahrt Goethe auch sein mochte, unfruchtbar war sie weder in dichterischer noch in wissenschaftlicher Beziehung. Ein

Liederbüchlein entstand während des Wartens in Venedig: die „Venezianischen Epigramme", die als eine Fortsetzung der „Römischen Elegien" betrachtet werden könnten, wenn die künstlerische Wirkung der kleinen Gedichte nicht durch allerlei bittere Ausfälle gegen den italienischen Volkscharakter, Aberglauben, Pfaffenherrschaft, ja sogar gegen die französische Revolution und — gegen Newton beeinträchtigt würde. Wichtiger war der wissenschaftliche Gewinn der Reise: Bei einem Spaziergang auf dem Lido veranlaßte ein zufällig am Wege liegender geborstener Schafschädel die zweite bedeutende Entdeckung auf dem Gebiete der Knochenlehre: die Erkenntnis, daß sich das Schädelgerüst aus sechs erweiterten oder verengten Wirbelknochen bilde. Damit war eine mit der Pflanzenmetamorphose übereinstimmende Entwicklung des Tieres festgestellt und aufs neue ein Beweis für die Einheitlichkeit aller Naturgestaltung geliefert.

Goethes Hoffnung, sich nach seiner Rückkehr der ungestörten Ruhe und Arbeit hingeben zu können, ging nicht in Erfüllung. Schon in Augsburg erhielt er eine Einladung seines Herzogs, ihn auf einer Reise ins schlesische Feldlager zu begleiten, wohin sich dieser als preußischer General begeben mußte. In Breslau setzte Goethe, umbraust vom Lärm der Manöver und Paraden, seine anatomischen Untersuchungen so ruhig fort, als säße er daheim am Schreibtisch oder zu Jena auf der Anatomie. Ausflüge in die gebirgigen Teile der Provinz, nach Adersbach und Glatz, ja bis nach Galizien zu den berühmten Salinen von Wieliczka, bereicherten den Schatz seiner Erfahrungen im mineralogischen und technischen Sinne. Über Dresden, wo ein kurzer Aufenthalt genommen wurde, kehrte der Dichter im Oktober nach Weimar zurück.

Das nächste Jahr, 1791, brachte endlich die langersehnte Ruhe. Optik und Farbenlehre traten in den Vordergrund. Das bedeutsamste Ereignis dieses Jahres, für Goethe ebenso folgenschwer wie für Weimar und die ganze gebildete Welt, war die Gründung des Hoftheaters,

mit dessen Einrichtung und Leitung der Herzog den Dichter betraute. Wir haben gesehen, daß während Goethes Weimarer Frühzeit eine Liebhaberbühne den Bedürfnissen des Hofes und der Bürgerschaft genügen mußte. Eine dilettantenhafte Kunst, wie sie sich bei aller Sorgfalt der Regieführung breitmachte, vermochte jedoch die immer strenger werdenden Anforderungen der Theaterfreunde auf die Dauer nicht zu befriedigen, und so entschloß sich der Herzog schon im Jahre 1784, den damals berühmten „Prinzipal" Joseph Bellomo mit seiner Truppe nach Weimar zu berufen und ihm den 1780 neueröffneten Redoutensaal zur Verfügung zu stellen. Die Stärke der Truppe während ihrer achtjährigen Wirksamkeit in Weimar lag auf dem Gebiete des italienischen Singspiels, einer Kunstgattung, die sich auch Goethes besonderer Vorliebe erfreute. Von Schauspielen wurden außer den Modestücken der Zeit Shakespeares „Lear", „Hamlet", „Der Kaufmann von Venedig" und „Julius Cäsar", Lessings „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm", Schillers „Räuber", „Kabale und Liebe" und „Fiesko" gegeben; von Goethes dramatischen Arbeiten kamen in den acht Jahren „Clavigo" sechsmal, „Die Geschwister" zweimal und „Egmont" einmal zur Aufführung.

Man war mit Bellomos Truppe anfangs nicht unzufrieden, allmählich brach sich aber in Weimar die Erkenntnis Bahn, daß ihre Leistungen doch recht mittelmäßig seien. Namentlich durch ein Gastspiel des trefflichen Mannheimer Künstlerpaares Beck wurde man in dieser Ansicht bestärkt. Die Herzogin Amalia, die in Italien ihren Geschmack vorzüglich hinsichtlich der Oper gebildet hatte, dürfte die erste Anregung zur Begründung eines künstlerisch vollwertigen Hoftheaters gegeben haben. Goethe blieb dem neuen Plan gegenüber zuerst kühl; er hatte längst die Hoffnung aufgegeben, mit künstlerischen Mitteln auf das liebe deutsche Publikum zu wirken. Dennoch wußte ihn der Herzog, nach mehreren vergeblichen Unterhandlungen mit Schauspielern, zur Übernahme

der Leitung des neuen Theaters zu bestimmen. In einem Schreiben an den Hofkammerrat Kirms, dem die geschäftliche Regelung des Theaterwesens oblag, machte er schon am 17. Januar 1791 von Goethes Ernennung Mitteilung.

Das neue Amt kam dem Vielbeschäftigten keineswegs gelegen. Er, der damals sein ganzes Streben auf die naturwissenschaftliche Forschung und die klare Erkenntnis der Wahrheit richtete, vermochte der Welt des Scheins kaum noch Geschmack abzugewinnen. Wie schnell er sich aber mit der einmal übernommenen Pflicht und Arbeit abzufinden verstand, beweist ein Brief an Jacobi vom 20. März. Er spricht von seinen Untersuchungen über das Knochengerüst und fährt fort: „Dagegen steht mir jetzt eine Beschäftigung vor, die desto mehr nach außen gerichtet ist und nur den Schein zur Absicht hat. Es ist die Oberdirektion des Theaters, das hier errichtet wird. Ich gehe sehr piano zu Werke, vielleicht kommt doch fürs Publikum und für mich etwas heraus. Wenigstens wird mir's Pflicht, diesen Teil näher zu studieren, alle Jahre ein paar spielbare Stücke zu schreiben. Das übrige mag sich finden."

Die Kunde von der neuen Kunststätte verbreitete sich rasch. Zahlreiche Angebote von Schauspielern liefen ein. Man ging bei der Anstellung mit großer Vorsicht zu Werke und schloß alle Verträge nur auf ein Jahr ab. Goethe holte sich in mancherlei fachlichen Dingen bei Friedrich Ludwig Schröder, dem bahnbrechenden Hamburger Direktor und Darsteller, Rat. Am 7. Mai 1791 konnte das neugeschaffene Theater mit einem Weihegedicht von Goethe und Ifflands „Jägern" eröffnet werden. Schon nach vierzehn Vorstellungen siedelte die Truppe zum Sommeraufenthalte nach Lauchstädt über, dem kleinen Modebade der vornehmen Welt, wo man das alte hölzerne Schauspielhaus Bellomos für 1200 Taler übernommen hatte. Von dort ging's nach Erfurt. Goethe befürwortete solche sich alljährlich wiederholenden Sommerausflüge stets, da sie der Truppe Gelegenheit boten, die Stücke möglichst oft

zu spielen und so für die Hauptspielzeit in Weimar die nötige Sicherheit zu gewinnen. Die inneren Zustände des Theaters waren anfangs alles andere als musterhaft: die Theatertagebücher und Berichte aus jener ersten Zeit strotzen von Klagen über Zuchtlosigkeit, Quertreibereien und offene Auflehnung. In Lauchstädt ließ auch das Publikum viel zu wünschen übrig, da dort die Hallischen Studenten den Ton angaben und häufig die Vorstellungen störten. Die jungen Herren, „leidenschaftlich fordernde Jünglinge", wie Goethe sie milde bezeichnet, wurden in der Stadt des Pietismus sehr kurz gehalten und suchten sich Sonntags in Lauchstädt für den akademischen Zwang der Woche durch gewaltiges Toben zu entschädigen.

So blieben Goethe die Widerwärtigkeiten der Amtsführung nicht erspart, obgleich er sich im Konzertmeister Kranz, in Vulpius und dem Kammerherrn von Einsiedel tüchtige Mitarbeiter in allen musikalischen und dramaturgischen Dingen herangebildet hatte.

Die Anregung zu eigenem dichterischen Schaffen blieb jedoch weit hinter seinen Erwartungen zurück. In die ersten acht Jahre der Theaterleitung fallen nur drei Stücke: „Der Großkophta" (1791), „Der Bürgergeneral" (1793) und „Die Aufgeregten" (1793), von denen keines Anspruch auf besondere künstlerische Bedeutung erheben kann. Desto wichtiger sind sie für unsere Kenntnis von Goethes Auffassung der französischen Revolution. Die drei Stücke bilden eine Art von Trilogie und bieten Bilder aus drei verschiedenen Entwicklungsstufen jenes gewaltigen geschichtlichen Schauspiels, das damals die ganze Welt in Spannung hielt. Daß zwei dieser Stücke Lustspiele sind, ist für Goethes Neigung, die Zeitspanne des sittlichen, gesellschaftlichen und politischen Umsturzes mit Spott und Satire abzutun, bezeichnend.

„Der Großkophta", ursprünglich als Oper geplant, behandelt das Vorspiel der Revolution, die berüchtigte Halsbandgeschichte. Der Abenteurer Cagliostro, für den Goethe immer eine lebhafte Teilnahme empfand, und

dessen Familie er in Palermo besucht hatte, wird in die Mitte der Handlung gerückt, die im übrigen kaum wesentlich von den geschichtlichen Vorgängen abweicht. Leise Anklänge an einzelne Auftritte des „Faust" lassen sich hie und da erkennen. Das Stück fand keinen Beifall, „der furchtbare und zugleich abgeschmackte Stoff", bekennt der Dichter selbst, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann". Darin gleicht der „Großkophta" den „Mitschuldigen", bei denen sich Leser oder Zuschauer ja auch vergebens nach einer ansprechenden Gestalt umsieht.

Noch dürftiger ist inhaltlich der „Bürgergeneral", ein ziemlich harmloses Lustspiel, dessen Hauptfigur Schnaps, der „Scapin" eines älteren französischen Stückes von Florian, die Aufgabe hat, schlichte Landleute mit den Segnungen der Revolution bekannt zu machen und bei dieser Gelegenheit für seinen ausgehungerten Magen zu sorgen. Auch dieses Stück verfehlte seine Wirkung vollkommen, obgleich die Hauptrolle in den Händen eines vortrefflichen Komikers lag.

Das unvollendet gebliebene politische Drama „Die Aufgeregten" steht wesentlich höher. Hier versucht der Dichter das Für und Wider der umstürzlerischen Gedanken gegeneinander abzuwägen und deren Wirkung auf die verschiedenen Menschengattungen darzustellen. Goethes langgehegte Absicht, dem Stück einen Schluß zu geben, wurde durch die Zeitverhältnisse vereitelt, „er konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Rätsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah". Inhaltlich mit diesen drei unglücklichen dramatischen Arbeiten verwandt, da ebenfalls gegen die neuen politischen Bewegungen gerichtet, ist das Bruchstück einer satirischen Reiseerzählung: die „Reise der Söhne Megaprazons", eine Nachahmung Voltaires, die zugleich von Goethes eingehender Beschäftigung mit den Werken des großen französischen Satirikers Rabelais Zeugnis ablegt.

Das Jahr 1792 brachte den Dichter wenigstens räum-

lich der Revolution näher. Er durfte sich während des Winters und Frühjahrs an den Fortschritten des Theaters erfreuen, in dessen Verbande ihm eine höchst talentvolle Schülerin, die damals erst vierzehnjährige Christiane Neumann, heranwuchs. Mozarts „Don Juan" und Schillers „Don Carlos" wurden zum erstenmal aufgeführt und blieben seitdem Glanzstücke des Spielplans. Aber um die Mitte des Sommers schreckte der Ruf der Kriegstrommete die Weimarer Freunde aus ihrer beschaulichen Ruhe auf. Preußen und Österreich hatten sich nach langem Zögern entschlossen, der hart bedrängten königlichen Familie von Frankreich zu Hilfe zu kommen. Die Vorbereitungen zum Feldzuge wurden dann übereilt, da man die Streitkräfte der Revolution unterschätzte; ein einheitlich durchgeführter Kriegsplan fehlte auch, und endlich erwies sich der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, in dessen Händen der Oberbefehl lag, trotz seinen Verdiensten im Siebenjährigen Kriege den Verhältnissen nicht gewachsen. Zum Überfluß kam noch die denkbar ungünstigste Witterung hinzu, und so endete der klägliche Feldzug mit einer Niederlage der Verbündeten. Goethe schloß sich nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt und Mainz dem Regimente seines Herzogs an und machte als ruhiger Beobachter alle Bewegungen mit, ohne sich viel um die kriegswissenschaftlichen Gründe der einzelnen Unternehmungen zu kümmern. Um so erstaunlicher ist es, daß er in seinen Tagebuchaufzeichnungen, die erst 1820 unter dem Titel „Campagne in Frankreich" erschienen, fast durchweg eine richtige Darstellung der kriegerischen Ereignisse bietet. Allerdings darf man Goethes Berichte nicht als geschichtliche Quelle betrachten, dazu tritt das persönlich Erlebte zu stark in den Vordergrund. Wer aufmerksam zu lesen versteht, wird auch bald erkennen, wie wenig Goethe an dem Kriege und seinem Ausgange lag. Als gleichmütiger, durch nichts aus der Fassung zu bringender Zuschauer ließ er die Auftritte des Kriegstheaters an sich vorübergehen, froh, wenn ihm

malerische Bilder oder merkwürdige Soldatengestalten Stoff zu heiteren Betrachtungen boten, die hier und da durch Beobachtungen über Farbwirkungen, Schallerscheinungen beim Kanonendonner, ja sogar durch eine am eigenen Körper vorgenommene Untersuchung über das Kanonenfieber unterbrochen werden. Vom Ernst der Zeit, von der Tragik des Krieges merkt man in Goethes Schilderungen herzlich wenig. Sie lesen sich fast wie lustige Manövergeschichten, denen es an ergötzlichen Abenteuern mit schönen Frauen und militärischen Sonderlingen nicht fehlt. Und dennoch hatte der Dichter eine ahnungsvolle Empfindung für die geschichtliche Bedeutung des Feldzugs. Nach dem Geschützkampf von Valmy sprach er zu den ihn umgebenden Offizieren die nur allzu prophetischen Worte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen!"

Über Luxemburg und Trier zog man zum Rheine zurück. Goethe benutzte die Gelegenheit zu einem Besuche bei Jacobi in Pempelfort, wo er fünf Wochen verbrachte. Im Dezember reiste er nach Münster, um der Fürstin Gallitzin, dem Mittelpunkte des schöngeistigen Kreises vornehmer Katholiken, seine Aufwartung zu machen. Mitte des Monats traf er endlich in Weimar wieder ein, wo er von nun an in Heinrich Meyer einen treuen Hausgenossen und Berater in allen künstlerischen Dingen hatte.

Aber auch jetzt sollte sich der Dichter der häuslichen Ruhe nicht lange erfreuen: bereits im Februar des nächsten Jahres richtete der Herzog die Aufforderung an ihn, das Lager der Verbündeten zu Marienbronn zu besuchen und der Belagerung der beim Rückzuge der Heere im Herbste des Vorjahres in französische Hände geratenen Stadt Mainz beizuwohnen. Ungern leistete Goethe diesem Befehle Folge. Erst am 12. Mai reiste er von Weimar ab, verbrachte einige Tage in Frankfurt und traf am 26. Mai im Lager ein, wo er vier Wochen verblieb. Gewissenhaft notierte er jeden Angriff und Ausfall, be-

obachtete mit Aufmerksamkeit die Bahn der Kanonenkugeln, ergötzte sich mit dem seit einigen Jahren in Weimar wohnenden Engländer Gore und dem Maler Kraus, die von den neuen Kriegsereignissen eine reichliche künstlerische Ausbeute erhofften, an malerischen Gegenständen und machte die Bekanntschaft vieler merkwürdiger Personen. Hier im Lager war es auch, wo er die junge, liebreizende Prinzessin von Mecklenburg, die nachmalige Königin Luise von Preußen, sah. Beim Einzug in die endlich zurückgewonnene Stadt rettete seine Geistesgegenwart zwei vom Volke bedrohten Klubbisten das Leben. Es ist ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß der entschiedene Gegner der neuen Gedanken hier für überzeugte Anhänger der Revolution eintreten mußte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Mannheim, Heidelberg und Frankfurt langte er in der letzten Augustwoche wieder in Weimar an.

Im Lärm des Lagerlebens war ein poetisches Werk annähernd bis zum Ende gediehen, das ihn seit dem Feldzug in Frankreich beschäftigt hatte: die freie Übertragung von Gottscheds Prosabearbeitung des „Reineke Fuchs" in Hexameter. Das berühmte Tier-Epos, dessen erste Spuren bis ins 10. Jahrhundert, ja vielleicht bis zu den Tiermärchen der Morgenländer zurückreichen, ist seit dem 12. Jahrhundert in unzähligen Bearbeitungen durch sämtliche Literaturen Mittel- und Nordeuropas gewandert und überall ein Volksbuch im besten Sinne geworden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Goethe den „Reineke Fuchs" schon in frühester Jugend kennengelernt hat, da er die Dichtung bereits in einem Briefe an die Schwester vom 13. Oktober 1765 als eine bekannte Sache erwähnt. Im Jahre 1782 las er der Herzogin Amalia die Gottschedsche Übertragung vor und scheint damals schon den Plan zu einer Neubearbeitung des Buches gefaßt zu haben. Die Kriegswirren der Jahre 1792 und 1793, die selbständigem dichterischen Schaffen nicht günstig waren, in Goethe jedoch das Bedürfnis nach künstlerischer

Ablenkung wachriefen, führten ihn auf „Reineke Fuchs“ zurück. „Hatte ich mich,“ so berichtet er, „bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich verträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, so doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.“

Das Gedicht erschien bereits im nächsten Jahre als zweiter Band von Goethes „Neuen Schriften“ bei Unger in Berlin. Die zeitgenössischen und späteren Urteile darüber widersprechen sich in auffallender Weise. Wenn die Verbreitung eines Buches ein Gradmesser seines Wertes ist, so nimmt Goethes Werk unter allen Bearbeitungen des alten Stoffes die erste Stelle ein.

Der Dichter hätte sich nach seiner Rückkehr der ersehnten Ruhe freuen können, wenn nicht das Kriegsgetümmel, das von nun an jahrelang Frankfurt und die geliebte Mutter bedrohte, seine Besorgnis wachgehalten hätte. Truppendurchzüge, Einquartierungen, Transporte von Gefangenen und Verwundeten hörten dort nicht mehr auf; bald waren es die Franzosen, bald die Preußen und Österreicher, die es sich in der wohlhabenden freien Stadt bequem machten und auf mehr oder minder gesetzliche Art die Beutel der Frankfurter erleichterten. Die Rätin Goethe, deren Wohnung zeitweise wie eine Wachtstube aussah, ließ sich freilich durch nichts, nicht einmal durch eine Beschießung der Stadt, in ihrer guten Laune stören: ihre Briefe aus jener Zeit sind köstliche Zeugnisse ihres Gottvertrauens und ihres unverwüstlichen Humors. Damals begann die alternde Frau das große Besitztum am Hirschgraben, das sie allein bewohnte, als eine Last zu empfinden und faßte auf Zuraten des Sohnes den Entschluß, sich des Hauses zu entäußern. Aber erst im Mai 1795 fand sich ein Käufer. Nicht ohne Wehmut sah sie das alte Hausgerät, die

Bücherei, die Bildersammlung und die feinen Weine, die der Gatte mit Liebe und Sachkenntnis zusammengebracht hatte, unter dem Hammer des Auktionators sich in alle Winde zerstreuen. Dafür wurde ihr eine neue Wohnung, der „goldene Brunnen", der Hauptwache gegenüber, eine Quelle immer neuen Vergnügens; boten seine Fenster doch Aussicht auf einen der belebtesten Plätze der Stadt.

So kam das Jahr 1794 heran, das Goethe den schönsten Gewinn seines Lebens: die Freundschaft Schillers, brachte. Am 13. Juni lud dieser ihn ein, Mitarbeiter an der von ihm begründeten Zeitschrift „Die Horen" zu werden. Goethe erklärte sich hierzu sofort bereit, und so waren die ersten Beziehungen der beiden Männer zueinander eingeleitet. Am 14. Juli begleitete Goethe nach einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena Schiller nach Hause. Man unterhielt sich auf dem Heimweg in der angeregtesten Weise, aber Schillers Widerspruch gegen Goethes Naturanschauung hätte beinahe einen ernsten Streit heraufbeschworen. Der jüngere lenkte noch rechtzeitig ein, und so verließ Goethe Jena, nicht ohne einen starken, wenn auch nicht gerade günstigen Eindruck von Schiller mitzunehmen. Am 23. August wurde er dann durch den berühmten Brief überrascht, worin Schiller mit wunderbarer Klarheit eine Kennzeichnung von Goethes Leben und Streben gibt und die Verschiedenheit der Geistesrichtung beider erklärt. „Sie nehmen die ganze Natur zusammen," heißt es da, „um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr

Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält."

Goethe war über ein so tiefes Verständnis für seine Denkart zugleich überrascht und erfreut. Nun war er es, der dem andern die Hand zur Freundschaft bot und sich von diesem Bunde die glücklichsten Folgen für alle zukünftigen Arbeiten versprach. „Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint," schreibt er am 27. August, „hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn w.r, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten ... Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können."

Die Literargeschichtsschreiber des letzten Jahrhunderts haben sich alle denkbare Mühe gegeben, Goethe und Schiller als vollkommene Gegensätze darzustellen und aus dem physikalischen Gesetze, daß sich ungleiche Pole anziehen, ihren Freundschaftsbund zu erklären versucht. Mit Recht warnt Richard M. Meyer in seinem trefflichen Goethe-Buche vor einer solch einseitigen Auffassung der Charaktere. Aus dem vollkommenen Gegensatze ihrer Anschauungen und Ziele hätte niemals die auffallende Übereinstimmung der Ideen erwachsen können, die sich uns beim Lesen ihrer Schöpfungen immer wieder aufdrängt. Für den, der mit beider Werken nicht genügend vertraut ist, genügt ein Blick in die von Rudolf von Gottschall zusammengestellte Ausspruchsammlung „Gedanken-

harmonie, aus Schiller und Goethe", um ihn von dem eben Gesagten zu überzeugen. Die Wege, die sie einschlugen, um zum Ziele zu gelangen, mochten verschieden sein, das Ziel war für beide das gleiche. Dieses Ziel hieß: das Erfassen und künstlerische Wiedergeben des Gesetzmäßigen in der Welt der Erscheinungen. Darin eben liegt das Klassische, daß der Dichter, unbeirrt von Nebelhüllen zeitlicher Vorurteile, Neigungen und Geschmacksrichtungen das Wesentliche und Bestehende erkennt und in ewig gültige Formen ausprägt. Wie klar Schiller die Begrenzung seiner eigenen Begabung und die ihm durch Anlage und geistige Entwicklung gebotene Beschränkung auf ganz bestimmte Gebiete des Forschens und Schaffens erkannte, verrät sein schöner Brief an Goethe vom 31. August 1794, worin es heißt: „... Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte ... Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit, meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerte aus dem Brande gerettet."

Von dem Streben, das Wesentliche zu erkennen und in ewig gültige Formen zu prägen, waren beide gleich stark beseelt, und vielleicht war der von Schiller in der Ankündigung der „Horen" klar ausgesprochene Zweck dieser Zeitschrift ein Hauptglied in der Kette, durch die sich die zwei Männer so schnell verbunden fühlten. „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht," heißt es da, „desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeit erhaben ist, hier sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

Leider fanden die „Horen" nicht den gewünschten Erfolg. Die Herausgeber hatten die geistigen Gaben ihres Publikums wohl überschätzt und mußten die Zeitschrift schon mit dem zweiten Jahrgang eingehen lassen. Von Goethes Beiträgen seien die „Episteln", zwei kleine Dichtungen in Hexametern, der „Hymnus auf den Apollo", eine Übertragung aus dem Griechischen, und die „Römischen Elegien" genannt, ferner die Prosaschriften: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", ein Kranz von sechs kleinen Novellen im Stile des Boccaccio und einem Märchen, die, teilweise nach älteren Stoffen bearbeitet, mancherlei Ausblicke auf die französische Revolution bieten und, namentlich was das Märchen betrifft, den kühnsten Deutungsversuchen unterworfen worden sind, endlich ein Teil des „Benvenuto Cellini", auf den später zurückzukommen sein wird.

Der lebhaft geführte Briefwechsel zwischen Schiller als dem Herausgeber der Zeitschrift und Goethe als dem bedeutendsten Mitarbeiter trug zur Festigung ihrer Beziehungen bei; möglicherweise kam dem Freundschaftsbunde auch Goethes allmählich merkbarer werdende Entfremdung von Herder und die im Jahre 1795 erfolgte Abreise Meyers nach Italien zugute. Das erste Goethesche

Werk, bei dem sich Schillers Einfluß und Anteil erkennen läßt, ist der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre", von dem die drei ersten Bücher im Jahre 1794 im Druck erschienen, von Schiller mit Begeisterung, von anderen ziemlich kühl aufgenommen. Die „ängstliche Deutelei", mit der einzelne Freunde dem tieferen Sinne des Buches beizukommen suchten, brachte den Dichter zur Verzweiflung, „er hätte gewünscht, man möchte die Sache nehmen, wie sie lag, und sich den faßlichen Sinn zueignen".

Wie wichtig für das Fortschreiten des Romans Schillers tiefes Verständnis war, beweisen schon die zahlreichen Briefe, die er mit Goethe über „Wilhelm Meister" gewechselt hat, und deren wir etwa siebzig besitzen.

Ein zweites von Schiller ins Leben gerufenes, regelmäßig erscheinendes Unternehmen, das Goethe mit Beiträgen ausstattete, war der von 1796 bis 1800 alljährlich erscheinende „Musenalmanach". Der erste Jahrgang brachte von Goethe außer lyrischen Gedichten den schönen „Prolog zur Wiedereröffnung des Weimarischen Theaters am 6. Oktober 1794" und die „Venezianischen Epigramme".

So sehr im Verkehr mit Schiller bei Goethe die Lust an rein dichterischem Schaffen wiedererwachte, so wenig wurden die naturwissenschaftlichen Bestrebungen vernachlässigt. Die Ankunft der Brüder Humboldt in Jena bot auch nach dieser Richtung hin die reichste Anregung. Während eines Aufenthaltes in der freundlichen Universitätsstadt diktierte Goethe dem jungen Studenten Jacobi, dem Sohne des alten, inzwischen nach Emkendorf in Holstein übergesiedelten Freundes, eine Übersicht der vergleichenden Knochenlehre in die Feder.

Besonders fruchtbar wurden die Jahre 1796 und 1797. Der Mißerfolg der „Horen" hatte in Schiller einen Zorn gegen das deutsche Publikum und die von diesem gehätschelte literarische und künstlerische Mittelmäßigkeit geweckt, von dem er sich auf irgendeine Art befreien mußte. Sein Feuergeist wußte den ruhigeren Freund mit fortzureißen und auch in ihm den lange still gehegt-

ten Groll zur Entladung zu bringen. So entstand der berühmte Xenien-Almanach, ein Flammenzeichen am literarischen Himmel der Zeit. In Distichen, die ohne Verfassernamen erschienen, und bei denen wir zum Teil heute noch im Zweifel sind, welchem von den beiden Dichtern wir sie zuzuschreiben haben, sausten die Geißelhiebe derbster Satire auf Publikum, Autoren und Verleger nieder. Aber nicht nur die Literatur, auch die Wissenschaft, Philosophie und Politik der Zeit wurden in der boshaftesten Weise abgetan. Merkwürdig ist die Art, wie die Xenien entstanden. Ein Heft wanderte zwischen Weimar und Jena hin und her, und jeder trug ein, was er gerade an Bosheiten vorrätig hatte. Aus mehr als 600 Distichen wurde dann eine engere Auswahl getroffen und dem Almanach auf das Jahr 1797 einverleibt. Wochenlang wohnte Schiller in Goethes Hause, wochenlang Goethe in Jena, um gemeinsam Ruten zu binden. Die Wirkung des Almanachs war außerordentlich, aber nicht die von den Dichtern gewünschte. Sie hatten die Sache, die sie bekämpften, zu treffen gemeint und sahen nun, wie sich unter ihren Hieben die Personen krümmten. Und das persönlich Empfundene wurde mit Entgegnungen vergolten, die gegen die Person gerichtet waren. Eine ganze Literatur von Gegenschriften erschien, deren Seichtheit und öde Schimpferei sich meist schon aus den Titeln erkennen läßt: „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar", „Trogalien zur Verdauung der Xenien," „Feldgeschrei eines Nestes kritischer Speck- und Feldmäuse bei dem Anbisse einer frischen Speckseite" usw. Die meisten der Getroffenen fürchteten, daß sich das Strafgericht nun alljährlich wiederholen würde, und sahen mit Schrecken dem neuen Jahrgange des Musenalmanachs entgegen. Aber ihre Furcht war unbegründet: jetzt, nachdem das Xenien-Gewitter die Luft gereinigt und die Gemüter der beiden Freunde von allem Groll befreit hatte, lenkten sie wieder in friedlichere Bahnen ein. „Nach dem tollen Wagestück der Xenien", schrieb Goethe an

Schiller, „müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Dieser Vorsatz wurde in der großartigsten Weise ausgeführt. Schiller begann mit seinem „Wallenstein", Goethe schrieb das Meisterwerk der Epik „Hermann und Dorothea". Die Bearbeitung eines bürgerlich einfachen Stoffes aus der Gegenwart in antikem Versmaße war trotz Vossens „Luise", die nach Inhalt und Form ja mehr als Idylle mit stark ausgeprägten bukolischen Einzelheiten gelten konnte, noch ein Wagnis. Hatte der Dichter ein Jahr vorher in den Elegien „Alexis und Dora" und „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" ähnliche Stoffe, jedoch im Gewande des Altertums, behandelt, so machte er sich nun auch in diesem Punkte frei und bewies, daß der echte Künstler einen Stoff aus der jüngsten Gegenwart zu einem ausgeglichenen Kunstwerke gestalten kann, auch wenn er seine Dichtung in ein Gewand von antikem Schnitte kleidet.

Den Mut zu diesem Wagnis mochte Goethe aus der damals von dem Hallischen Philologen F. A. Wolf mit Wärme verteidigten Ansicht schöpfen, daß nicht der eine göttliche Homer der Verfasser der homerischen Gedichte sei, sondern daß man in einer Gruppe von „Homeriden" die Schöpfer dieser Dichtungen suchen müsse.

Daß die Stoffwahl bei Goethes Dichtung kein Mißgriff war, hat der Erfolg bewiesen. „Hermann und Dorothea" ist das völkische Epos der Deutschen geworden. Deutsch ist alles darin: die Freude an der ruhigen Behaglichkeit des kleinstädtischen Lebens, an gesichertem Besitz, an den wogenden Kornfeldern und den blühenden Reben. Deutsch sind alle auftretenden Personen, das brave Wirtsehepaar und seine Freunde: der verständige Pfarrer und der verdrehte Apotheker, deutsch ist Hermann, der rüstige und zugleich etwas ungewandte Sohn, deutsch auch die junge Ausgewanderte, deren innere

Tüchtigkeit er mit klarem Blick erkennt, und die er als Magd in das väterliche Haus führt, um sie dann zu seiner Braut zu erheben. Die Örtlichkeit erinnert in einigen Einzelheiten an Wetzlar, den Schauplatz des „Werther", an den manche Abschnitte leise anklingen; im „Goldenen Löwen" weht die Luft, die der junge Wolfgang im Vaterhause atmete. In Hermanns häuslicher Mutter Lieschen wird man unschwer das Mütterlein Elisabeth, in seinem nörgelnden Vater den Herrn Rat erkennen. „Das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen soll," wurde denn auch von dieser mit Ungeduld erwartet, und als endlich zwei Stücke — eines davon in grüne Seide gebunden — bei ihr eintrafen, kannte ihre Freude keine Grenzen mehr. Das Prachtexemplar „wird", so schreibt sie, „nur zur Parade alle Sonntage und Festtage gebraucht, das ist so schön, daß es nur die besten Freunde von mir in die Hände nehmen dürfen, und der Inhalt hat außerordentliche Wirkung gemacht... Das Werk ist ein Meisterwerk ohnegleichen. Ich trage es herum wie die Katze ihre Jungen..."

Eine Dichtung, die in gleichem Maße auf den unbefangenen Leser wie auf den Kritiker von Beruf wirkte, hatte die deutsche Literatur bis dahin noch nicht besessen. Das Epos, das den Dichter zum zweiten Male volkstümlich machte, fand zugleich in Wilhelm von Humboldts berühmter Zergliederung eine kunstverständige Würdigung, wie sie bisher kaum den Meisterwerken des Altertums zuteil geworden war. Und so ist die Vorliebe des großen Publikums für „Hermann und Dorothea" bis heute rege geblieben: ein Erfolg, den nur noch wenige Werke des Dichters teilen und den auch der Umstand nicht zu beeinträchtigen vermag, daß man seit dem Jahre 1809 die Quelle kennt, aus der Goethe seinen Stoff geschöpft hat, um ihn mit sehr unwesentlichen Abänderungen zu gebrauchen. Es ist „G. G. Göckingks vollkommene Emigrationsgeschichte von denen aus dem Erzbistum Salzburg vertriebenen und größtenteils nach Preußen gegangenen

Lutheranern. Frankfurt und Leipzig 1734." In diesem Buche, das der Dichter zufällig in die Hand bekam, wird mit dürren Worten die Geschichte erzählt, die dem Epos zugrunde liegt. Freilich, er mußte die Handlung der Gegenwart näher rücken, um der vollen Wirkung sicher zu sein, und so zeigt er uns als düstern Hintergrund nicht die Salzburger Religionswirren, sondern die französische Revolution. Aber was hat Goethe aus dem an sich so einfachen, und, fast darf man sagen, reizlosen Stoffe zu machen gewußt!

Das Gedicht erschien zuerst im „Taschenbuch für 1798" bei Friedrich Vieweg dem Älteren in Berlin, später in zahlreichen Sonderausgaben.

Ziemlich gleichzeitig mit „Hermann und Dorothea" entstanden die schönen Balladen „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Der Zauberlehrling", „Der Gott und die Bajadere", „Der Junggesell und der Mühlbach", „Der Müllerin Verrat", die alle in Schillers Musenalmanach für 1798 und 1799 abgedruckt wurden.

Auch das Theater machte um diese Zeit erfreuliche Fortschritte. Unter den neuen Kräften des Schauspiels ist die schöne und begabte Karoline Jagemann zu nennen, die sich der Gunst des Herzogs in reichem Maße erfreute. Ihre Sonderstellung unter der Künstlerschaft sollte Goethe als dem Direktor der Truppe später allerdings verderblich werden.

Überhaupt machte sich gegen Ende der neunziger Jahre wieder ein frischeres geistiges Leben in Weimar geltend; der fruchtbare Verkehr zwischen Goethe und Schiller zog weite Kreise. In Goethes Hause versammelte sich an jedem Freitag „eine Gesellschaft hochgebildeter Männer" zu schöngeistigen und wissenschaftlichen Vorträgen und Erörterungen; es entstand eine Art von Akademie, deren Arbeit sogar der Universität Jena zugute kam. Vorübergehende Besuche von Goethes Jugendfreund Lerse und dem uns aus seiner römischen Zeit bekannten Archäologen Hirt riefen alte Erinnerungen wach und brachten

neue Anregungen. Jetzt wurde auch der lange liegengebliebene „Faust“ wieder aufgenommen und langsam seiner Vollendung entgegengeführt, die Schiller, der teilnehmende Freund und Berater, nicht mehr erleben sollte. Eine Unterbrechung erfuhr die Arbeit durch Goethes dritte Schweizerreise. Am 30. Juli 1797 reiste er mit Christiane und dem jungen August, die er seiner alten Mutter vorstellen wollte, nach Frankfurt ab, blieb dort, wohl mit der Regelung geschäftlicher Angelegenheiten beschäftigt, vom 3. bis 25. August und begab sich über Heidelberg, wo er seine alte Freundin Delph besuchte, Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart. Hier sprach er bei mancherlei Künstlern vor, unter andern bei Dannecker, in dessen Werkstatt er die berühmte Schillerbüste sah, und gewann den Architekten Thouret für die Weiterführung des schon 1791 wiederaufgenommenen, während der Feldzüge aber ins Stocken geratenen Weimarer Schloßbaues. Überhaupt scheint er bei dieser Reise vorzugsweise praktische Zwecke im Auge gehabt zu haben. In Tübingen widmete er den Professoren seine Aufmerksamkeit und wohnte im Hause des Buchhändlers Cotta, dessen Bekanntschaft ihm bereits 1795 Schiller vermittelt hatte. Allerlei geschäftliche Widerwärtigkeiten hatten Goethe den Verkehr mit seinem bisherigen Hauptverleger Göschen verleidet, so daß er sich schon längst nach einem anderen Verleger umsah. Die beiden Männer verstanden sich bald. „Je näher ich Cotta kennen lerne,“ schrieb Goethe am 14. September an Schiller, „desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist.“

Der günstige Eindruck, den Cotta auf ihn gemacht hatte, veranlaßte ihn, in geschäftliche Verbindung mit ihm zu treten, worüber sich dieser sehr erfreut zeigte, so geringe Hoffnungen er auch auf den Erfolg der ersten ihm von Goethe überlassenen Werke hegen mochte.

Von Tübingen reiste der Dichter über Schaffhausen nach Stäfa, dem Heimatsorte Heinrich Meyers, der, von Italien zurückkommend, in Zürich mit ihm zusammengetroffen war. Sie machten gemeinsam einen Ausflug über Einsiedeln zum Gotthard und von dort zum Vierwaldstätter See, wo Goethe den Plan einer epischen Behandlung der Tellsage faßte, von dessen Ausführung er jedoch zugunsten des Schillerschen Dramas abstand. Im Gebirge erreichte ihn die Nachricht vom frühen Tode der begabten jungen Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann, die, erst neunzehnjährig, einem schleichenden Leiden erlegen war. In der herrlichen Elegie „Euphrosyne" setzte er später seiner Lieblingsschülerin ein unvergängliches Denkmal.

Der Hauptgewinn der Reise war die Unterhaltung mit Meyer, „sie brachte ihm das lebendigste Italien zurück". Gemeinsam arbeiteten sie am Plane zu den „Propyläen", einer Kunstzeitschrift, durch die Goethe seinen Kunstanschauungen die weiteste Verbreitung zu geben dachte. Sie erschien von 1798 bis 1800 bei Cotta und enthält die bedeutsamen Abhandlungen „Über Laokoon", „Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke", „Diderots Versuch über die Malerei" und den kleinen Kunstroman „Der Sammler und die Seinigen", ein Spiegelbild von des Dichters eigenen häuslichen Kunstbestrebungen. Aber das Publikum, das die „Horen" abgelehnt hatte, war nicht teilnehmender geworden: mit dem dritten Bande mußte Cotta nach erheblichen Verlusten die schöne Zeitschrift eingehen lassen.

Am 21. Oktober brachen die Reisenden von Stäfa, am 26. von Zürich auf, besichtigten auf der Rückreise zusammen mit Knebel die Altertümer Nürnbergs und trafen über Erlangen und Bamberg gegen Ende November wieder in Weimar ein.

Während Goethes Abwesenheit war die erste vollständige Ausgabe von „Wilhelm Meisters Lehrjahre" im Druck erschienen. Wir wissen, daß sich die Arbeit an

diesem Romane mit größeren und kürzeren Unterbrechungen über zwanzig Jahre erstreckte. In diesem langsamen Ausreifen sind die Vorzüge und zugleich auch die Fehler des merkwürdigen Buches begründet. Wenn dem Dichter einerseits eine Fülle von Erfahrungen, ein Reichtum von Gedanken zufloß, wie er sie bei schnellerem Schaffen niemals zur Verfügung gehabt haben würde, so läßt sich anderseits nicht leugnen, daß er über der langsamen Arbeit immer mehr von seinem Grundplan abkam, häufig den Faden verlor und durch willkürliche Einschiebsel der Handlung notdürftig weiterhalf. Es war Goethes ursprüngliche Absicht gewesen, die von äußeren Einflüssen abhängige Entwicklung eines einzelnen Menschenlebens zu schildern und dabei darzutun, „daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Macht geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange". Im Verfolge der Arbeit verliert sich dieser Grundgedanke immer mehr: statt der Entwicklung Wilhelm Meisters zeigt uns der Dichter die Entwicklung einer ganzen Zeitspanne, die im Mündigwerden des Bürgerstandes — auch einer Errungenschaft der Revolution — gipfelt.

Wilhelm Meister, der Sohn einer begüterten Kaufmannsfamilie, verspürt keine Neigung für den Handel, er sieht sein Lebensziel „nur in Poesie und Schauspiel". Die unglückliche Liebschaft mit Marianne, einer leichtfertigen Schauspielerin, die Klagen des Schauspielers Melina über das Komödiantenelend verleiden ihm auf einige Zeit seine Traumwelt; sein Jugendfreund Werner, ein begeisterter Kaufmann, weiß ihm den Handel in günstigerem Lichte zu zeigen und beredet ihn, im väterlichen Geschäfte mit Ernst und Fleiß zu arbeiten. Nach einer kurzen, unerfreulichen Tätigkeit in der Schreibstube zieht er als Reisender für seines Vaters Geschäft in die Welt, wird aber gleich zu Anfang durch eine Liebhabervorstellung in seiner alten Leidenschaft für die Bühne bestärkt und schließt sich, nachdem er zuvor noch die

dreizehnjährige Mignon, ein ernstes, schwärmerisch-sinniges Wesen, das er in einer Seiltänzerbande findet, von ihrem gewalttätigen Herrn losgekauft und als eine Art von Pagen mitgenommen, einer wandernden Komödiantentruppe an. Zu den Hauptpersonen dieser von Goethe mit großer Anschaulichkeit geschilderten Gesellschaft, der gefallsüchtigen, leichtsinnigen, aber im Grunde gutmütigen Philine, dem lebenslustigen Laertes und dem windigen Schwätzer Friedrich steht die geheimnisvolle Gestalt des düstern, schweigsamen Harfners, eines vornehmen Italieners, der seine in frühester Jugend geraubte Tochter sucht, ohne sie in Mignon zu erkennen, in seltsamem Gegensatze.

Meister hat dem Direktor Melina aus seiner Reisekasse eine größere Summe zum Ankauf von Bühnengerät vorgeschossen und gelangt als Theaterdichter mit seiner Truppe auf ein gräfliches Schloß, wo zur Feier der Anwesenheit eines Prinzen Vorstellungen stattfinden sollen. Im Kreise der Adligen, die er hier zum erstenmal im zwanglosen Verkehr miteinander beobachtet, findet er ein neues Lebensziel: die einheitliche Ausbildung der Persönlichkeit. „Er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen in der Nähe und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten." Er faßt den Entschluß, „sich zu der vornehmen Welt emporzubilden".

Nach einem kurzen Liebesverhältnis mit der schönen Gräfin, und durch den Tod seines Vaters von allen geschäftlichen Verpflichtungen entbunden, gibt sich Meister dem Theaterleben mit ganzer Seele hin, durch die Bekanntschaft mit Shakespeares Werken, die ihm der kühle, verständige Jarno, ein Günstling des Prinzen, vermittelt hat, stärker als je für die Bühne begeistert.

Auf der Reise vom Grafenschlosse zur Stadt wird die Gesellschaft von Räubern überfallen. Meister leistet heldenmütigen Widerstand und bleibt, von Philine und Mignon bewacht und gepflegt, verwundet auf dem Platze.

In der Schwester der Gräfin, Natalie, die zufällig zu Pferde vorüberkommt und sich seiner annimmt, glaubt er seine Retterin verehren zu müssen. Nach seiner Heilung läßt er sich in der Stadt von dem ihm bekannten Direktor Serlo als Schauspieler verpflichten, entweicht aber bald, weil er für seine künstlerischen Anschauungen nirgends Verständnis findet. Zuvor hat ihm Aurelie, die ernste und schwärmerische Schwester Serlos, die bald darauf in einem Zustande der Verzückung stirbt, einen Brief an ihren treulosen Liebhaber Lothario, einen Bruder der Gräfin und Nataliens, mitgegeben. Philine ist inzwischen mit ihrem Verehrer Friedrich, der sich als ein jüngerer Bruder Lotharios und der beiden Damen entpuppt, verschwunden. Mignon und der kleine Felix, Mariannens Sohn, bleiben bei dem Ehepaare Melina einstweilen zurück. Auf dem Wege zu Lotharios Schlosse liest Meister die Handschrift eines Tagebuches: „Die Bekenntnisse einer schönen Seele", das ihm Aureliens Arzt anvertraut hat, und das ihn mit den Verhältnissen bekannt macht, in die er jetzt eintritt. Die „schöne Seele" — ein getreues Bildnis von Goethes mütterlicher Freundin Susanne von Klettenberg, deren schriftliche Erinnerungen wahrscheinlich den „Bekenntnissen" zugrunde liegen — ist die Tante der vier Geschwister Lothario, Friedrich, Gräfin und Natalie.

Lothario, für Meister das Muster eines vornehmen Herrn, steht im Begriff, seinem zerrütteten Vermögen durch die Heirat mit der tüchtigen, wirtschaftlichen Therese, in die sich Meister, trotz seiner stillen Neigung zu Natalie, sogleich verliebt, wiederaufzuhelfen, will aber zurücktreten, da er in ihr die Tochter einer Jugendgeliebten erkannt zu haben glaubt. Diese Vermutung erweist sich, wie Jarno zu beweisen vermag, als unbegründet, und so steht der Verbindung nichts mehr im Wege. Therese schwankt zwischen Lothario und Meister, bis sie erkennt, daß dieser Natalie, die er inzwischen wiedergefunden hat, inniger liebt. Nun erklärt sie sich

bereit, Lotharios Frau zu werden, wenn Wilhelm am selben Tage Natalie heiraten würde. Mit Nataliens Hand erhält Wilhelm den Lohn für sein hohes Streben, das ihn freilich oft auf bedenkliche Abwege gebracht hat. Mignon, die süßeste Gestalt des Romans, die ihren Befreier leidenschaftlich geliebt hat, ist kurz zuvor an gebrochenem Herzen gestorben.

Die handelnden Personen beschränken sich, wie wir sehen, auf zwei Stände der Gesellschaft. Es sind Adlige, die das Leben im großen Stile führen, und Schauspieler, die es uns vortäuschen und auch außerhalb des Theaters bewußt oder unbewußt die Maske eines ungebundenen und darum höheren Daseins zur Schau tragen, ohne jedoch die von Wilhelm Meister angestrebte innere Ausgeglichenheit erreichen zu können. Im Wechselspiele dieser beiden Gesellschaftskreise liegt ein Sinnbild des Lebens überhaupt. Hier Wirklichkeit, dort Schein!

Zwei Gedankengänge durchziehen gleich roten Fäden das ganze Buch: ein erzieherischer und ein tiefsinnig-schwärmerischer. Das erstere erklärt sich aus der Zeit, in der der Roman entstand: es ist die Periode der Aufklärung, das Jahrhundert Rousseaus und Basedows. Die tiefsinnig-schwärmerische Gedankenwelt war damals gerade die neueste Zeitrichtung, der der Dichter Zugeständnisse machen zu müssen glaubte; die geheimnisvolle „Genossenschaft des Turms", die so uneigennützig-fürsorglich in die Schicksale Wilhelm Meisters eingreift, gleichsam die Vorsehung auf Erden spielt und ihm endlich den Lehrbrief ausstellt, erinnert an die freimaurerischen Bestrebungen, an denen Goethe seit dem Jahre 1780 mit Eifer teilnahm. Es läßt sich nicht leugnen, daß solche geheimnisvoll-sinnbildlichen Abschweifungen und Unwahrscheinlichkeiten uns heute ziemlich kalt lassen, aber Gestalten wie Mignon und den Harfner, die neuere Kritiker des Romans als überflüssig und störend bezeichnet haben, möchten doch wohl die wenigsten Leser missen wollen. So sind, auch abgesehen von ihren unvergleichlich schönen

Liedern, das rein poetische Gegengewicht zu den vielen folgerichtig entwickelten Tatsachen und nüchternen Vorgängen, daß schon ihr Auftreten genügt, um den Leser in eine weihevollere Stimmung zu versetzen. Sie wirken wie die gedämpften Klänge eines Saiteninstrumentes, mit denen die Rhapsoden den Vortrag ihrer Epen zu begleiten pflegten. Und dann — gestehen wir es nur ein — sind ein paar Tropfen Romantik für jedes poetische Kunstwerk ein notwendiges Zubehör, dessen auch der Dichter unserer Tage nicht ganz entraten kann.

Im übrigen ist unter Goethes Werken kein anderes so reich an wirklich Erlebtem wie „Wilhelm Meister". Wer „Dichtung und Wahrheit" aufmerksam liest, wird überall Beziehungen zu dem Romane finden. Von der Erinnerung an das erste Puppentheater, die in Meisters Gesprächen mit Marianne einen so breiten Raum einnimmt, bis zu den Bekenntnissen der frommen Klettenberg begegnen wir Eindrücken aus der Jugendzeit. Die beiden Welten, in denen sich der Dichter in Weimar bewegte, der Adel und die Schauspieler, lieferten ihm, wenn nicht die Vorbilder, so doch einzelne Züge für seine Gestalten. Den tiefen Einblick in das Handwerksmäßige der Bühne, den der Roman überall verrät, konnte nur der Theaterdirektor erhalten, und die geistvollen Erörterungen über „Hamlet" sind die Frucht seiner eifrigen Shakespearestudien um die Mitte der achtziger Jahre.

Über den ursprünglichen Plan und bis zu einem gewissen Grade auch über die Entstehungsgeschichte des Romans sind wir genauer unterrichtet, seit man im Dezember 1909 im Nachlaß eines Nachkommen von Goethes Züricher Freundin Barbara Schultheß die Handschrift der ersten Fassung fand, die den bezeichnenden Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" trägt, und die Harry Maync 1911 mit einer vorzüglichen Einleitung herausgegeben hat. Von den zwölf Büchern, die dieser „Urmeister" umfassen sollte, sind allerdings nur die ersten sechs vorhanden. Sie decken sich mit den vier ersten

Büchern und drei Kapiteln des fünften der endgültigen Fassung. Im Gegensatze zu dieser beginnt das Bruchstück mit einer ausführlicheren Schilderung von Wilhelms Kindheit, von der wir in den „Lehrjahren" nur durch die rückerinnernde Erzählung des Helden erfahren. Bemerkenswert ist die Wandlung, die der Dichter mit Wilhelms Eltern vorgenommen hat: während sie der erste Entwurf als in einer unglücklichen Ehe lebend und die Erziehung der Kinder vernachlässigend zeigt, erscheinen sie später in viel günstigerem Lichte. Dasselbe gilt von Marianne, die das Bruchstück mit einem Stich ins Dirnenhafte zeichnet. Besonders wichtig ist das zweite Buch der „Theatralischen Sendung", weil es von Jugendwerken Goethes Kunde gibt, die uns bisher unbekannt waren und hier stückweise als Erstlingsarbeiten Wilhelms eingeführt werden. Daß Wilhelms Schwester — Amalie — die dichterischen Versuche des Bruders abschreibt und auswendig lernt, deutet auf Beziehungen dieser Gestalt zu Goethes Schwester Cornelia. Von großer sittengeschichtlicher Bedeutung sind das dritte und ein wesentlicher Teil des vierten Buches, die sehr ausführlich von Wilhelms Erlebnissen bei der Wandertruppe einer Schauspielerprinzipalin Madame de Retti berichten und grelle Schlaglichter auf das Elend dieser damals noch wenig geachteten Menschenklasse werfen. In Madame de Retti will man die zu Gottscheds und Lessings Zeiten berühmte Leipziger Bühnenleiterin Karoline Neuberin wiedererkennen. Auch Mignon findet sich bei der Truppe; ihr Zwittertum, das in den „Lehrjahren" nur eben noch angedeutet wird, tritt hier sehr deutlich hervor. Melina, der mit seiner Frau zu den Schauspielern gehört, wird nach dem plötzlichen Verschwinden der Prinzipalin Direktor und folgt als solcher mit der Truppe der Einladung des Grafen, in seinem Schlosse Vorstellungen zu geben. Von hier an stimmt das Bruchstück mit der späteren Fassung des Romans im wesentlichen überein, nur daß Wilhelm nicht mit der Gräfin, sondern mit der Baronesse ein Liebes-

verhältnis anknüpft, daß die Gräfin und die Amazone, die auch erst in den „Lehrjahren" den Namen Natalie erhält, noch nicht als Schwestern gedacht sind, und daß die Wilhelm überwachende Gesellschaft des Turms noch vollständig fehlt.

Was die endgültige Fassung vor der ersten vor allem auszeichnet, ist neben größerer Klarheit in der Entwicklung und sorgfältigerer Begründung der Geschehnisse die Ausmerzung allzu langer Gespräche über nebensächliche Dinge und mancher entbehrlichen Begebenheiten und Personen.

Für die Beurteilung von Goethes Sprache und Stil während der zwischen dem „Werther" und den „Lehrjahren" liegenden zwei Jahrzehnte ist die „Theatralische Sendung" von unschätzbarem Wert. „Bisher hatten wir aus diesen rund zwanzig Jahren kein größeres Prosawerk Goethes," sagt Franz Leppmann in seiner ausführlichen Anmerkung zu der den „Urmeister" betreffenden Stelle in Bielschowskys Goethe-Biographie, „auf den Sturm und Drang der heißen, überwallenden Jugendschöpfung folgte in der Reihe dieser Werke sogleich der abgeklärte und gehaltene Roman eines Autors, der seit der italienischen Reise den Stilidealen der edlen Einfalt und stillen Größe immer bewußter nachstrebte. Jetzt besitzen wir eine Zwischenstufe, die erkennen läßt, daß auch hier kein plötzlicher Sprung, sondern eine stetige Entwicklung stattgefunden hat. Neben dem bald aufgeregt vorwärtsstoßenden, bald zart verhauchenden Lyrismus im ‚Werther' bedeutet das gleichmäßige Strömen besonnen ausgestalteter Satzgebilde, dem wir in der ‚Sendung' mit Behagen lauschen, eine wesentliche Beruhigung; und doch geht diese noch lange nicht so weit wie in den ‚Lehrjahren'. Das läßt sich besonders in der Wahl der einzelnen Wendung, des einzelnen Wortes beobachten. Eine jugendliche Vorliebe für kräftigen Ausdruck, der Familiäres und Burschikoses nicht verschmäht, ist hier noch ebenso erkennbar wie eine stärkere Abhängigkeit von der heimatlichen Mundart."

Die Aufnahme der „Lehrjahre" beim Publikum war anfangs kühl. Die meisten wußten nicht, was sie mit dem Roman anfangen sollten, und stießen sich an Äußerlichkeiten. Neben Ch. G. Körner und Wilhelm von Humboldt zeigte nur Schiller das tiefe Verständnis, das eine solche Schöpfung erfordert. In wundervollen Briefen an den Freund spricht er sich darüber aus, am schönsten vielleicht in dem vom 2. Juli 1796, wo es heißt: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegte... Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Tränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüts, aus welchem alles geflossen ist... Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Altertums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie sich nicht mehr, wenn es so wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurteiler allen Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunst, und bei denen, die dem Künstler zu folgen imstande sein könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerksam sind, wirkt die genialische Kraft, welche sie hier handeln sehen, so feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbst so sehr ins Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhaftesten huldigen."

Die Frommen ärgerten sich über die Verherrlichung des Komödiantentums — sogar Herder klagte, „daß der Dichter seinen Wilhelm so lange in schlechter Gesellschaft es aushalten lasse", und die Freigeister nahmen an den

„Bekenntnissen einer schönen Seele" Anstoß. Dieser Abschnitt hat überhaupt viel Staub aufgewirbelt. Man schob dem Dichter Absichten unter, an die er sicher niemals gedacht hatte. Wenn er ein getreues Bild jener Zeit entwerfen wollte, so durfte das Halbdunkel der bis zur Selbstquälerei gesteigerten schwärmerischen Frömmigkeit, die ja stets eine Begleiterscheinung geistig fortschreitender Perioden ist, nicht fehlen. Daß die Darstellung einer, seinem inneren Wesen so fernliegenden Welt für den Dichter keine leichte Aufgabe war, wollen wir ihm gern glauben, wenn er schreibt: „Da dieses ganze religiöse Buch auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjektiven und Objektiven beruht, so hat dazu mehr Stimmung und Sammlung als vielleicht zu irgendeinem andern Teile des Romans gehört." Ohne jede Nebenabsicht hat Goethe die „Bekenntnisse" dem Romane eingefügt; das einzige, wodurch er seinen eigenen Standpunkt kennzeichnet, ist vielleicht die Tatsache, daß ein Arzt sie gleichsam als ein Beweisstück krankhafter Geistesverfassung aus seinem Wirkungskreise mitteilt. Für unbefangene Leser konnte hierin nichts Verdächtiges liegen, schrieb doch die eigene Mutter nach dem Lesen der „Bekenntnisse" ganz treuherzig an den Sohn: „Das ist der lieben Klettenberg wohl nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Verbreitung und Erhaltung dieser unverwelklichen Blätter."

Eine ungeahnte Wirkung hatte jedoch der Roman: er wurde das Feldzeichen der jungen Dichterschule der Romantiker, deren Führer Ludwig Tieck bald eine Nachahmung „Franz Sternbalds Wanderungen" folgen ließ.

Während Goethe die letzte Hand an das Werk legte, das er selbst lange Zeit für die Hauptarbeit seines Lebens hielt, vollendete Schiller den „Wallenstein", der ohne Frage auch bei ihm den Höhepunkt des Schaffens be-

zeichnet. Das neue, vom Schloßbaumeister Thouret in wenigen Monaten erbaute Theater konnte am 12. Oktober 1798 mit „Wallensteins Lager" eröffnet werden. Ein halbes Jahr zuvor hatte Iffland, der größte Schauspieler seiner Zeit, achtmal in Weimar Gastrollen gegeben und dadurch die Freude an der Bühne wesentlich belebt.

Von Goethes dichterischen Werken sind als dieser Zeit angehörend noch die „Weissagungen des Bakis", geheimnisvolle Sinnsprüche in antikem Gewande, und das Bruchstück der „Achilleis", eines Epos, das ein verbindendes Glied zwischen Ilias und Odyssee bilden sollte, aber nicht über den ersten Gesang hinaus gedieh, anzuführen.

Das Jahr 1799 war in schöpferischer Hinsicht ziemlich unfruchtbar. Nach Wielands Beispiel hatte Goethe sich ein Landgut, Oberroßla bei Weimar, gekauft, das ihn „dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näherzutreten nötigte und gar manche Ansichten und Mitgefühle verlieh, die ihm sonst völlig fremd geblieben wären". Dadurch kam er auch zu Wieland wieder in nähere Beziehungen, der damals gerade die alte Jugendfreundin Sophie von Laroche zu Besuch bei sich hatte. Die gute, noch immer nicht vom Wertherfieber geheilte Dame brachte die Weimarer mit ihrer lauten Schwärmerei in helle Verzweiflung und schien die kühle Behandlung, die man ihr angedeihen ließ, nicht einmal zu empfinden. Vertrat *sie* eine für Goethe selbst überwundene Zeitrichtung, so brachten Tieck und August Wilhelm Schlegel das neue Evangelium der Romantik, mit der sich unser Dichter freilich so wenig zu befreunden vermochte, daß er, um der immer mehr einreißenden künstlerischen Formlosigkeit ihrer Vertreter entgegenzuarbeiten, auf das ältere französische Schauspiel zurückgriff, dessen steife Regelmäßigkeit er selbst einst mit Wort und Tat bekämpft hatte. Jetzt mußte er es allerdings erleben, daß sein Versuch, die Voltaireschen Stücke „Mahomet" (1799) und „Tankred" (1801) in seiner eigenen Bearbeitung auf die Bühne zu bringen, fehlschlug.

Dafür brachte ihm das Jahr 1799 in dem um ein Jahrzehnt jüngeren Berliner Maurermeister und Tondichter Karl Friedrich Zelter einen neuen Freund, mit dem er bis an sein Lebensende in regstem Briefwechsel blieb. Zelter, der sich aus einfachen Handwerkerverhältnissen zu einer hochgeachteten künstlerischen Stellung emporgearbeitet hatte, genoß wegen seines gesunden Urteils und seines ehrlichen Strebens nach sittlicher und künstlerischer Vervollkommnung Goethes ganzes Vertrauen. Er durfte sich rühmen, lange Zeit der einzige Sterbliche zu sein, dem der Olympier in jeder Lebenslage sein Herz erschloß. Als Vertoner Goethescher Lieder ist Zelter freilich längst in den Hintergrund getreten, aber die Verdienste, die er sich als Musikdirektor und Gründer der Berliner Liedertafel um die Ausbildung des Chorgesanges und um die Pflege volkstümlicher Musik erwarb, werden unvergessen bleiben. Sein von Riemer herausgegebener, zweiunddreißig Jahre umfassender Briefwechsel mit Goethe ist ein herrliches Denkmal des vorbildlichen Freundschaftsbundes und zugleich eine unschätzbare Quelle für die Geschichte des geistigen Lebens ihrer Zeit. Der wackere Mann folgte, wie er es sich stets gewünscht hatte, wenige Wochen nach Goethes Tode dem großen Freunde ins Grab.

Mit der unverminderten Sorge für das Theater gingen wissenschaftliche und kunstfördernde Bestrebungen Hand in Hand. Die „Farbenlehre" trat immer mehr in den Vordergrund, Beschäftigungen mit praktischer Chemie und mit der Verwandlung der Insekten wechselten mit dem eingehenden Studium der naturphilosophischen Schriften Schellings ab. Seit 1799 wurden unter Goethes Leitung alljährlich Kunstausstellungen veranstaltet, die Weimar allmählich auch zu einem Mittelpunkt der bildenden Künste machten, wenn man schon der durch die ausgeschriebenen Preisaufgaben geförderten Richtung mit ihrer starken Betonung antiker Stoffe eine gewisse Einseitigkeit nicht absprechen kann.

Überhaupt machte sich jetzt bei Goethe der Drang,

selbst in den äußeren Formen der Kunst zum Altertume zurückzukehren, immer stärker geltend. In einem zum Geburtstage der Herzogin Amalia geschriebenen Festspiele „Paläophron und Neoterpe", worin er mit deutlicher Anspielung auf die bevorstehende Jahrhundertwende eine poetische Versöhnung der alten und neuen Kunstrichtung darstellt, machte er sogar den Versuch, die antiken Masken wieder auf der Bühne einzubürgern, um dadurch „die Persönlichkeit der wohlbekannten Schauspieler aufzuheben" und so die Gestalten der Dichtung unmittelbarer auf den Zuschauer wirken zu lassen.

Der große Augenblick, wo das Jahrhundert Friedrichs des Großen zu Grabe ging und die neue Zeit im weitesten Sinne des Wortes anbrach, fand den geistigen Vermittler zwischen beiden Kulturperioden krank. Schon zu Anfang Dezember hatte den Dichter ein bösartiger Katarrh befallen, der in den ersten Januartagen in eine Blatterrose ausartete, die so heftig auftrat, daß man einen Gehirnschlag befürchtete. Dazu gesellten sich schlimme Anfälle eines Krampfhustens, die Goethe häufig dem Erstickungstode nahe brachten. Unter Christianens liebevoller Pflege und dank der Fürsorge des Herzogs, der sogleich den Professor Stark aus Jena kommen ließ, genas er zwar rasch, aber es blieb eine körperliche Schwäche zurück, die eine Badekur in Pyrmont notwendig machte. Auf der Hinreise wurde ihm in Göttingen die Freude einer großen Huldigung durch die dortigen Studenten zuteil, die sich vor seinem Gasthause versammelten und ein Lebehoch ausbrachten. Die Beziehungen, in die er zu den dortigen Gelehrten, dem Philologen Heyne, dem Zoologen Blumenbach und dem berühmten Geologen A. G. Werner trat, wirkten auf den Genesenden nicht weniger anregend und belebend, als die heitere Badegesellschaft in Pyrmont selbst. Ende August kehrte er über Göttingen, Kassel und Eisenach nach Weimar zurück.

Außer einigen Gedichten meist gesellig-heiteren Inhalts brachte dieses Jahr nur eine poetische Frucht: das

Drama „Die natürliche Tochter", zu dem der Entwurf schon 1799 vorlag. Es sollte das erste Stück einer Trilogie werden, in der Goethe die französische Revolution in drei Entwicklungsabschnitten zu behandeln dachte. Wie „Götz" und „Clavigo" liegen auch diesem Stücke Selbstbekenntnisse zugrunde: „Die Denkwürdigkeiten der Prinzeß Stephanie Louise von Bourbon-Conti", die 1798 erschienen und Goethe bald darauf von dem inzwischen nach Weimar übergesiedelten Schiller mitgeteilt wurden. Diese Quelle ist jedoch nur für die Fabel des Stückes und dessen Hauptfigur von Bedeutung geworden, da der Dichter, wohl um die geschichtlichen Beziehungen zu verwischen, alles Persönliche tunlichst unterdrückt und nur das Typische herausgearbeitet hat. Das Personenverzeichnis weist aus diesem Grunde auch nur ganz allgemein gehaltene Bezeichnungen: „König, Herzog, Graf, Hofmeisterin, Gerichtsrat, Sekretär" usw. auf. Eugenie, die natürliche Tochter des Herzogs, soll, nachdem sie eine durchaus männliche Erziehung genossen, von dem gutmütigen König am nächsten Geburtstage anerkannt und hierdurch in den Besitz ihrer Rechte als Prinzessin gesetzt werden. Die Absicht des Herrschers wird, obgleich er selbst aus Furcht vor den allmächtigen Höflingen ihre Geheimhaltung angeordnet, vorzeitig bekannt. Eugeniens Bruder will aus selbstsüchtigen Gründen den Plan hintertreiben. Er findet in seinem Sekretär ein williges Werkzeug, um das Ränkespiel, das noch andere bei Hofe aus politischen Gründen fördern, einzuleiten. Eugeniens Hofmeisterin wird gezwungen, das Mädchen verschwinden zu lassen und seinen langsamen Tod herbeizuführen. Der Herzog erhält die Nachricht, daß seine Tochter auf der Jagd verunglückt sei. Während sich Eugenie und die Hofmeisterin in der Hafenstadt zur Abfahrt bereitmachen, trifft ein Befehl des von der Hofpartei beschwatzten Königs ein, demzufolge die Hofmeisterin über Leben und Tod des Mädchens verfügen und sie auf alle Fälle unschädlich machen soll. Da findet die Hofmeisterin ein Mittel, Eugenie

zu retten: die Heirat mit einem Bürgerlichen, durch die sie auf alle Rechte ihrer fürstlichen Abstammung verzichtet. So wird Eugenie vollkommen entsagend das Weib des wackern Gerichtsrats.

In diesem Verzicht lag für Goethe und seine Zeit das Tragische des Stücks, das deshalb die Bezeichnung „Trauerspiel" erhielt. Für uns ist der Fall durchaus nicht so hoffnungslos, um so weniger, als der Dichter uns über die einflußreiche Stellung, die Eugenie einzunehmen hoffte, ziemlich im unklaren läßt. Auch lassen die hohen Personen, die uns vorgeführt werden, den Aufenthalt in diesen Kreisen keinesfalls als ein beneidenswertes Los erscheinen, ja, bei unserer Kenntnis von dem über die aristokratische Gesellschaft später hereinbrechenden Schicksal ist Eugeniens Untertauchen in die bürgerliche Welt weit eher geeignet, uns wenigstens über ihre fernere persönliche Sicherheit zu beruhigen. Die kühle Aufnahme, die das in Versen geschriebene Stück trotz seinen unbestreitbaren Schönheiten und seinem Gedankenreichtum fand, nahm Goethe wohl den Mut, den geplanten zweiten und dritten Teil auszuführen.

Das nächste Jahr, 1802, brachte außer einem unerquicklichen Handel mit Kotzebue, einem nicht unbegabten aber gewissenlosen Lustspieldichter, der, allerdings ohne Erfolg, Goethe und Schiller zu entzweien suchte, manches Angenehme, wozu ein Besuch Zelters und die Einweihung des neuerbauten Theaters in Lauchstädt mit Goethes prächtigem kleinen Festspiele „Was wir bringen" zu rechnen ist. Dagegen begannen die Zustände der Universität Jena den Dichter mit Besorgnis zu erfüllen. Hervorragende Gelehrte folgten dem Rufe nach anderen Akademien, Fichte mußte entlassen werden, die „Literaturzeitung", deren Redaktion nach Halle überzusiedeln gedachte, ließ sich nur durch schnelles Eingreifen der Regierung in Jena festhalten. Sie wurde unter dem Titel „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung" fortgeführt. Schwieriger war es, für die abgegangenen Professoren

Erſatz zu ſchaffen, doch auch dies gelang wider Erwarten, und ſo konnte man ſchon im nächſten Jahre den Fortbeſtand der Univerſität als geſichert anſehen. In Goethes Hauſe trat auch ein Wechſel ein. Heinrich Meyer heiratete und wurde als Hausgenoſſe bald durch den Philologen Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, den Hauslehrer des jungen Auguſt, erſetzt. Ein ſtändiger Gaſt im Goethe-Hauſe wurde auch der junge Heinrich Voß, deſſen köſtliche Briefe Hans Gerhard Gräf in anſprechender Form herausgegeben hat. (Univ.-Bibl. 3581–82.) Im Dezember 1803 kam ein ſeltſamer, nicht gerade erfreulicher Beſuch nach Weimar: Madame de Staël, die geiſtreiche Verfaſſerin der „Corinna“. Sie machte gerade ihre berühmte Reiſe durch Deutſchland, „interviewte“ alle politiſchen und literariſchen Größen und forderte als Frau und Dichterin überall Huldigungen. Goethe ſuchte ihr anfangs auszuweichen, konnte ſich aber ſchließlich doch dem Zauber ihrer Perſon nicht ganz entziehen. Am 18. Dezember ſtarb Herder, der Goethe längſt völlig fremd geworden war. Kurz vor ſeinem Tode hatte die Konfirmation von Goethes Sohn eine äußerliche Annäherung der beiden Männer herbeigeführt, aber der boshaft-hämiſche Ton, den Herder nie loszuwerden vermochte, ſtieß Goethe innerlich zu tief ab, als daß er die alten Beziehungen hätte erneuern mögen.

Um dieſe Zeit trat bei Goethe das dichteriſche Schaffen langſam hinter die kritiſch-hiſtoriſche Beſchäftigung mit Literatur und Kunſt zurück. Viele Beſprechungen in der „Jenaiſchen Literaturzeitung“ zeugen von ſeinem unverminderten Anteil an allen literariſchen Beſtrebungen. Im Jahre 1803 erſchien ſeine vollendet ſchöne Überſetzung der Selbſtbiographie des Benvenuto Cellini zum erſtenmal in vollſtändiger, mit Anmerkungen verſehener Ausgabe, ein wahrhaft hervorragender Beitrag zur Kunſt- und Kulturgeſchichte der Renaiſſance, der erſt durch Goethes Arbeit dem deutſchen Volke bekannt und zugänglich geworden iſt. Dem Leben des Florentiner Goldſchmieds

und Bildhauers schließt sich eine mit Heinrich Meyer gemeinsam bearbeitete Schrift über den deutschen Archäologen Winckelmann würdig an, nach Gervinus' Ausspruch die beste Würdigung, die Goethe geliefert hat, und deren Richtigkeit in allem Wesentlichen durch die neuere Forschung bestätigt worden ist. Durch seine Übersetzung des Diderotschen Zwiegesprächs „Rameaus Neffe" endlich machte Goethe die deutschen und, da die Urschrift in Frankreich noch unbekannt war, auch die französischen Literaturfreunde mit einem Werke vertraut, das zu den wichtigsten Urkunden zu zählen ist, die wir über das literarische, philosophische und künstlerische Leben in Paris um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts haben.

Am 17. Mai 1804 gelangte unter unbeschreiblichem Beifall Schillers „Tell" zur Aufführung. Es war der letzte große Triumph, den der langsam dahinsiechende Dichter erleben sollte. Ein Jahr später, am 9. Mai 1805, starb er. Goethe war selbst leidend, als er die Nachricht vom Tode des Freundes, dem schwersten Schicksalsschlage, der ihn je getroffen, erhielt. Man wollte ihm das Schreckliche anfangs aus Schonung verheimlichen. Aber eine Ahnung schien ihm alles zu sagen. Der junge Voß berichtet über jenen Augenblick folgendes: „Am Morgen [Freitag, 10. Mai] sagt er zur Vulpius: ‚Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?' Der Nachdruck, den er auf das ‚sehr' legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. ‚Er ist tot?' fragt Goethe mit Festigkeit. ‚Sie haben es selbst ausgesprochen!' antwortet sie. ‚Er ist tot,' wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen."

Nun war Goethe wieder so einsam wie bei seiner Rückkehr aus Italien. Niemand vermochte den Freund, den einzigen, der ihn immer und ganz verstanden hatte, zu ersetzen. Was sie einander waren, läßt sich mit dürren Worten nicht ausdrücken, aus ihrem Briefwechsel

aber geht es herrlich und deutlich genug hervor. Wie sich die beiden größten Geister und Denker aller Zeiten wunderbar ergänzten, hat der früh verstorbene Ästhetiker Karl Heinrich von Stein in seinem schönen Büchlein „Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker“ (Univ.-Bibl. Nr. 3090/90a) darzustellen versucht und damit ein schätzenswertes Hilfsmittel zum tieferen Verständnis des Dioskurenpaares gegeben.

Goethe suchte Trost in der Arbeit. Er ging daran, Schillers unvollendet hinterlassenen „Demetrius“ zum Abschluß zu bringen. „Nun brannt' ich vor Begierde,“ schreibt er selbst, „unsere Unterhaltung dem Tode zum Trotz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letzten Male auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte.“

Allein die innere Erregung ließ ihn nicht zum ruhigen Gestalten und der halb schöpferischen, halb nachempfindenden Gedankenarbeit gelangen, die gerade dieses Werk erforderte. Mißmutig und traurig legte er das Bruchstück beiseite. „Nun war ihm Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang ihm versagt.“

Vorübergehende Aufrichtung in diesem ersten schweren Kummer brachten die Besuche Jacobis und des vielseitigen Altertumsforschers F. A. Wolf. Von Lauchstädt aus, wo am 10. August zur Trauerfeier für den heimgegangenen Dichter dessen „Lied von der Glocke“ in Bühnenbildern mit einem herrlichen Epilog Goethes dargestellt worden war, begab sich dieser nach Halle. Hier wohnte er in Wolfs Haus und unterhielt einen regen Verkehr mit dem Doktor Gall, dem bekannten Begründer der Schädellehre, die als der „Gipfel der vergleichenden Anatomie“ von besonderem Interesse für Goethe sein mußte. Auch den Theologen Schleiermacher lernte er bei dieser Gelegenheit kennen.

Nach längerem Aufenthalt in Halle unternahm unser Dichter in Gesellschaft des anregenden Wolf eine Reise in den Harz. In Helmstedt, dessen Universität damals gerade in den letzten Zügen lag, wurde ein Sonderling von europäischer Berühmtheit, Hofrat Beireis, „der letzte Adept", besucht. In seinem Hause lagen Merkwürdigkeiten aller Art aufgehäuft, unter denen Naturwunder und mechanische Spielereien den ersten Platz einnahmen. Beireis selbst, mehr Schaumschläger als Gelehrter, wanderte wie eine Gestalt aus längst verflossener Zeit unter den verstaubten Schätzen umher und ergötzte sich damit, seine Gäste durch allerlei geheimnisvolle Andeutungen über seine tiefe Kenntnis der Natur in Spannung zu halten. In der Nähe von Halberstadt lockte ein anderer sonderbarer Kauz die Reisenden zur Einkehr: der „tolle Hagen", ein halbverrückter Gutsbesitzer, der sich durch Grobheit und derbe Späße zum Schrecken der Gegend gemacht hatte. Für Goethe bedeutete die Bekanntschaft solcher wunderlicher Heiligen eine wertvolle Bereicherung seiner seelenkundlichen Erfahrungen.

Inzwischen war es am politischen Himmel immer düsterer geworden. Während Goethe, abgeschlossen von der Außenwelt, an der Bearbeitung einer neuen Ausgabe seiner Werke für Cotta arbeitete, um, ähnlich wie zu Ende der achtziger Jahre, eine Spanne seines Lebens abzuschließen, kämpfte Preußen den hoffnungslosen Kampf gegen Bonaparte, der, selbst aus dem Schoße der Revolution hervorgegangen, berufen schien, die Völker Europas aufs neue unter das Joch der Tyrannei zu zwingen. Man hat unserm Dichter den Vorwurf nicht erspart, als habe ihn die Not des weiteren Vaterlandes kalt gelassen. Demgegenüber müssen wir im Auge behalten, daß Goethe ein Weltbürger im besten Sinne war, der das Wesen und die Bedeutung der Völker nicht in ihrer politischen Stärke und Stellung, sondern in ihrem Besitz an geistigen Gütern sah, in Gütern, die weder Rost noch Motten fressen, und die ihr weder Soldaten noch Diplomaten rauben können.

Sein Auge war auf das Dauernde gerichtet, was hätte ihm die Politik, das wechselvollste und unbeständigste aller Dinge, zu bieten vermocht? Er hatte in seiner amtlichen Stellung häufig Gelegenheit gehabt, einen Blick in das Getriebe der Staatskunst zu werfen und oft genug die unlautern Beweggründe politischer Handlungen durchschaut. Wie hätte er, der Sohn einer freien Stadt mit republikanischer Regierungsform, er, der einem kleinen deutschen Fürsten alles verdankte, wider die Kleinstaaterei eifern und den Traum der deutschen Einheit träumen sollen? Ihm, den die Mannigfaltigkeit der Entwicklung in der Natur wie im Leben der Völker und Volksstämme entzückte, mußte die willkürliche Vereinigung so vieler grundverschiedenen Bestandteile zu einem einzigen Staatengebilde als unnatürlicher Zwang erscheinen. Unmöglich konnte er die Franzosen, deren Bildung er aufs höchste schätzte, als Erbfeinde hassen; wogen doch allein die Namen Rousseau und Voltaire alles auf, was das Volk je gesündigt hatte. In Napoleon begrüßte er den größten Geist der Zeit und vor allem den Wiederherstellen der Ordnung nach den Greueln der Revolution. Er konnte, so sagte er von sich selbst, eher eine Ungerechtigkeit als eine Unordnung ertragen. Und endlich: Goethe, der große Menschenkenner, war ein großer Verächter des Volkes als Masse. So liebevoll er dem einzelnen Menschen gegenüberstand, so widerlich waren ihm die rohen Triebe, die immer durchbrechen, sobald sich der Mensch mit seinesgleichen zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt. Das Schicksal des einzelnen konnte den Dichter zu Tränen rühren, das Schicksal der Menge ließ ihn kalt.

Den Sommer 1806 hatte Goethe, in Weimar mit der „Farbenlehre", in Karlsbad mit geologischen Studien beschäftigt, ruhig verbracht. Am 14. Oktober wurde durch die Schlacht bei Jena die Vernichtung Preußens besiegelt. Versprengte Flüchtlinge kämpften in den Straßen Weimars gegen die sie verfolgenden Franzosen. Von den Höhen jenseits der Ilm drohten die Feuerschlünde der

Kanonen; Kugeln flogen über und in die Stadt. In der Nähe des Schlosses gingen Häuser in Flammen auf; überall wurde geplündert. Am 15. traf Napoleon ein und genehmigte „aus Achtung für die Herzogin", die ihm mit Freimut und Entschlossenheit entgegengetreten war, das fernere Fortbestehen des Herzogtums Sachsen-Weimar. An diesem Tage schwebte unser Dichter in Lebensgefahr. Zwei angetrunkene französische Soldaten waren in seine Wohnung gedrungen, um zu plündern. Die tatkräftige Christiane warf sie, als sie in Goethes Arbeitszimmer einzutreten versuchten, ohne Umstände hinaus. Seitdem stand zur persönlichen Sicherheit des auch von den Franzosen geschätzten großen Mannes vor seinem Hause ein Doppelposten. Aus Dankbarkeit gegen die tapfere Geliebte und um in diesen Zeiten der allgemeinen Auflösung seine häuslichen Verhältnisse zu festigen, ließ sich Goethe am 19. Oktober mit der treuen Gefährtin kirchlich trauen.

Der Sturm ging vorüber, ohne den Dichter aus seiner echt philosophischen Ruhe aufgestört zu haben. Während rings um ihn her die Wogen der Politik emporschlugen, arbeitete er gelassen am endlichen Abschluß des ersten Teiles der Fausttragödie. So gab dasselbe Jahr, das unser Volk politisch vernichtete, ihm zugleich das herrlichste und gewaltigste Werk seiner Literatur.

Wir haben gesehen, wie die Faustidee Goethe seit seiner Straßburger Zeit unablässig begleitete. Es ist, als habe er in jedem Lebensabschnitt die glücklichsten Stunden auf die Dichtung verwandt, die ihn zum ersten Dichter der Weltliteratur gemacht hat. Der feinste Auszug aller Philosophie und Dichtung, die Lebenserfahrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen ganzer Geschlechter scheinen in diesem einen Drama zusammenzufließen.

Der Stoff, den Goethe bearbeitete, war alt und volkstümlich. Seit dem 16. Jahrhundert wandert die Gestalt des Doktors Faust durch die Literatur; bald erscheint er als ernster Grübler, bald als Zauberer, der seinen Mit-

menschen an Kenntnissen und Macht weit überlegen ist, bald als unersättlicher Genußmensch, der den Becher weltlicher Freuden bis auf die Neige leert. In dieser letzteren Eigenschaft ist Doktor Johannes Faust mit dem Don Juan der romanischen Völker nahe verwandt, wie denn auch beide, gleichsam zur Verstärkung ihrer Wirkung, eine komische Figur – bei Faust ist es der Famulus Wagner – zur Seite haben. Alte Volksbücher „von Doktor Fausten, dem weitbeschreyten Schwarzkünstler" melden schon Züge und Geschehnisse, denen wir in Goethes Dichtung wiederbegegnen; seltsame Beschwörungsformeln, „Höllenzwänge" genannt, waren als von Faust herrührend überall verbreitet. Der erste wirkliche Dichter, der sich an den Stoff wagte, dürfte Christoph Marlowe, ein Landsmann und Zeitgenosse Shakespeares, gewesen sein, dessen Schauspiel im Jahre 1604 zum erstenmal im Druck erschien. Auf Marlowes handlungsreiches Stück sind die zahllosen deutschen Puppenspiele von Doktor Faust zurückzuführen, die sich mündlich und schriftlich bis auf unsere Tage fortgepflanzt haben, und in denen sich unschwer der erste Keim zu Goethes Dichtung erkennen läßt. Den dramatischen Grundgedanken: Fausts Pakt mit dem Teufel, die dadurch erlangten, meist grobsinnlichen, Vorteile und die endliche Verdammnis haben alle diese Stücke gemein. Später hat sich kaum ein Dichter von Bedeutung die Faustsage entgehen lassen. Lessing, Klinger, Schöne, Klingemann, Maler Müller, Grabbe, Chamisso, Heine, Lenau, Holtei, Bechstein und noch viele andere haben den dankbarsten aller Stoffe mit mehr oder weniger Glück bearbeitet. Aber die Krone der Faustdichtungen wird für alle Zeiten Goethes Tragödie bleiben.

Schon die dem Drama vorausgeschickte „Zueignung" ist ein Gesang aus höheren Sphären, bei dessen Klängen sich die Pforten der Ewigkeit aufzutun scheinen, während das Irdische langsam unter uns versinkt.

Zwei Vorspiele leiten das Stück ein. Das „Vorspiel auf dem Theater", worin sich der Schauspieldirektor, die

„luſtige Perſon“ und der Dichter über die Mittel, den Beifall des Publikums zu erringen, unterhalten, weiſt darauf hin, daß „Fauſt“ nicht als Schauſpiel im landläufigen Sinn aufzufaſſen ſei und deshalb auch die unterhaltungsbedürftige Menge nicht befriedigen werde. Der innere Zwieſpalt, in den Goethe in ſeiner doppelten Eigenſchaft als Dichter und Leiter einer auf Kaſſenerfolge angewieſenen Bühne oft genug geraten ſein mag, ſpricht ſich in dieſem Vorſpiele trotz der humoriſtiſchen Einkleidung in erſchütternder Weiſe aus.

Der „Prolog im Himmel“ dagegen, aus dem wir das innere Triebwerk des ganzen Stückes erkennen, bedeutet mehr als die einleitenden Zwiegeſpräche, die ſo vielen Dramen der indiſchen, altklaſſiſchen und ſpaniſchen Literatur vorausgehen, er gehört ſchon zur Tragödie ſelbſt. Der Herr und Mephiſtopheles, beide aus dramatiſchen Gründen durchaus vermenſchlicht und, wie ſich Loeper in ſeiner Fauſteinleitung ausdrückt, gleich dem ganzen Stoffe „von den dogmatiſch-moraliſchen Beſtandteilen befreit“, verhandeln über die Möglichkeit, Fauſt vom rechten Wege abzulenken. Im Vertrauen auf deſſen Streben nach den höchſten Zielen erlaubt der Herr dem Böſen, ihn in Verſuchung zu führen, da er ſelbſt in der anreizenden Tätigkeit des Teufels ein Mittel ſieht, die Menſchen vor Erſchlaffung zu bewahren.

Wir ſehen nun Fauſt zu nächtlicher Stunde in ſeinem Studierzimmer. In der Einſamkeit des engen, dumpfigen Raumes, worin er ſo lange ſchon zur Erkenntnis der letzten Dinge durchzudringen verſucht hat, empfindet er ſchmerzlich die Unzulänglichkeit aller menſchlichen Wiſſenſchaft. Er hat ſich der Magie ergeben und ſucht nun mit geheimnisvollen Mitteln den großen Geheimniſſen des Daſeins und der Natur beizukommen. Mit Hilfe eines Zauberbuches ruft er den Erdgeiſt herbei, der auf ſeine Ladung auch erſcheint, den bei ſeinem Anblick erbebenden Gelehrten aber mit höhniſchen Worten in die Schranken des Irdiſchen zurückweiſt.

Faust, wieder allein, bricht verzweifelnd zusammen, er will sich mit ganzer Seele dem gewaltigen Eindruck des letzten Augenblickes hingeben, da erscheint sein Famulus Wagner, „ein trockner Schleicher“ und der echte Vertreter der auf äußere Erfolge gerichteten dürren Schulgelehrsamkeit. Widerwillig und mit bittrem Hohn beantwortet der Meister die langweiligen Reden des selbstgefälligen Philisters und entläßt ihn endlich mit dem Hinweis auf die vorgerückte Nachtstunde. Dann packt ihn die Verzweiflung über seine Machtlosigkeit der Geisterwelt gegenüber von neuem, und er beschließt, freiwillig seinem hoffnungslosen Leben ein Ziel zu setzen. Er füllt den ererbten Prachtpokal, einst das Glanzstück froher Feste, mit Gift und setzt ihn an die Lippen. Da tönt der Klang der Osterglocken an sein Ohr; himmlische Chöre verkünden die Auferstehung des Herrn. Die Erinnerung an die Jugendzeit, wo er diese Botschaft gläubig vernommen, macht ihn in seinem Vorsatze wankend und gibt ihn dem Leben zurück.

Am Nachmittag des ersten Ostertages begleitet Wagner den Meister auf einem Spaziergange. Die Volksauftritte dieses Teiles sind wahre Perlen anschaulicher Darstellung; man glaubt die Gestalten der aus dem Stadttore ziehenden Städter und der unter der Linde tanzenden Bauern mit Augen zu sehen, ebenso wie sich die von einem Flusse durchschlängelte, von geputzten Spaziergängern belebte Frühlingslandschaft, die wir aus Fausts Schilderung kennenlernen, bis in die fernsten Fernen vor uns auszubreiten scheint.

Durch den Spaziergang beruhigt, kehrt Faust in sein Studierzimmer zurück und versucht in seiner Osterstimmung das ihm seit seiner Jugend teure Neue Testament „in sein geliebtes Deutsch zu übertragen“. Bei dieser Arbeit stört ihn ein Pudel, den er als herrenlos vom Felde mitgebracht und in sein Haus aufgenommen hat. Zu seinem Entsetzen wächst das Tier ins Ungeheure; Faust erkennt in ihm ein höllisches Wesen und beschwört es mit alten

Zauberſprüchen, ſo daß es in Nebel zerfließt, aus dem Mephiſtopheles, als fahrender Schüler gekleidet, hervortritt. Mephiſto muß ihm Rechenſchaft von ſeinem teufliſchen Streben ablegen, er kann nicht entweichen, weil ihm das geheimnisvolle Zauberzeichen des Pentagramms auf der Türſchwelle den Weg abſchneidet. Er befreit ſich aber, indem er durch einen Geiſterchor Fauſt in den Schlaf ſingen und durch eine Ratte das Pentagramm abnagen läßt.

Der Böſe kehrt, mit prächtigen Kleidern angetan, zu Fauſt zurück und bietet ſich ihm als Diener und Führer durch die Freuden des Lebens an, die er ihm als das einzige Heilmittel gegen ſeinen Gram empfiehlt. Fauſt geht auf dieſen Vorſchlag Mephiſtos ein und verſchreibt ſich ihm für den Fall, daß es dieſem ein einzigmal gelinge, ihm wirkliche Befriedigung zu verſchaffen. Während ſich Fauſt zur Reiſe umkleidet, legt Mephiſto Talar und Barett an, um in des Doktors Maske einen aufwartenden Schüler über den Wert der Wiſſenſchaft aufzuklären und ihm mit unvergleichlichem Spott für jedes Fach praktiſche Lehren zu erteilen, die der Scholar treuherzig und dankbar aufnimmt. Dieſer verabſchiedet ſich, Fauſt kommt reiſefertig zurück, worauf ihn und Mephiſto ein Zaubermantel von dannen trägt.

In Auerbachs Keller zu Leipzig finden wir beide wieder. Sie ſind in eine luſtige Kneipgeſellſchaft geraten, die ſich mit derben Späßen und Liedern unterhält. Mephiſto geht auf die Anzüglichkeiten der Zechgenoſſen ein, gibt ein Lied zum beſten und zaubert aus dem angebohrten Tiſche Wein, der ihnen den Reſt der Beſinnung raubt. Fauſt und Mephiſto verlaſſen, auf einem Faſſe reitend, den Keller.

Inmitten des tollen Lärmes einer Hexenküche erblickt Fauſt im Spiegel das Bild eines ſchönen Weibes, in das er ſich, da ihm die Hexe einen Zaubertrank gegeben hat, ſogleich verliebt. Es iſt das Bild Margaretens, eines Bürgermädchens, das er im nächſten Auftritt leibhaftig

trifft, gerade als es aus dem Dome nach Hause geht. Margarete schlägt seine Begleitung ab, obgleich der vermeintliche vornehme Herr Eindruck auf sie gemacht hat. Während ihrer Abwesenheit führt Mephisto den verliebten Faust in ihr Stübchen und läßt, um ihr unschuldiges Herz zu bestricken, ein Kästchen mit kostbarem Schmuck zurück, den das Mädchen nach ihrer Heimkehr findet und vor dem Spiegel mit kindlicher Selbstgefälligkeit anlegt. Als aber die Mutter den Schatz der Kirche weiht, muß Mephisto einen neuen beschaffen, den Margarete zur Nachbarin Marthe Schwertlein hinüberträgt, um sich dort ungestört seines Besitzes zu freuen. Hier, im Garten der alten Kupplerin, vermittelt der Böse ein Zusammentreffen Fausts und Margaretens, bei dem sie sich ihre Liebe gestehen.

Diese große neue Empfindung erschließt Fausts Auge für die Größe und Herrlichkeit der Natur; was er in jener Osternacht so heiß ersehnt hat, ist ihm jetzt zuteil geworden. Aber während er neu aufzuleben scheint, fühlt sich Margarete immer mehr bedrückt: sie wittert unbewußt in dem Begleiter ihres Geliebten den Teufel. Faust weiß sie zu beruhigen; seine Macht über sie ist so groß geworden, daß sie ihm nichts mehr versagt.

Aber die böse Tat muß Böses zeugen. Margaretens Mutter erliegt dem Schlummertranke, den ihr die Tochter zu geben pflegte, um den Geliebten unbemerkt einlassen zu können.

Ihr Bruder Valentin, ein braver Soldat, wird von Faust unter Mephistos Beihilfe erstochen, als er die beiden zur Nachtzeit vor der Schwester Haus findet und zur Rede stellt. Margarete wird von dem Sterbenden verflucht. Faust packt jetzt Reue; um ihn zu erheitern, nimmt ihn Mephisto mit auf den Blocksberg, wo gerade die Walpurgisnacht gefeiert wird. Dort erscheint ihm Margarete als Wahnbild; die Kindesmörderin trägt am Halse die Spur des Henkerschwertes. Faust, von fürchterlichen Qualen gepeinigt, bestimmt seinen Be-

gleiter, ihn so schnell als möglich zu ihr zu bringen, damit er die im Kerker Schmachtende befreien und entführen könne.

Er dringt in den Kerker ein und löst die Ketten. Aber die Mörderin, halb wahnsinnig vor Schmerz und Angst, erkennt ihn anfangs nicht und weigert sich dann, besonders da sie an der Tür den zur Eile mahnenden Mephisto sieht, ihm zu folgen. Freiwillig will sie ihre Tat mit dem Tode sühnen. Mephisto höhnt: „sie ist gerichtet!", aber eine himmlische Stimme verkündet: „ist gerettet!" Faust wird von dem Bösen fortgerissen und muß die schwere Last der Schuld und Reue weitertragen. So schließt der Tragödie erster Teil.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man in der Gestalt des Faust den Dichter selbst zu erkennen glaubt, der ja auch in der Ergründung der nach einheitlichen Gesetzen schaffenden Natur die höchste Aufgabe seines Erdenlebens erkannte. Einzelne Züge sind ohne Frage von Herder entlehnt, von dem wir wissen, daß ihn zweiflerische Grübelei um jede Freude der Erkenntnis brachte. Seinem ganzen Wesen nach ist Faust trotz einer gewissen äußeren Ähnlichkeit mit dem Franzosen Nostradamus und dem Schweizer Paracelsus, berühmten Forschern der Reformationszeit, das Urbild des großen deutschen Gelehrten. Ihm hat Goethe in Mephistopheles ein durchaus romanisches Wesen gegenübergestellt, dessen zersetzender Witz, auch wenn man das Teuflische seiner Natur in Abzug bringt, vor dem Erhabensten nicht zurückschreckt. Unzweifelhaft hat der geistvolle Spötter Merck, einst das künstlerische Gewissen des jungen Goethe, zu der Gestalt des Mephistopheles das Vorbild geliefert. Margarete endlich dürfte auf Friederike Brion zurückzuführen sein, wennschon der Name auf die erste Jugendliebe des Dichters hinweist. Ohne Frage ist sie die zarteste und rührendste Frauengestalt, die er geschaffen; für das gesamte Ausland ist sie mit all ihren bezeichnenden Zügen, mit ihrer kindlichen Unschuld, Frömmigkeit, Häuslichkeit

und hingebenden Liebe, zum unumstößlichen Urbild des deutschen Weibes überhaupt geworden.

Fragt man nach dem örtlichen Hintergrunde des „Faust", so dürfte auf Frankfurt verwiesen werden. Jedenfalls läßt sich im Schauplatze des Osterspaziergangs die Mainlandschaft erkennen, die des Dichters Vaterstadt so reizvoll umgibt. Volksbilder, wie den Schäfertanz unter der Linde, dürfte er am Pfingstbrünnchen vor dem Allerheiligentor oft genug beobachtet haben.

Was das vollendete Drama im Gegensatze zu dem 1790 veröffentlichten Faustfragment mit einem Schlage so volkstümlich machte, war der Umstand, daß in diesem Werke zum erstenmal alle Saiten des menschlichen Empfindens angeschlagen wurden, und daß es das geistige Leben und Streben in jeder Form, vom kritiklosen Glauben an die ererbten Überlieferungen bis zu den kühnsten Schlüssen neuzeitlicher Forschung, umfaßt. Neben den uralten sagenhaften Vorstellungen, wie sie seit Jahrtausenden in der Volksseele leben, finden wir Gedanken, wie sie nur der Dichter aussprechen konnte, der den Werdegang des ganzen Menschengeschlechts überschaute und zugleich die geistigen Wandlungen und Errungenschaften einer kommenden Zeit mit prophetischem Blick voraussah. Wenn Dantes „Göttliche Komödie" (Univ.-Bibl. Nr. 796–800), die man so oft mit Goethes „Faust" verglichen hat, die enge Welt der mittelalterlichen Wissenschaft umfaßt, so umfaßt der „Faust" das ganze Weltgebäude bis zu den fernsten Sternen.

Aus diesem Grunde ist die Tragödie auch kein Theaterstück im gewöhnlichen Sinne. Die meisten Auftritte haben ein durchaus lyrisches oder rhapsodisches Gepräge, sie wirken stärker durch den Gehalt des Wortes als durch ihren dramatischen Inhalt. Die Verskunst, wie sie im „Faust" zutage tritt, ist weder von Goethe noch von einem andern Dichter der Weltliteratur je wieder in dieser Vollendung erreicht worden. Hier hat sich die deutsche Sprache als ein Ausdrucksmittel von ungeahnter

Wandlungsfähigkeit erwiesen. „Faust" gehört unzweifelhaft zu den Dramen, die einer Darstellung auf der Bühne nicht bedürfen, so wichtig eine wirklich gute Aufführung für das Verständnis einzelner Stellen auch sein mag. Goethe selbst hat bei der Arbeit am „Faust" wohl kaum an das Theater gedacht, doch entschloß er sich noch im hohen Alter dazu, die am 29. August 1829 in Weimar erfolgte Aufführung, der schon im Jahre 1820 eine durch den Fürsten Radziwill in Berlin angeregte Liebhabervorstellung und am 18. Januar 1829 eine Aufführung in Braunschweig vorausgegangen waren, selbst zu leiten. Die Schwierigkeiten, die das Stück der Darstellung auf dem Theater bietet, sind in neuerer Zeit durch mehr oder minder glückliche Bühnenbearbeitungen eingeschränkt worden.

Zum vollen Genusse des Stücks wird aber nur der Leser gelangen, der die unvergleichlichen Schönheiten der Dichtung auf sich wirken läßt, ohne hinter jedem Worte ein sorgsam verhülltes Geheimnis zu suchen. Goethe selbst hat vor solchem Deuten und Deuteln schon gewarnt. „Die Deutschen", sagte er zu Eckermann, „machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Da kommen sie und fragen, welche Ideen ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selbst wüßte und aussprechen könnte!"

6. Spätzeit, Greisenalter und Ausgang

(1807—1832)

Mit dem Jahr 1806 ging für den Dichter ein Lebensabschnitt zu Ende, dessen Abschluß, wie wir gesehen haben, sich auch äußerlich durch die Veranstaltung einer bei Cotta erschienenen Neuausgabe seiner Werke kenntlich machte. Nicht ohne Kummer und Leiden in mancherlei Gestalt vollzog sich für ihn der Übergang zum Herbste des Lebens. Der Groll, mit dem Napoleon den Herzog wegen seiner

Anhänglichkeit an Preußen verfolgte, und der den Fortbestand des Herzogtums für eine Zeitlang in Frage stellte, weckte auch Goethe aus seiner beschaulichen Ruhe auf. Der Schriftsteller Johannes Daniel Falk erzählt, wie die französische Anmaßung dem Dichter Tränen der Entrüstung ausgepreßt, und wie er sich das Schrecklichste, das die Zukunft hätte bringen können, mit grellen Farben ausgemalt habe. „Ich will ums Brot singen," so rief er damals, „ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen, ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinem Herrn wieder auf den Thron herauf und euch von dem euren heruntersingen!"

Mehr und mehr lichtete sich der Kreis, der einst Weimar zu dem gemacht hatte, was es geworden war und für alle Zeiten sein wird: das Mekka des gebildeten Deutschlands. Am 10. April 1807 starb die Herzogin Anna Amalia, wenige Monate später ihre verständnisvolle Hofdame und Freundin Louise von Göchhausen.

Am 23. April stellte sich im Haus am Frauenplan ein seltsamer Besuch ein: Bettina Brentano, die am 4. April 1785 geborene Tochter von Goethes Jugendliebe Maximiliane, geb. Laroche. Das leidenschaftlich-schwärmerische Mädchen, dessen Neigung der alternde Dichter freundlich-nachsichtig aufnahm, aber wohl nie recht erwiderte, sollte seine begeistertste Prophetin werden. Ihr lebhafter, ungebändigter Geist, dem dichterischer Schwung und ein Übermaß von Einbildungskraft nicht abzusprechen sind, war durchaus das Widerspiel des seinigen. Dennoch konnte er sich ihren persönlichen und brieflichen Annäherungen nicht ganz entziehen, bis die rücksichtslose Behandlung, die die stürmische Verehrerin des Dichters dessen Gattin angedeihen ließ, Goethes Langmut ein Ende machte. Bettina selbst hat ihrem Verkehr in dem drei Jahre nach

Goethes Tod erschienenen vielgelesenen Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ (Univ.-Bibl. Nr. 2691 bis 2695a) ein Denkmal gesetzt, dessen Wert durch die Tatsache, daß es sich hierbei um eine freie Bearbeitung der Briefe handelt, kaum beeinträchtigt wird. Ein wunderliches Schauspiel: die beweglichste und begabteste Gestalt der romantischen Zeit tändelt mit dem kühl-gemessenen, klassisch-strengen Olympier. Es war das erstemal, daß mit der Person des Dichters ein Kult getrieben, daß Goethe, dem Menschen, nahezu göttliche Verehrung gezollt wurde, wennschon Bettinas Briefe selbst nach Inhalt und Ausdruck keineswegs vom Vorwurf einer gewissen Launenhaftigkeit und Anmaßung freizusprechen sind.

In Karlsbad, wo ihn vor allem die Gesteinkunde wieder lebhaft beschäftigte, machte Goethe diesmal eine neue Bekanntschaft von dauernder Bedeutung, die des französischen Diplomaten Grafen Reinhard, in dem er einen treuen Freund und begeisterten Verfechter seiner naturwissenschaftlichen Ansichten gewann. Herbe Schicksalsschläge hatten Reinhards Gesundheit untergraben und ihn zu einer Erholungsreise nach Karlsbad veranlaßt, wo er sich um so mehr an Goethe anschloß, „als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblick so vielen Menschen wehe tat, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte“. Nach seiner Rückkehr aus dem Bade wurde Goethe mit einem Ständchen überrascht, das ihm die musikalischen Mitglieder seiner Theatertruppe darbrachten. Dieses an sich geringfügige Ereignis erhöhte bei unserm Dichter die Freude an der Musik, die von nun an eine bevorzugte Stelle in seinen künstlerischen Neigungen einnahm. Was Zelter für Berlin zuwege brachte, tat Goethe jetzt für das kleine Weimar: er gründete einen „Singverein“ oder, wie er ihn häufig zu nennen pflegte, eine „freiwillige Hauskapelle“. Viele seiner Gelegenheits- und Gesellschaftslieder verdanken diesen musikalischen Bestrebungen ihre Entstehung. Und seltsam! Mit den Jungen wurde der

alternde Dichter wieder jung, so jung, daß eine neue Liebe sein Herz gefangen nahm, der Herman Grimm allerdings wohl nicht mit Unrecht die von den meisten Biographen angenommene glühende Leidenschaft abgesprochen hat. Im Hause des Goethe längst befreundeten Buchhändlers Frommann zu Jena trat dem Dichter dessen zur reizenden Jungfrau herangeblühte Pflegetochter Minna Herzlieb entgegen, ein zartes, elfenhaftes Mädchen mit träumerischen dunklen Augen. Ihr schwacher Körper verriet schon die ersten Anzeichen eines Leidens, das später in unheilbaren Wahnsinn ausarten sollte, von dem ihr erst im Jahre 1855 der Tod Erlösung brachte. Im Frommannschen Freundeskreise, dem auch der sonderbare Schwärmer Zacharias Werner, der Verfasser der bekannten Schauspiele „Der 24. Februar" (Univ.-Bibl. Nr. 107) und „Martin Luther" (Univ.-Bibl. Nr. 210) eine Zeitlang angehörte, begeisterte man sich damals gerade an Petrarcas Sonetten, was Goethe veranlaßte, sich auch einmal in dieser einst von ihm durchaus verworfenen Kunstform zu versuchen. Minna Herzlieb wurde seine Laura, der er allerdings später in der Gestalt der reizenden Ottilie seiner „Wahlverwandtschaften" ein würdigeres Denkmal setzen sollte, als in den etwas schwächlichen und keineswegs formvollendeten Sonetten jener ersten Zeit ihrer Bekanntschaft.

Auch in der Titelheldin der „Pandora" oder, wie das nur Bruchstück gebliebene Festspiel ursprünglich hieß: „Pandoras Wiederkunft", will man Züge von Minna Herzlieb erkannt haben. Dieses Stück, das wohl das am schwersten verständliche Werk des Dichters sein dürfte, hat seit seinem Erscheinen die widersprechendsten Deutungsversuche erfahren. Nicht alle Leser waren so aufrichtig wie Frau von Stein, die offen eingestand, daß sie nur einzelne Teile genießbar gefunden hätte. Unter den neueren Erklärern der „Pandora" dürfte Wilamowitz-Möllendorff Goethes Absicht am meisten gerecht werden, wenn er sagt: „Auch für ihn macht 1806 Epoche. In

den beiden Vorspielen, dem für das Weimarer Theater und Pandoras Wiederkunft, hat er, noch in den alten Formen dichtend, das neue Leben, das nach dem Zusammenbruche und der Rückkehr des Friedens beginnen sollte, einleiten wollen ... Pandora weist auf die Arbeit an den Gütern, die nicht verloren sind, weil sie unverlierbar sind. Freilich rascher und lauter schlägt unser Herz den Männern der Tat entgegen, die die Bande abzuschütteln, die Ketten zu brechen, die Freiheit mit dem Blute zu erkaufen sich rüsteten. Aber nur unbillige Kurzsichtigkeit kann das von dem sechzigjährigen Weisen verlangen. Er bewies sich auch hier als der Lehrer seines Volkes, indem er den Verlust menschlich und männlich übernahm und den Weg in Regionen wies, wo das Gegenwärtige, Momentane, Räumlichbeschränkte verblaßt und verschwindet vor dem Ewigen. Das Priestertum von Kunst und Wissenschaft gehört nur äußerlich in ein Reich, das ein Napoleon zerschlagen und ein Franz aufgeben kann ... In einem zertrümmerten Staate, von dem er sich mit bewußtem Widerwillen abwandte, hat einst Platon seine Akademie gegründet, auch ein Reich, das nicht von dieser Welt war. In die Trümmer des Deutschen Reiches führt Goethe die Lade Pandoras herab ... Sie birgt Kunst und Wissenschaft." Pandora ist gleichsam eine Verkörperung des Göttlichen, die zu den Menschen hinabsteigt und je nach ihrem Wesen verschieden aufgenommen wird. Prometheus, der Vertreter des tätigen menschlichen Strebens — der Held jenes Goetheschen Stückes vom Jahre 1774 — weist sie von sich, sein Bruder Epimetheus, der Vertreter des ziellos schweifenden Denkens, nimmt sie auf. In Anbetracht der Form gehört das Bruchstück zu den herrlichsten Arbeiten des Dichters.

In das Jahr 1807 fällt auch der Anfang von „Wilhelm Meisters Wanderjahren", eines Romanes oder richtiger eines Kranzes von locker verbundenen Novellen und novellistisch gehaltenen, mit epischer Breite erzählten Begebenheiten, der als Fortsetzung der „Lehrjahre" ge-

dacht war, aber erst wesentlich später seinen Abschluß fand. Der Plan zu einem neuen Werke, dem nach mancherlei Richtungen hin so bedeutenden Romane „Die Wahlverwandtschaften", begann Goethe jetzt stärker als alles andere zu beschäftigen und heischte gebieterisch die schnelle Ausführung, die dem Buche den Stempel der einheitlichen Fassung so deutlich erkennbar aufgedrückt hat. Es ist bezeichnend, daß die Arbeit an diesem Romane gerade in eine Zeit fällt, wo sich der Dichter lebhafter als je mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte. So sind denn die „Wahlverwandtschaften" wie kein zweites von Goethes Werken mit naturwissenschaftlichem Geiste getränkt, sie sind ein neuer kühner Versuch, die Einheitlichkeit der Schöpfung in ihren letzten Folgen darzustellen und zu beweisen. Wir werden später sehen, wie der Dichter zu Werke geht, um die Gültigkeit eines chemischen Gesetzes auch für die leibliche und geistige Entwicklung des Menschen darzutun.

Karlsbad, wohin sich Goethe, kurz nachdem sein Sohn August zur Universität Heidelberg abgegangen war, im Mai 1808 wiederum begab, scheint wesentliche Bestandteile zu dem Romane beigesteuert zu haben. Das vielbesuchte Weltbad mit seinem etwas leichtfertigen Leben war für Einzelheiten und Vorbilder die beste Fundgrube. Aber der Dichter tauchte längst nicht mehr, wie in früheren Jahren, in dieser heiteren Geselligkeit unter, haushälterisch benutzte er die Zeit zu gesteinkundlichen Ausflügen, zeichnerischen Übungen und zur letzten Ausgestaltung seiner „Farbenlehre". Bekannten aus vergangenen Tagen vermochte er sich freilich nicht völlig zu entziehen; wir sehen ihn diesmal in gelegentlichem Verkehre mit der Herzogin von Kurland, ihrer Schwester Frau von der Recke und dem Maler Bury römischen Angedenkens. Von neuen Bekanntschaften verdient der Dichter Tiedge hervorgehoben zu werden, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und vielfach als der geistige Erbe Schillers angesehen wurde.

Bei seiner Rückkehr aus Karlsbad – für die Weimarer Freunde stets ein Fest – traf Goethe die niederschmetternde Nachricht vom Tode der Mutter, die am 13. September mit christlichem Gottvertrauen und antiker Heiterkeit gestorben war. Unter den Laubgewinden seines festlich geschmückten Hauses machte man ihm von dem Geschehenen Mitteilung. „Er war ganz hin," berichtet sein Schwager Vulpius an August nach Heidelberg.

Wie immer trug er auch diesen Verlust ohne laute Klage; die Betrachtung einer Sammlung von Abgüssen griechischer Münzen und einer Mappe Lithographien nach Dürerschen Handzeichnungen half ihm über die schlimmsten Tage hinweg. Die Versenkung in die unvergängliche Schönheit war sein stets bewährtes Mittel gegen seelische Leiden. Der Strudel der Weltereignisse riß ihn bald aus seiner ernsten Beschaulichkeit empor. Am 29. September berief ihn der Herzog nach Erfurt, wo Napoleon über die Fürsten Europas Revue abhielt. Unter Kaisern und Königen durfte der Herrscher nicht fehlen, dessen Reich nicht von dieser Welt war. Am 2. Oktober um 11 Uhr vormittags wurde Goethe zum Kaiser Napoleon gerufen. Der Imperator, dem jede Minute kostbar war, empfing ihn in Gegenwart von Talleyrand und Daru am Frühstückstisch. Er maß den Eintretenden mit einem langen Blicke, ehe er die denkwürdigen Worte: „Vous êtes un homme!" an ihn richtete. Sodann fragte er, ob Goethe Trauerspiele gedichtet habe. Jetzt nahm Daru das Wort, ein großer Freund und Kenner der Literatur und als Herausgeber des Horaz von anerkannter Bedeutung. Er berichtete dem Kaiser über Goethes literarische Tätigkeit mit gönnerhaftem Wohlwollen und vergaß nicht hervorzuheben, daß er auch Voltaires „Mahomet" ins Deutsche übertragen habe. Diese Bemerkung brachte die Unterhaltung in Fluß; Napoleon, ein scharfer Kritiker des französischen Dramas, wies dem Dichter die Fehler des Voltaireschen Stückes mit überraschendem Scharfsinn nach. Von Goethes Werken hatte er nur den „Werther"

gelesen, bei dem er jenen Fehler rügte, dessen schon im dritten Abschnitte gedacht worden ist. Am 6. Oktober, bei Gelegenheit eines dem Kaiser zu Ehren in Weimar veranstalteten Festes, stand Goethe zum zweitenmal Napoleon gegenüber, diesmal zusammen mit Wieland. Der Kaiser lud ihn ein, nach Paris zu kommen, und empfahl ihm den Tod Cäsars als würdigen dramatischen Vorwurf, und zwar in derselben Auffassung des Stoffes, die Goethe einst selbst dem in Straßburg geplanten Drama zu geben beabsichtigt hatte. Der geistig hochstehende Mensch, der im Kampfe mit der blöden Menge unterliegt — das war ein Gegenstand, der den beiden größten Geistern ihrer Zeit vor allen anderen bearbeitenswert erscheinen mußte. Wenige Tage später wurde den Dichtern der Orden der Ehrenlegion verliehen, eine Auszeichnung, die Goethe wie alle Anerkennungen ähnlicher Art mit Freude, aber ohne ihren Wert zu überschätzen, aufnahm. Leider brachten ihm die letzten Monate des an Ereignissen so reichen Jahres noch allerlei Unliebsames in der Theaterleitung. Die schöne und talentvolle Karoline Jagemann, die einflußreiche Freundin des Herzogs, der sie im folgenden Jahre zu einer Frau von Heygendorff erhob, benutzte ihre Ausnahmestellung, um hinter Goethes Rücken selbständig in die Theaterangelegenheiten einzugreifen, Rollenbesetzungen nach ihrem Willen durchzusetzen und gegen andere Mitglieder der Bühne Ränke zu spinnen. Als am 5. November die Aufführung einer Oper wegen Erkrankung eines Tenoristen auszufallen drohte, erzwang sie mit Übergehung Goethes die Bestrafung und Entlassung des Sängers. Der Dichter, der als Intendant die volle Verantwortung trug, verlangte natürlich auch das ihm zukommende Maß von Selbständigkeit und setzte alles daran, seine unumschränkte Macht zu wahren. Nach lebhaftem, zum Teil in scharfen Worten gehaltenem Meinungsaustausche mit dem Herzoge, bei dem dieser unter anderem äußerte, er wolle mit Goethe nur zu schaffen haben, „wenn er sich in ein vernünftiges, natürliches und

den hergebrachten Dienstgewohnheiten anpassendes Arrangement" fügen wolle, legte ihm Karl August den Entwurf einer neuen Theaterordnung vor, die seine Rechte als Intendant so sehr beschränkte, daß er um seine Entlassung bat. Die Freunde legten sich ins Mittel, um so eifriger, als schon ein Teil der deutschen Tagespresse die Angelegenheit besprach und für den Dichter Partei ergriff. Goethe rückte mit einem Gegenentwurf heraus, von dessen Annahme er sein Bleiben abhängig machte. Die Sache spitzte sich immer mehr zu; da geschah etwas Unerwartetes: die kluge Herzogin Louise trat als Vermittlerin zwischen ihren Gemahl und dessen alten Freund. Man machte Goethe die weitesten Zugeständnisse, und so erklärte er sich endlich bereit, die Direktion weiterzuführen. Daß die Angelegenheit nur vorläufig beigelegt, keineswegs aber aus der Welt geschafft war, werden wir später sehen.

Reicher als das vorhergehende und „schöner Resultate wegen lieb und teuer" war für Goethe das Jahr 1809. Noch einmal schien dem alternden Dichter die Arbeitslust und -kraft der Jugend wiedergegeben zu sein. Mit unermüdlichem Eifer nahm er seine auf das Gemeinwohl gerichtete Tätigkeit wieder auf, widmete den Anstalten der Universität Jena wie der Neueinrichtung der herzoglichen Bibliothek zu Weimar die gleiche Sorgfalt und wandte dem Theater, das „nach überstandenen leichten Stürmen ruhig seinen Gang ging," erneute Aufmerksamkeit zu. Daneben beschäftigte ihn das Studium der nordischen Literaturen und Sprachaltertümer; ein zweiter Wiederentdecker der „Nibelungen", las er diese Dichtung in der Mittwochsgesellschaft vor, indem er die Verse sogleich aus der Ursprache ins Neuhochdeutsche übertrug und so gleichsam aus dem Stegreife nachdichtete. Wie in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar suchte er auch jetzt wieder die Geselligkeit zu beleben und zu veredeln: jedes freudige Ereignis bei Hofe wurde von nun an durch stilvoll ausgeführte „Maskenzüge" verherrlicht, zu denen Goethe die Texte selbst dichtete.

Auch selbständige Gedichte entstanden jetzt wieder zahlreicher, unter ihnen die Ballade „Johanna Sebus", ein Seitenstück zu Bürgers „Lied vom braven Mann". Das Hauptergebnis des Jahres 1809 war der Abschluß der „Wahlverwandtschaften". Von diesem Romane hat der Dichter gesagt, „es sei kein Strich darin, den er nicht selbst erlebt hätte, freilich auch keiner so, wie er erlebt worden". Der Plan zu dieser Arbeit scheint schon im Jahre 1807 entworfen zu sein. Ursprünglich beabsichtigte Goethe, den Gegenstand zu einer kleinen Novelle zu benutzen, an Umfang und Ausführung denen ähnlich, die er in den „Wanderjahren" später vereinigte, aber „der Stoff war allzu bedeutend und zu tief in ihm gewurzelt, als daß er ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können". Während des Karlsbader Aufenthaltes in den Jahren 1808 und 1809 dürfte er den größten Teil des Romans niedergeschrieben haben; als den Tag der Vollendung bezeichnet er selbst den 3. Oktober 1809.

Wie schon bemerkt, macht der Dichter in diesem Werke den Versuch, die Beziehungen der Menschen zueinander als unabhängig von ihrem Willen darzustellen und auf ein, den Chemikern längst bekanntes Naturgesetz zurückzuführen. Wie in der Natur gewisse Stoffe eine innige Verbindung miteinander einzugehen suchen und zu diesem Zwecke die ihnen aufgezwungene Vereinigung mit anderen Stoffen lösen, so folgen auch die Menschen, allen menschlichen Satzungen und Vernunftgründen zum Trotz, gewissen natürlichen Trieben, um die Ziele zu erreichen, die ihnen die Natur bestimmt hat.

Baron Eduard und seine Jugendgeliebte Charlotte haben sich, er als Witwer, sie als Witwe, in vorgerückteren Jahren geheiratet und leben, ohne sich gerade glühend zu lieben, in einer behaglichen, durch keine Sorgen getrübten Ehe auf ihrer ländlichen Besitzung, deren Verwaltung und Verschönerung ihre Tage ausfüllt. Dieses mehr auf Freundschaft beruhende Verhältnis erfährt eine Trübung, sobald Eduards Freund, der Hauptmann, und

bald nach ihm Charlottens zarte Pflegetochter Ottilie im Schlosse einziehen. Die „Wahlverwandtschaft" der zueinander gehörenden Naturen macht sich geltend: Eduard empfindet Liebe für Ottilie, Charlotte für den Hauptmann. Die wechselseitigen Neigungen wachsen bei allen vier Menschen von Tag zu Tag und verraten sich bei jeder Gelegenheit. Namentlich ist es Eduard, der aus seinen Gefühlen für Ottilie kein Hehl macht und sie mit Aufmerksamkeiten überschüttet. Zarter und zurückhaltender ist der Hauptmann, er ist auch der erste unter den vieren, der sich zur Entsagung entschließt. Eduard will sich, um Ottilie heiraten zu können, von Charlotte scheiden lassen, diese aber weigert sich, in die Trennung ihrer Ehe einzuwilligen, da sie ein Kind erwartet, das, wie sie glaubt, ihren Bund mit Eduard aufs neue festigen werde. Eduard entfernt sich, nachdem er Charlotte die Weisung gegeben, das Mädchen um jeden Preis bei sich zu behalten, verzweiflungsvoll aus dem Schlosse und zieht in den Krieg. Das Kind wird geboren – aber es hat Ottiliens schwarze Augen und die Züge des Hauptmanns, ist also die unverkennbare Frucht eines doppelten geistigen Ehebruchs. Ottiliens stille Hoffnung auf die Scheidung der Gatten erlischt; Charlotte erwartet, daß Eduard, der aus dem Felde zurückgekehrt ist und ein Landgut in der Nähe des Schlosses bewohnt, sich ihr wieder zuwenden werde. Eduards Liebe zu Ottilie wächst jedoch mit dem Widerstande, dem seine Absichten bei Charlotte begegnen. Ottilie widmet sich ganz dem Kinde; bei einer Kahnfahrt auf dem Teich ertrinkt es durch ihre Unvorsichtigkeit. Sie sieht in diesem unglücklichen Zufall einen Wink des Himmels, dem geliebten Manne zu entsagen. Charlotte, die mit dem Kind auch das Band verloren hat, das sie mit dem Gatten verknüpfte, gibt jetzt ihre Zustimmung zur Scheidung. Aber Ottilie weigert sich, Eduards Weib zu werden und gibt sich, um allen Versuchen zu widerstehen, nach einem von Eduard vereitelten Fluchtversuche selbst den Tod, indem sie sich der Speise

und des Trankes enthält. Durch diese Sühne wird sie gleichsam zu einer Heiligen. Eduard versucht, das der Sterbenden abgelegte Versprechen zu erfüllen und weiterzuleben, aber die Sehnsucht nach der Abgeschiedenen zieht auch ihn in das Grab. Ein Gruftgewölbe vereinigt endlich die im Leben Getrennten.

Nach Entwurf und Ausführung steht der Roman in unserer gesamten Literatur unerreicht da; die Handlung entwickelt sich klar und mit zwingender Notwendigkeit. Kein überflüssiges Einschiebsel hemmt den gleichmäßig ablaufenden Faden der Erzählung, und auch die Nebenfiguren treten nur da auf, wo sie die Vermittlung zu übernehmen haben oder durch innere Gegensätze mit den Hauptpersonen diese deutlicher hervortreten lassen sollen. Sogar die Einheit des Ortes ist gewahrt; „Die Wahlverwandtschaften", bemerkt Richard M. Meyer treffend, „spielen auf dem sorgfältig präparierten Boden eines Parks, der für Stimmung und Schicksal der Beteiligten sozusagen zum Reagenzpapier wird". Die Örtlichkeit ist infolgedessen auch mit einer Deutlichkeit geschildert, daß man sich versucht fühlt, die Gegend zu ermitteln, die Goethe bei seiner Arbeit vor Augen gestanden hat. Man will den Schauplatz der „Wahlverwandtschaften" sowohl in dem Schlosse Wilhelmstal bei Eisenach als in der Gontard-Passavantschen Besitzung Ziegenberg bei Friedberg erkennen. Vielleicht hat der Dichter von beiden Stätten Einzelheiten benutzt, wie er auch an der gärtnerischen Anlage und Ausschmückung beider tätigen Anteil genommen hat.

Wichtiger ist die Frage nach den Urbildern der Personen des Romans. Nach Herman Grimms Ansicht hat zu Eduard und Charlotte das Steinsche Ehepaar Modell gestanden; der Dichter würde also Ottilie die Rolle zugewiesen haben, die er in der ersten Zeit seines Weimarer Aufenthaltes im Steinschen Hause selbst spielte. Damit ist natürlich keineswegs ausgeschlossen, daß er einzelne Züge zu Charlottens Bilde wie zu denen des

Hauptmanns und einiger Nebenfiguren Karlsbader Badebekanntschaften entlehnt hat, wie dies Riemer berichtet. In Ottilie läßt sich unschwer Minna Herzlieb erkennen; sie ist dasselbe zarte, träumerische und geistig über ihre Jahre hinaus entwickelte Wesen wie jene.

Die „Wahlverwandtschaften" sind das erste Werk Goethes, das die bezeichnenden Eigenschaften des alternden Dichters verrät. Über alles breitet sich ein Schimmer jener ruhigen Abgeklärtheit, die sein eigenes Wesen erfüllte. Der Stoff reißt ihn jetzt nicht mehr mit unwiderstehlicher Gewalt fort, wie einst bei „Werthers Leiden"; keine überreiche bunte Folge wechselnder Bilder stellt sich mehr ein, wie bei „Wilhelm Meisters Lehrjahren": mit überlegener Gelassenheit steht der Künstler jetzt über seinem Stoff, den er nach den Gesetzen höchster Kunst und milder Schönheit formt. Alles muß sich diesen Gesetzen unterordnen, das Heitere wie das Tragische, Personen wie Dinge. Künstlerisch vollendet ist der Aufbau des Ganzen wie die Durchführung des Einzelnen. Überall tritt auch das Malerische in den Vordergrund: die schöne Landschaft wird mit großer Liebe gezeichnet, die Personen mit einer Sorgfalt angeordnet, wie sie sonst nur der dramatische Dichter kennt, der in seiner Phantasie das Bühnenbild jedes Auftritts erstehen läßt. Nicht umsonst ist in dem Romane so oft von schönen Aussichten und Durchblicken die Rede, nicht umsonst so oft von Gemälden, nicht umsonst endlich werden in der Gesellschaft nach Werken bekannter Meister lebende Bilder gestellt! Die Freude am künstlerischen Schauen und Genießen, die schon der Jüngling Goethe empfand, und die bei dem Manne im Drange der Arbeit zurücktrat, war dem Greise wiedergegeben.

Seltsamerweise fanden die „Wahlverwandtschaften" in Goethes Freundeskreise nur sehr wenig Verständnis. Wieland und Knebel hatten nur Worte des Tadels dafür, ein Beweis, wie fremd jene Zeit noch dem naturwissenschaftlichen Grundgedanken des Romans gegenüberstand.

Auch heute hat das Werk noch nicht überall die gebührende Anerkennung gefunden, woran freilich die maßlosen Angriffe gewisser „frommen" Leute schuld sein mögen, die in völliger Verkennung der Absichten des Dichters dem Buch eine unsittliche Tendenz zum Vorwurfe gemacht haben.

Die Teilnahmlosigkeit des Publikums dem Romane gegenüber beunruhigte Goethe nicht sonderlich; war er doch schon gewohnt, daß gerade seine besten poetischen Gaben auf steinigen Boden fielen. Weit schmerzlicher war ihm die fast allgemeine Ablehnung der „Farbenlehre", die er nach nahezu zwanzigjähriger Arbeit endlich vollendet hatte und im Frühling 1810 fertig gedruckt vor sich sah. „Die bisher getragene Last war so groß," schreibt er selbst, „daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert und tat wohl. Einer so vollkommenen Unteilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig . . ." In Karlsbad freute er sich wieder am Verkehre mit alten Freunden; diesmal waren es Körner, Zelter und Fr. A. Wolf. Immer mehr wurde der Dichter zum Mittelpunkte der bunt zusammengewürfelten Badegesellschaft; man reiste nach Karlsbad, um ihn zu sehen und, wenn möglich, zu sprechen. Bei der Ankunft der Kaiserin von Österreich beauftragte ihn die Karlsbader Bürgerschaft mit der Abfassung der Festgedichte, eine Aufgabe, der er sich auch zwei Jahre später beim gleichen Anlaß und bei der Anwesenheit der Kaiserin der Franzosen unterzog. Bei einem kurzen Aufenthalt im nahen Teplitz machte er die Bekanntschaft von Napoleons unbedeutendem Bruder Ludwig, den der Imperator zum Könige von Holland erhoben hatte.

Nach Goethes Rückkehr traten wieder künstlerische und kunstgeschichtliche Bestrebungen in den Vordergrund. Das Brüderpaar Boisserée sandte ihm seine Zeichnungen

und Entwürfe zum Weiterbau des Kölner Domes. „Gern rief ich die Gefühle jener Tage zurück," so bekennt er in den „Annalen", „als der Straßburger Münster mir Bewunderung abnötigte und mich zu seltsamen, aber tief empfundenen enthusiastischen Äußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener älteren besonderen Baukunst abermals ernstlich und gründlich aufgeregt, und dieser wichtige Gegenstand von den weimarischen Kunstfreunden teilnehmend in Betracht gezogen."

Goethes Anteil an der Wiederbelebung der Gotik war jedoch zunächst nur abwartender Natur. Erst mehrere Jahre später bot ihm die ausführliche Besprechung der Boisserées chen Entwürfe Gelegenheit, sich öffentlich zu diesen Bestrebungen zu bekennen. Dagegen brachte das Jahr 1810 noch den Abschluß einer ins kunstgeschichtliche Fach schlagenden Arbeit über den Maler Philipp Hackert, der bei seinem am 28. April 1807 erfolgten Tod alle von ihm hinterlassenen Papiere zu seiner Lebensgeschichte durch letztwillige Verfügung Goethe vermacht hatte, woraus diesem die Pflicht erwuchs, dem alten Freund ein biographisches Denkmal zu errichten. Die Sichtung und Durchfeilung der vielen Blätter und Blättchen mag keine leichte Arbeit gewesen sein. Es gewinnt den Anschein, als sei dem Herausgeber der Papiere Hackert der Mensch merkwürdiger gewesen als Hackert der Künstler, wie er denn auch die kritische Würdigung Hackertscher Gemälde seinem künstlerischen Beirate Heinrich Meyer überließ. Gegen die beiden anderen kunstgeschichtlich-biographischen Werke Goethes, „Cellini" und „Winckelmann", tritt „Hackert" schon wegen des unbedeutenderen Gegenstandes weit zurück. Weder die Person des Künstlers noch das liederliche Leben am neapolitanischen Hofe, das den Hintergrund der Darstellung bildet, vermag uns heute noch zu fesseln.

Ein Gutes hatte die Arbeit an diesem Buche aber doch: sie war die erste Veranlassung, daß Goethe dem Plane zu einer Darstellung seines eigenen Lebens näher-

trat. „Ich hatte Ursache," sagt er in den „Annalen" von 1811, „mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen andern tue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühste Lebensgeschichte."

So entstand das Meisterwerk seines Alters, die herrliche Perle deutscher Prosa: „Dichtung und Wahrheit". Ursprünglich war es Goethes Absicht, nur eine verbindende Erläuterung zu seinen Werken zu schreiben, eine Art nach der Zeit geordneter Entstehungsgeschichte all der Einzelarbeiten, die in den Gesamtausgaben seiner Schriften nach anderen Grundsätzen zusammengestellt sind. Vor allem wollte er auch von den unausgeführt gebliebenen Entwürfen Rechenschaft ablegen und so eine Übersicht seiner ganzen Lebensarbeit und aller seiner Bestrebungen bieten. Daß man diese Absicht sogleich verstand, beweisen viele Urteile der Zeitgenossen. So schrieb schon der Philologe Fr. Chr. W. Jacobs nach dem Lesen des ersten Teiles über das Buch: „Es ist mir ein historischer Kommentar zu seinen [Goethes] Werken, die sich aus diesem ersten Bande besser erklären, und gleichsam ein Portefeuille von Studien und Skizzen eines geliebten Meisters, dessen vollendeteren Bildungen man doch gern bis zu ihren ersten Elementen nachspüren mag." Aber für uns Nachgeborene bedeutet „Dichtung und Wahrheit" mehr: es ist die letzte klassische Darstellung einer mit der französischen Revolution abgeschlossenen Zeitspanne, ein Stück deutscher Sittengeschichte in so bestimmten Linien und glänzenden Farben gemalt, daß wir es selbst zu durchleben meinen. Der Wert des Buches liegt ebensosehr in der mit großen Zügen gezeichneten wahrhaft gewaltigen Darstellung der geschichtlichen Ereignisse wie in der reizvollen Kleinmalerei des rein Persönlichen. Ein Kaiser Joseph II. ist mit derselben Liebe geschildert wie irgendein dem Dichter nahegetretener, an sich unbedeutender Mensch. Weil Goethe die Geschichte seiner Jugend in vorgerückten Jahren und mit dem Bewußtsein, daß er der Nachwelt eine Gabe

biete, schrieb, hat er den Fehler der meisten Verfasser von Lebenserinnerungen, Einzelheiten als bekannt vorauszusetzen, glücklich vermieden. Bewundernswert ist die künstlerische Anordnung des Stoffes, die bei der wünschenswerten zeitlichen Entwicklung des Ganzen doch überall die höheren Absichten des Verfassers erkennen läßt. Mit erstaunlicher Sachlichkeit hat Goethe sich selbst gezeichnet; wir sehen, wie er sich unter veränderten Verhältnissen selbst ändert; Goethe in Leipzig ist schon ein anderer als Goethe in Frankfurt, Goethe in Wetzlar ein anderer als Goethe in Straßburg. Trotz aller Bescheidenheit weiß er sich doch selbst stets im Mittelpunkt unseres Anteils zu erhalten; auch inmitten der glänzenden Krönungsfestlichkeiten verlieren wir den verliebten Knaben Wolfgang nicht aus dem Auge.

Bei aller Pracht des Stiles und der Darstellung lassen sich in diesem Werke nennenswerte geschichtliche Unrichtigkeiten nicht nachweisen. Der Titel „Dichtung und Wahrheit", den Goethe wählte, um die strengere Kritik von vornherein zu entwaffnen, hat sich also als überflüssige Vorsichtsmaßregel erwiesen. Ein Gedächtnis von beneidenswerter Treue kam ihm bei dieser Arbeit zustatten; wo ihm Einzelheiten fehlten, wandte er sich um Auskunft an Jugendgenossen, wie Jacobi, Klinger und Knebel oder an Bettina Brentano, die alle Berichte aus dem Munde der Frau Rat in liebevollem Herzen bewahrt hatte. Mit Maß und Auswahl benutzte er auch die historischen Quellen zur Geschichte des von ihm behandelten Zeitabschnitts; sie lieferten ihm vor allem die Daten, die seiner Erinnerung entschwunden waren. Endlich entnahm er manches Wesentliche den Tagebüchern und Briefen aus jener Zeit, soweit sie noch in seinem Besitze waren oder von Bekannten, wie z. B. Frau von Stein, hergeliehen wurden.

Die ersten drei Teile sind gleichsam aus einem Gusse geschrieben; sie entstanden in den Jahren 1810—12 und erschienen in kurzen Zwischenräumen sogleich nach ihrer Vollendung. Die Arbeit am vierten und letzten schob

Goethe mit Rücksicht auf die noch lebenden Personen, namentlich auf Frau von Türckheim (Lilli), immer weiter hinaus. Erst im Jahre 1831 gelangte dieser Abschnitt zum Abschluß, wanderte jedoch erst nach dem Tode des Dichters in die Druckerei. Er verrät inhaltlich wie stilistisch überall die häufig unterbrochene Tätigkeit des Verfassers und läßt vielfach in der Personendarstellung die Schärfe und Deutlichkeit vermissen, die uns an den drei ersten Teilen so entzückt. Daß Goethe endlich von der Weiterführung seiner Arbeit absah und sich auf die Schilderung seiner mit dem Eintritt in Weimar abgeschlossenen eigentlichen Entwicklungszeit beschränkte, bedarf wohl keiner besonderen Erklärung. Lebten doch noch die meisten derer, die auf die Gestaltung seines Lebens am herzoglichen Hofe von Einfluß gewesen waren.

Überall, vor allem auch im Kreise der Romantiker, sah man den Selbstbekenntnissen des Dichters mit Spannung entgegen, überall wurde das Buch mit heller Begeisterung aufgenommen. Natürlich fehlte es auch nicht an Nörglern, die Goethe vorwarfen, er habe sich bei geringfügigen Dingen zu lange aufgehalten, oder ihm seine Offenherzigkeit in Liebesangelegenheiten verdachten, was namentlich im prüden England geradezu Mode wurde.

Am 3. Mai 1811 traf Sulpiz Boisserée in Weimar ein, um den Meister ganz für die Romantik, oder richtiger für die romantische Richtung in der bildenden Kunst, zu gewinnen. Außer Abbildungen zur Geschichte der gotischen Baukunst brachte er auch die Umrißzeichnungen des damals achtundzwanzigjährigen Peter von Cornelius zu Goethes „Faust" und den „Nibelungen" mit. Goethe blieb diesen Werken gegenüber zuerst durchaus kühl, aber schon nach wenigen Tagen konnte Boisserée an seinen Bruder schreiben: „Mit dem alten Herrn geht mir's ganz vortrefflich; bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm." Der Einladung des jungen Freundes, im Som-

mer an den Rhein zu kommen, leistete er allerdings weder 1811 noch in den beiden nächsten Jahren Folge. Erstens mochte er nicht auf die gewohnte Kur in den böhmischen Bädern verzichten, die ihm schon wegen der vielen Bekanntschaften, zu denen sich dort Gelegenheit bot, liebgeworden waren — 1812 war er z. B. mit Beethoven zusammengetroffen —, sodann aber ließ die Arbeit an seiner Lebensbeschreibung und die Beschäftigung mit fremden Literaturen, die in der Übertragung von Volksliedern aus dem Finnischen und Sizilianischen gipfelte, keine tiefere Teilnahme an den neuen Kunstbestrebungen aufkommen.

Die Weltliteratur im weitesten Sinne des Wortes war jetzt der Jungbrunnen geworden, aus dem sich der alternde Dichter neue Kraft und Anregung schöpfte.

So fand ihn das stürmisch bewegte Jahr 1813 — Wielands Todesjahr — beim eifrigen Studium der Hammer-Purgstallschen Übersetzung des persischen Dichters Hafis, wozu sich schließlich noch die eingehende Beschäftigung mit chinesischer Geschichte gesellte. Das Morgenland, von dem der Knabe und Jüngling über den alttestamentlichen Büchern geträumt, lockte auch den Greis wieder in seinen Zaubergarten!

Schon im Frühling des denkwürdigen Jahres war er nach Teplitz gereist, um dem herannahenden Kriegsgetümmel zu entgehen. Während ihn dort die großen Vaterlandsfreunde Freiherr vom Stein und Ernst Moritz Arndt zu ihrer Auffassung der Verhältnisse zu bekehren suchten, durchzogen in stetem Wechsel preußische, russische und französische Truppen das sonst so still gewordene Weimar. Wie früher, so zweifelte Goethe auch jetzt am Erfolge der deutschen Waffen, wie er auch dem deutschen Volke, „das so achtbar im einzelnen, so miserabel im ganzen ist", nicht zutraute, daß es von der endlich errungenen Freiheit den rechten Gebrauch zu machen wisse.

Als vor den Toren Leipzigs die Völkerschlacht tobte, schrieb er „der Schauspielerin Wolff zuliebe und um ihre

fatale Rolle noch einigermaßen glänzend zu machen", den Epilog zu dem nach dem Englischen des Banks von J. G. Dyk bearbeiteten Trauerspiele „Graf Essex", worin die von ihm selbst später „prophetisch" genannten Verse vorkommen:

„Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Abergläubische werden keine zu unterschätzende Vorbedeutung darin sehen, daß, kurz nachdem er diese Worte zu Papier gebracht hatte, das Bild des besiegten Kaisers in Goethes Zimmer von der Wand fiel. Mit dem Siege der Verbündeten bei Leipzig war der Krieg noch keineswegs beendet. Die Verfolgung des geschlagenen Feindes bis in das Herz Frankreichs zog sich bis zum Frühling des nächsten Jahres hin. Eine politische Umgestaltung Europas stand bevor. Aber während aller Augen sich nach dem Rheine wandten, wo die Würfel der letzten Entscheidung fielen, wandelte Goethe im Geist unter den Palmen und Zypressen des Orients. Er hatte den Weg in diese Fernen nicht selbst gefunden; auch hier waren ihm die Romantiker vorangeschritten, die von der geheimnisvoll-poetischen Weisheit des Morgenlandes das Heil erhofften, das Goethes Jugendgenossen bei der vielbeneideten Einfalt der Naturvölker zu finden geglaubt hatten. Aber Goethe beschränkte sich nicht wie jene darauf, Dichtungen morgenländischen Ursprungs nachzudichten oder, wie z. B. Tieck, die Gestalten neuzeitlich ersonnener Geschichten mit arabischen Gewändern locker zu umkleiden, er ging einen Schritt weiter und versetzte sich förmlich in die Lage seines Vorbildes Hafis, der unter der Herrschaft des grausamen Timur, eines asiatischen Bonaparte, mit heiterer Gelassenheit seine Lieder gesungen hatte. So dichtete Goethe, in der Hauptsache während der Jahre 1814 und 1815, sein orientalisches oder orientalisierendes Liederbuch, den „Westöstlichen Diwan" oder, wie der Titel ursprünglich lautete, den „Östlichen Diwan vom westlichen Verfasser". „Diwan" bedeutet im Persischen

bald nach ihm Charlottens zarte Pflegetochter Ottilie im Schlosse einziehen. Die „Wahlverwandtschaft" der zueinander gehörenden Naturen macht sich geltend: Eduard empfindet Liebe für Ottilie, Charlotte für den Hauptmann. Die wechselseitigen Neigungen wachsen bei allen vier Menschen von Tag zu Tag und verraten sich bei jeder Gelegenheit. Namentlich ist es Eduard, der aus seinen Gefühlen für Ottilie kein Hehl macht und sie mit Aufmerksamkeiten überschüttet. Zarter und zurückhaltender ist der Hauptmann, er ist auch der erste unter den vieren, der sich zur Entsagung entschließt. Eduard will sich, um Ottilie heiraten zu können, von Charlotte scheiden lassen, diese aber weigert sich, in die Trennung ihrer Ehe einzuwilligen, da sie ein Kind erwartet, das, wie sie glaubt, ihren Bund mit Eduard aufs neue festigen werde. Eduard entfernt sich, nachdem er Charlotte die Weisung gegeben, das Mädchen um jeden Preis bei sich zu behalten, verzweiflungsvoll aus dem Schlosse und zieht in den Krieg. Das Kind wird geboren – aber es hat Ottiliens schwarze Augen und die Züge des Hauptmanns, ist also die unverkennbare Frucht eines doppelten geistigen Ehebruchs. Ottiliens stille Hoffnung auf die Scheidung der Gatten erlischt; Charlotte erwartet, daß Eduard, der aus dem Felde zurückgekehrt ist und ein Landgut in der Nähe des Schlosses bewohnt, sich ihr wieder zuwenden werde. Eduards Liebe zu Ottilie wächst jedoch mit dem Widerstande, dem seine Absichten bei Charlotte begegnen. Ottilie widmet sich ganz dem Kinde; bei einer Kahnfahrt auf dem Teich ertrinkt es durch ihre Unvorsichtigkeit. Sie sieht in diesem unglücklichen Zufall einen Wink des Himmels, dem geliebten Manne zu entsagen. Charlotte, die mit dem Kind auch das Band verloren hat, das sie mit dem Gatten verknüpfte, gibt jetzt ihre Zustimmung zur Scheidung. Aber Ottilie weigert sich, Eduards Weib zu werden und gibt sich, um allen Versuchen zu widerstehen, nach einem von Eduard vereitelten Fluchtversuche selbst den Tod, indem sie sich der Speise

und des Trankes enthält. Durch diese Sühne wird sie gleichsam zu einer Heiligen. Eduard versucht, das der Sterbenden abgelegte Versprechen zu erfüllen und weiterzuleben, aber die Sehnsucht nach der Abgeschiedenen zieht auch ihn in das Grab. Ein Gruftgewölbe vereinigt endlich die im Leben Getrennten.

Nach Entwurf und Ausführung steht der Roman in unserer gesamten Literatur unerreicht da; die Handlung entwickelt sich klar und mit zwingender Notwendigkeit. Kein überflüssiges Einschiebsel hemmt den gleichmäßig ablaufenden Faden der Erzählung, und auch die Nebenfiguren treten nur da auf, wo sie die Vermittlung zu übernehmen haben oder durch innere Gegensätze mit den Hauptpersonen diese deutlicher hervortreten lassen sollen. Sogar die Einheit des Ortes ist gewahrt; „Die Wahlverwandtschaften", bemerkt Richard M. Meyer treffend, „spielen auf dem sorgfältig präparierten Boden eines Parks, der für Stimmung und Schicksal der Beteiligten sozusagen zum Reagenzpapier wird". Die Örtlichkeit ist infolgedessen auch mit einer Deutlichkeit geschildert, daß man sich versucht fühlt, die Gegend zu ermitteln, die Goethe bei seiner Arbeit vor Augen gestanden hat. Man will den Schauplatz der „Wahlverwandtschaften" sowohl in dem Schlosse Wilhelmstal bei Eisenach als in der Gontard-Passavantschen Besitzung Ziegenberg bei Friedberg erkennen. Vielleicht hat der Dichter von beiden Stätten Einzelheiten benutzt, wie er auch an der gärtnerischen Anlage und Ausschmückung beider tätigen Anteil genommen hat.

Wichtiger ist die Frage nach den Urbildern der Personen des Romans. Nach Herman Grimms Ansicht hat zu Eduard und Charlotte das Steinsche Ehepaar Modell gestanden; der Dichter würde also Ottilie die Rolle zugewiesen haben, die er in der ersten Zeit seines Weimarer Aufenthaltes im Steinschen Hause selbst spielte. Damit ist natürlich keineswegs ausgeschlossen, daß er einzelne Züge zu Charlottens Bilde wie zu denen des

Anmut und Begabung entzückt, als Spielgefährtin seiner Töchter in sein Haus auf und ließ ihr die beste Erziehung zuteil werden. Marianne entwickelte sich zu einem herrlichen Mädchen; sie war eine echte Mignon-Gestalt, die ein gutes Geschick zur rechten Zeit aus den Fährnissen des Wanderlebens in die sichere Welt gut-bürgerlichen Daseins gerettet hatte. Dort sah sie Goethe im ganzen Zauber ihrer jungen Frauenwürde. Eine verständnisvolle Kennerin und Freundin von Literatur und Musik, brachte sie dem Dichter die wärmste Anteilnahme entgegen. Bei ihm regten sich aber, wie es scheint, erst im Mai des folgenden Jahres tiefere Gefühle für sie. Als auf der zweiten Reise an den Rhein die Erinnerung jene schönen, in der Heimat verlebten Herbsttage vor seinem Auge aufsteigen ließ, überkam ihn plötzlich die Sehnsucht nach der reizenden Frau, die er nun als „Suleika" in seine Lyrik einführte. Von jetzt an schwebte ihr Bild vor allen seinen Wanderpfaden vor ihm her. In Wiesbaden nahm er wieder längeren Aufenthalt, in Biebrich traf er kurz nach der Schlacht bei Waterloo mit dem Erzherzog Karl, dem Sieger von Aspern, zusammen, der den Dichter mit einem militärischen Werk aus seiner Feder beschenkte; von Nassau bis Köln begleitete Goethe den Minister vom Stein und betrachtete in der alten rheinischen Hauptstadt „mit vorbereitetem Erstaunen das schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung", den Dom. In Koblenz empfing ihn der Romantiker Joseph von Görres, damals noch nicht vom Ultramontanismus angekränkelt.

Der Glanzpunkt der Reise aber war der mehrwöchige Aufenthalt auf Willemers Landgut. Echt poetisch waren die Huldigungen, die Goethe, oder wie er sich selbst nannte: „Hatem," seiner Suleika darbrachte, echt poetisch die Art, mit der die lebenslustige junge Frau sie aufnahm. Ihr Geschenk zu seinem Geburtstage, ein Turban aus feinem Musselin, war eine Erfüllung der in Goethes schönem Gedichte „Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die

Mütze! Aus deiner Hand nur ist der Tulbend schön —" ausgesprochenen Bitte.

Und als Goethe mit Sulpiz Boisserée nach Heidelberg aufbrach, folgte ihm Marianne mit ihrem Gatten, um sich noch drei Tage lang seiner Nähe zu freuen. Dann schlug die Stunde der Trennung. Hatem sah Suleika niemals wieder. Aber geistig verbunden blieben sie für alle Zeit: Suleika hatte nicht nur empfangen, sondern auch gegeben; einige der schönsten Lieder des „Diwans": „Hochbeglückt in deiner Liebe", „Was bedeutet die Bewegung?" und „Ach, um deine feuchten Schwingen" entstammen ihrer Feder. Mariannens Briefe boten Goethe noch längere Zeit nach ihrer Trennung die höchste poetische Anregung, er hat sie zum Teil zu unvergleichlich tiefsinnigen Gedichten umgeformt.

Der „Diwan" erschien, mit einem Titelblatt in arabischer Schrift verziert, erst im Jahre 1819 und fand, wie zu erwarten stand, eine sehr geteilte Aufnahme. Am günstigsten sprachen sich Charlotte von Schiller, Wilhelm von Humboldt und Hegel darüber aus. Die Literargeschichtsschreiber von Fach haben das Buch erst in neuerer Zeit nach Gebühr gewürdigt, während poetische Naturen, wie z. B. Heinrich Heine, den Liedern des „Diwans" ihre Bewunderung nie versagt haben. Die „Noten und Abhandlungen", die der Dichter selbst seinem Werke zur Erklärung anfügte, können auch heute noch als ein trefflicher Wegweiser durch Sittengeschichte und Dichtung des Morgenlandes gelten.

In die Zeit der ersten Arbeit am „Diwan" fällt ein seltsames dramatisches Werk Goethes. Kurz bevor er die zweite Rheinreise antrat, erhielt er in Berka, wo er sich im Mai 1814 aufhielt, einen Brief Ifflands mit der Aufforderung, für die Siegesfeier in Berlin ein Festspiel zu schreiben. Wegen der kurzen Frist von vier Wochen, die ihm Iffland stellte, lehnte Goethe ab, begann aber nach zwei Tagen doch mit der flüchtigen Aufzeichnung eines Einfalls, aus der bald das Festspiel „Des

Epimenides Erwachen" hervorwuchs. Das Stück ist aus dem inneren Drange des Dichters hervorgegangen, endlich zu den politischen Ereignissen Stellung zu nehmen und seine Teilnahmlosigkeit in den Tagen der Not zu entschuldigen. Epimenides ist Goethes geistiges Selbstbildnis. Der geschichtliche Träger dieses Namens war ein Priester und Seher aus Knosos auf Kreta, der ein halbes Jahrhundert in einer Höhle geschlafen haben soll. An diese Sage anknüpfend läßt der Dichter seinen Helden in einem tempelartigen Gebäude inmitten einer erhabenen Landschaft sich zum Schlafe legen. Genien schließen die ehernen Pforten seines Gemaches. In sinnbildlichen, antik gekleideten Gestalten zieht der Krieg vorüber; die Dämonen des Krieges, der List und der Unterdrückung erscheinen, verwüsten die Gegend und verwandeln den Tempel in eine Trümmerstätte, die bald von üppigem Pflanzenwuchs umrankt und bedeckt wird. Glaube und Liebe treten auf, sie werden vom Dämon der Unterdrückung mißhandelt. Ihnen gesellt sich bewaffnet die Hoffnung zu, die sich Goethe in der Gestalt der Königin Luise dachte; sie verscheucht den Dämon, tröstet die Schwestern und zieht sich mit ihnen zurück. Die Genien öffnen die Pforte der Ruine und wecken den schlafenden Epimenides, der die veränderte Umgebung nicht wiedererkennt. Während er mit den Knaben vor der Pforte steht, erscheint eine Heerschar in den Uniformen der siegreichen Verbündeten, geführt von der Hoffnung und dem Jugendfürsten, einer ziemlich gewagten Versinnbildlichung des alten „Marschalls Vorwärts". Glaube und Liebe treten aufs neue auf, mit den Wahrzeichen des Friedens geschmückt und von einem Chore von Frauen und Landleuten begleitet. In heiteren Gesängen geben sie ihrer Freude über den Sieg Ausdruck und bringen den drei Herrschern Huldigungen dar. Mit einer Art Lobgesang schließt das Festspiel ab.

Als Gelegenheitsdichtung verdient „Epimenides" die begeisterte Aufnahme, die das Stück fand, in hohem Grade.

Zum Lesen ist es freilich nicht unbedingt zu empfehlen; die Wirkung beruht zum großen Teil auf den Bühnenbildern und dem musikalischen Beiwerk. Die Aufführung fand erst am 30. März 1815, dem Jahrestage des Pariser Einzugs, statt, da Ifflands Tod die Einstudierung verzögert hatte.

Es war, als ob sich mit der neubelebten dichterischen Tätigkeit Goethes auch seine wissenschaftlichen Neigungen gesteigert hätten. In dem preußischen Staatsrat Chr. Fr. L. Schultz fand er einen neuen Jünger für seine optischen Ansichten, in dem Jenaer Professor Joh. Wolfg. Döbereiner einen neuen Lehrer, der ihn mit einem bisher vernachlässigten Zweige der chemischen Wissenschaft, der Stöchiometrie, d. h. der Lehre von den Gewichts- und Raumverhältnissen, nach denen sich ungleichartige Körper zu neuen Körpern chemisch verbinden, bekannt machte. Für seine kunstgeschichtlichen Anschauungen und namentlich zur Verwertung seiner rheinischen Reiseausbeute schuf sich der Greis in Verbindung mit Heinrich Meyer jetzt ein besonderes Sprachrohr: die von 1816 bis 1828 erschienene Zeitschrift „Kunst und Altertum". Sie enthielt in ihren ersten Heften die Aufsätze: „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar", „Sankt-Rochus-Fest zu Bingen", „Im Rheingau Herbsttage". Namentlich die Beschreibung des Rochusfestes darf als schönste Probe Goethescher Prosa aus dieser Zeit gelten. Etwa in dieselbe Zeit fällt der Beginn der Bearbeitung der Tagebücher und Briefe aus Italien, aus denen die „Italienische Reise" hervorging. Seit uns Erich Schmidt mit der ersten Fassung dieser Reiseberichte bekannt gemacht hat (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 2. Band), hat die spätere allerdings etwas an Ansehen verloren. Sie hat an Frische und Ursprünglichkeit eingebüßt, was sie an Vollständigkeit und Genauigkeit gewonnen hat.

Bezeichnenderweise erschien sich Goethe jetzt immer mehr in geschichtlicher Beleuchtung: wie er seine eigenen Liebesbriefe aus früheren Jahren bereits als merkwürdige Stücke an Handschriftensammler verschenkte, so be-

handelte er sich selbst in seinen autobiographischen Schriften mit geradezu verblüffender Sachlichkeit.

Hierfür liefern schon die „Biographischen Einzelheiten" sowie die als Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit" gedachten „Tag- und Jahreshefte" („Annalen"), die bis zum Jahre 1822 fortgeführt wurden, einen Beweis, mehr noch vielleicht die „Geschichte meines botanischen Studiums" und die ähnlich wie „Kunst und Altertum" regelmäßig erschienenen Veröffentlichungen „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie".

Die lehrhafte Seite von Goethes Wesen rückte immer mehr in den Vordergrund; an Stelle des anschauenden Genießens trat bei dem alternden Dichter die Neigung zur nachdenklichen Betrachtung, die sich schon in der jetzt beginnenden reichen Spruchdichtung kennzeichnet. Eine Fülle unschätzbarer Erfahrung hat er hier in kleine, aber vollwertige Münzen ausgeprägt. Es seien nur die „Zahmen Xenien" und die „Sprüche in Prosa" erwähnt.

Dieser neue Zeitabschnitt, äußerlich wiederum durch die Veranstaltung einer neuen zwanzigbändigen Gesamtausgabe der Werke (Cotta 1816—1819) eingeleitet und angedeutet, brachte dem Dichter in rascher Folge eine wechselvolle Reihe besonders froher und ernster Tage.

Die auf dem Wiener Kongreß erfolgte Erhebung Karl Augusts zum Großherzog wurde in Weimar festlich begangen. Sie war für das ganze Land von weittragender Folge, denn der Fürst entschloß sich als der erste unter den Herrschern Deutschlands, seinem Volke eine Verfassung zu geben. Er bekundete hierdurch ein tieferes Verständnis für die politischen Bedürfnisse der Zeit als Goethe, der, in diesem Punkte allzu konservativ, sich mit der neuen Einrichtung niemals zu befreunden wußte. Der Dichter, der schon im Jahre 1815 zum ersten Staatsminister ernannt worden war, zog sich jetzt mehr und mehr von den Amtsgeschäften zurück. Auf seinen Wunsch entband ihn der Großherzog von den meisten Verpflichtungen. Nur die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen

und Kunstanstalten wurde ihm, unter gleichzeitiger Erhöhung seines Ministergehaltes auf 3000 Taler, belassen.

Am 30. Januar 1816 hielt Goethe bei der feierlichen Erneuerung des vom Herzog Ernst August am 2. August 1732 gestifteten Weimarischen Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken eine ebenso kurze als gehaltvolle Festrede. Zugleich mit seinem Amtsgenossen von Voigt erhielt er das Großkreuz des Ordens, das er fortan häufig und dann meist als die einzige der ihm verliehenen Auszeichnungen trug.

Am 6. Juni entriß ihm der Tod die treue Gefährtin Christiane. Zur Betäubung seines Schmerzes vergrub er sich in wissenschaftliche Studien. Aber die Erinnerung an sie ließ ihn nicht los.

Für die sorgende Hausfrau fand sich bald ein Ersatz. Goethes Sohn August brachte dem Vater eine Schwiegertochter ins Haus: die reizende und liebenswürdige, aber auch launenhafte, aller Ordnung abholde und in Geldsachen ein wenig leichtsinnige Ottilie von Pogwisch, die mit weicher Hand die Falten auf des Greises Stirn zu glätten verstand und ihm bis an sein Ende eine teilnehmende Beraterin und Trösterin geblieben ist. „Du sagst, ich sei müßig, und weißt doch, daß ich sechs Stunden des Tages dem Vater widme;" bemerkte sie einmal zu ihrer Freundin Jenny von Pappenheim, „oft kann ich nicht mehr und glaube ohnmächtig zu werden vor Schwäche, doch der Gedanke, daß ich ihm nützlich, ihm notwendig bin, daß ich seine alten Tage verschönen und in der Welt zu etwas gut sein kann, dieser Gedanke gibt mir die Kräfte wieder. Neulich haben wir den Plutarch zu lesen angefangen, und schließlich las er mir aus dem zweiten Teil des Faust; es war schön und groß, als ich aber nach elf Uhr mein Zimmer betrat, fiel ich, meiner ganzen Länge nach, zu Boden."

Des Trostes sollte Goethe freilich bald wieder bedürfen. Der oben erwähnte Theaterstreit war, wie sich jetzt herausstellte, nicht aus der Welt geschafft, sondern

nur oberflächlich geschlichtet worden. Ein an sich geringfügiger Umstand deckte die alte Kluft wieder auf. Ein umherziehender Schauspieler, Karsten, erschien in Weimar mit seinem abgerichteten Pudel, um mit diesem in dem damals vielbewunderten Melodrama „Der Hund des Aubry" zu gastieren. Obwohl sich Goethe mit vollem Rechte der Vorführung einer solchen Zirkusnummer auf dem Theater widersetzte, wußte Frau von Heygendorff die Zulassung des wunderlichen Künstlerpaares von der Intendanz zu erzwingen. Am 12. April fand die Vorstellung statt. Goethe war über diese Entweihung der Bühne im höchsten Grade entrüstet. Er machte aus seinem Unmut kein Hehl und scheint in Jena, wo er sich, mit wissenschaftlichen Arbeiten und den Plänen zur Neueinrichtung der Bibliothek beschäftigt, mit kurzen Unterbrechungen den Sommer über aufhielt, scharfe Äußerungen fallen gelassen zu haben. Kurz nach der Aufführung traf ein Brief des Großherzogs ein, der folgenden Wortlaut hatte:

„Sehr werter Herr Geheimrat und Staatsminister.

Die Mir zugekommenen Äußerungen haben Mich überzeugt, daß der Herr Geheimrat und Staatsminister von denen Geschäften der Hoftheater-Intendanz dispensiert zu werden wünscht, zugleich aber seine Einwirkung durch Rat und Tat der fortdauernden Hoftheater-Intendanz in Hinsicht des artistischen Faches des Theaterwesens nicht versagen wird, wenn er, wie dieses häufig der Fall sein könnte, darum begrüßt werden wird. Der Herr Geheimrat und Staatsminister empfängt hierbei Meinen tiefgefühlten Dank für die vergangenen ausgezeichneten Dienste, die er bei Kreirung, Erhaltung und Dirigierung der Theatergeschäfte, und zwar in allen dahin einschlagenden Fächern geleistet hat, und hoffe, daß er die bei dieser Veränderung ihm erwachsende Muße auf die sehr wichtigen Anstalten für Wissenschaft und Kunst mit demselben Eifer verwenden werde, wie er zeither sich bemüht hat, diese Aufträge mit besonderer Auszeichnung zu besorgen ... Karl August."

Goethe hielt sich fortan dem Theater fern, er soll den Bühnenraum nie wieder betreten haben. Sein freundschaftliches Verhältnis zum Großherzog erfuhr durch diesen Zwischenfall keine ernste Trübung; die beiden alten Herren waren durch zu viele Bande und eine zu lange gemeinsame Tätigkeit miteinander verknüpft, als daß Theaterränke solcher Art sie auf die Dauer hätte trennen können.

Mit Eifer setzte der Dichter seine Arbeiten in Jena fort, indem er zugleich in neue Gebiete des Wissens einzudringen suchte. Neben arabischen Sprachstudien beschäftigten ihn jetzt auch Wetterbeobachtungen. Wolkenbildung und Barometerstand wurden täglich gewissenhaft aufgezeichnet. Vielleicht hatte die Bearbeitung der Tagebücher aus Italien, die reich an ähnlichen Eintragungen sind, Goethe einer alten Lieblingsbeschäftigung wieder zugeführt. Daneben erfuhren die Kunstsammlungen wesentliche Bereicherungen: Ankäufe auf Versteigerungen vervollständigten die Kupferstichmappen; eine prächtige Sammlung italienischer Steingutgefäße wurde aus dem Besitz eines Nürnberger Liebhabers erworben. Sie bildet noch heute einen hervorragenden Schmuck des Goethe-Hauses. Am 9. April 1818 konnte der Dichter den ersten Enkel, Walter, begrüßen. In diesem Jahre nahm Goethe auch die altgewohnten Reisen nach den böhmischen Bädern wieder auf. Eine dritte Rheinreise, die er im Frühling des Jahres 1816 angetreten hatte, war infolge eines Wagenunfalles schon in Thüringen jäh abgebrochen worden.

Am 22. März 1819 starb Goethes alter Amtsgenosse von Voigt, der kurz zuvor noch sein Dienstjubiläum unter allgemeiner Teilnahme feiern durfte, und am 23. endete der unglückliche Kotzebue unter Mörderhänden. Beide Todesfälle erschütterten den Greis aufs tiefste. Den 70. Geburtstag beging er auf der Reise nach Karlsbad in aller Stille. Erst später erreichten ihn die Huldigungen, die aus nah und fern an ihn gerichtet worden waren. Frankfurter Verehrer sandten dem größten Sohne ihrer

Vaterstadt einen goldenen, mit Smaragden besetzten Lorbeerkranz, den Schmuck seiner Büste beim Festmahl.

Wenn man die „Tag- und Jahreshefte“ dieser ganzen Zeit durchblättert, so erstaunt man über die Fülle von Anregungen wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Art, die der Greis auf sich einwirken ließ, über die Unzahl von Büchern, die er nicht nur las, sondern geradezu durchstudierte und zum Teil an der Hand von Versuchen nachprüfte. Von den bedeutenderen Veröffentlichungen wurden Auszüge gemacht. Von jedem Spaziergange brachte er Pflanzen und Mineralien heim, die er bestimmte, in Listen eintrug, verglich und häufig noch chemischen Verfahren unterwarf. Von jedem Reisenden, der bei ihm vorsprach, ließ er sich belehren. Kein Gegenstand war ihm zu unbedeutend; er ließ sich förmlich Vortrag halten und hörte nicht eher auf zu fragen, als bis ihm der Besucher von allen Einzelheiten Rechenschaft abgelegt hatte.

So zu arbeiten vermochte nur ein Mann, der jede Minute seines Daseins auszunutzen wußte. Sogar im Reisewagen pflegte Goethe nicht müßig zu sein. So entstand auf der Heimfahrt von Karlsbad im Sommer 1820 die Novelle „Wer ist der Verräter?“, ein neuer Beitrag zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren“. Daß er die literarischen Bestrebungen und Bewegungen des In- und Auslandes mit unvermindertem Anteil verfolgte, versteht sich von selbst. Nach und nach rückten jetzt Lord Byron, Thomas Carlyle, Walther Scott und Alessandro Manzoni als neue, vielverheißende Sterne in seinen Gesichtskreis. Zu allen trat er in persönliche Beziehungen. Die Beschäftigung mit fremden Literaturen wirkte auf sein eigenes Schaffen befruchtend. So bot ihm ein französisches Trauerspiel, Delavignes „Paria“, die erste Anregung zu seiner gewaltigen Trilogie desselben Titels. Sogar an die Ergänzung des Euripideischen Dramenbruchstücks „Phaeton“ wagte er sich.

Vom Jahre 1821 an wurde er dem geliebten Karlsbad

untreu: das kleinere und bescheidenere Marienbad lockte ihn jetzt zu seinen heilbringenden Quellen. Vielleicht hauptsächlich deshalb, weil ihm die Umgebung Karlsbads in gesteinkundlicher Hinsicht nichts Neues mehr zu bieten vermochte. Nach seiner Rückkehr vom ersten Marienbader Aufenthalte erfreute ihn der Besuch des alten Freundes Zelter, der ihm ein musikalisches Wunderkind: den frischen, noch unverbildeten zwölfjährigen Felix Mendelssohn-Bartholdy, den Enkel des großen Philosophen, vorstellte.

So kam das Jahr 1822 heran und mit ihm der letzte Roman in Goethes an Liebe so reichem Leben. In Marienbad lernte der Zweiundsiebzigjährige ein neunzehnjähriges Mädchen kennen: die anmutige und schöne Ulrike von Levetzow, in die er sich mit der Leidenschaft eines Jünglings verliebte. Das Gedicht „Kolsharfen" gibt von dem ungestillten Liebessehnen des rüstigen Greises beredte Kunde. Der nächste Sommer brachte ihn wieder mit der Geliebten zusammen. Von seiner Absicht, die junge Dame, die seine Neigung übrigens aufrichtig erwiderte, zu heiraten, konnte er nur durch den entschiedenen Einspruch seiner Umgebung abgebracht werden. Unendlich rührend ist die Verzichtleistung, die sich in der auf der Heimreise gedichteten berühmten „Elegie" ausspricht, in der es heißt:

„Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute —
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen."

Zu dieser „Elegie" gesellte sich bei Gelegenheit eines Besuches der berühmten Pianistin Szymanowska, einer Zeugin jener „jugend-seligen" Marienbader Tage, als sanfter Ausklang die kleine Dichtung „Aussöhnung".

Beide Gedichte wurden schließlich mit einem dritten „An Werther", das der Leipziger Verleger Wenzand als

Vorwort zu einer Jubelausgabe des „Werther“ erbeten hatte, unter dem Titel „Trilogie der Leidenschaft“ zusammengefaßt. Inhaltlich sind sie einander auch nahe genug verwandt und „von demselben liebesschmerzlichen Gefühle durchdrungen“.

Ulrike von Levetzow überlebte ihren großen Freund um mehr als siebenundsechzig Jahre, sie war unvermählt geblieben und starb fast siebenundneunzigjährig, hart an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, am 13. November 1899 auf ihrem Gute Trzibitz bei Leitmeritz in Böhmen. Überhaupt haben viele aus dem Goethe-Kreise ein hohes Alter erreicht: Marianne von Willemer wurde sechsundsiebzig, Einsiedel achtundsiebzig, Frau von Stein vierundachtzig, Knebel neunzig Jahre alt.

Zu Anfang des Jahres 1823 befiel den Dichter eine schwere Krankheit, von der er sich jedoch verhältnismäßig schnell erholte. Bei seinen hohen Jahren war der Fall recht bedenklich gewesen, desto größer war die Freude der Weimarer, als er am 22. März einer zur Feier seiner Wiedergenesung veranstalteten Festvorstellung des „Tasso“ beiwohnen konnte. Als der Vorhang gefallen war, trat Frau von Heygendorff, noch im Gewande der Leonore, zu Goethe und überreichte ihm Tassos Lorbeerkranz.

Um diese Zeit erweiterte sich der engere Freundeskreis um zwei für Goethe höchst bedeutsame Mitglieder. Der in Petersburg von schweizerischen Eltern geborene, feingebildete Friedrich Soret wurde als Erzieher des Prinzen Karl Alexander nach Weimar berufen. Bald darauf erschien, zu Fuße von Göttingen kommend und lediglich durch Goethes Person angelockt, der junge Johann Peter Eckermann, ein armer Bauernsohn aus dem Lüneburgischen, der sich unter unsäglichen Entbehrungen treffliche Kenntnisse auf vielen Gebieten des Wissens erworben hatte. Der greise Dichter, dem es immer mehr zum Bedürfnis wurde, die reichen Erfahrungen seines Lebens und Wirkens in ungezwungener Weise auch

mündlich mitzuteilen, erkannte in dem neuen Ankömmling den rechten Jünger und einen geschickten Gehilfen für die Bearbeitung seiner älteren, bisher in die Gesamtausgaben noch nicht aufgenommenen Werke. Eckermann ließ sich nicht lange bitten, in Weimar ständigen Aufenthalt zu nehmen. Er sollte es nicht bereuen. Seine „Gespräche mit Goethe" (Univ.-Bibl. Nr. 2005/6a, 2007/8a, 2009/10a), die köstliche Frucht eines neunjährigen regen Verkehrs mit dem Unsterblichen, sind für uns Nachgeborene eine unschätzbare Quelle zur Kenntnis Goetheschen Dicht- und Denkweise geworden und sichern dem dienenden Schüler des Meisters für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur.

Im Herbst des Jahres 1823 trafen ziemlich gleichzeitig Goethes wichtigste auswärtige Freunde in Weimar ein: Reinhard, Schultz und Zelter, während das nächste Jahr ihm den Besuch der hervorragendsten Vertreter der Bildhauerkunst und Baukunst: Rauchs und Schinkels brachte. Auch Bettina von Arnim sprach noch einmal vor; sie brachte das Modell zu ihrem Goethe-Denkmal, das den Greis in antiker Auffassung auf einem reichverzierten Thronsessel sitzend zeigt, zu Füßen einen jungen Genius, der auf des Dichters Leier spielt.

Über den neuen Freunden vergaß Goethe den toten Gefährten nicht. Noch einmal vertiefte er sich in die glücklichen Tage ihres Zusammenwirkens, als er Schillers Briefe ordnete, um ihren gesamten schriftlichen Gedankenaustausch in einer sechsbändigen Ausgabe der Öffentlichkeit zu übergeben. Die Bearbeitung des Briefwechsels begann 1823; fünf Jahre später erschien dieses herrlichste Denkmal ungetrübter Freundschaft im Druck. Indessen lichteten sich die Reihen der Mitstrebenden immer mehr. Lord Byron, noch bei seiner Abreise nach Griechenland von Goethe mit einigen Versen begrüßt, starb am 19. April 1824 in Missolunghi für die Freiheit der unterdrückten Griechen. Mit ihm verlor England seinen größten Dichter der neueren Zeit, Goethe einen begeisterten

Bewunderer. Ebenfalls fern von der Heimat, in Marseille, starb am 8. August desselben Jahres der Philologe F. A. Wolf, mit dem der Dichter durch enge Freundschaft verbunden war. Auch der Umstand, daß Goethe Wolfs Ansicht von der Entstehung der Homerischen Gedichte längst nicht mehr teilte und in diesem Punkt offen als sein Gegner auftrat, hatte das schöne Verhältnis der beiden nicht zu trüben vermocht.

Bedeutsam in mancher Hinsicht war das Jahr 1825, das glänzendste unter den letzten Alt-Weimars. Es begann freilich mit einem Ereignis, das für uns Nachgeborene von schlimmeren Folgen war als für die zunächst davon Betroffenen. Am 22. März ging das Weimarer Theater in Flammen auf und mit ihm ein großer Teil der Schriftstücke und Bühnenbearbeitungen aus der Zeit von Goethes Theaterleitung. Lange glaubte man, daß überhaupt alle Urkunden aus jener für die Geschichte der deutschen Schauspielkunst so wichtigen Zeitspanne verlorengegangen seien, bis im November 1890 zufällig in einer Bodenkammer der sogenannten „Bastille" unter Staub vergraben noch 78 Brief- und Aktenbündel entdeckt wurden. Sie wurden die Hauptquelle für J. Wahles lesenswertes Buch „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung" (Schriften der Goethe-Gesellschaft 6. Band).

In wenigen Wochen erhob sich das Schauspielhaus neu und vergrößert aus den Trümmern, standen doch festliche Tage bevor, wo man des Theaters mehr als je bedurfte.

Am 3. September beging der Großherzog Karl August sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum und am 3. Oktober das Fest der goldenen Hochzeit. An jenem Septembertage fand sich Goethe schon frühmorgens vor sechs bei seinem hohen Freunde ein, um ihm als erster seine Glückwünsche darzubringen. Er überreichte ihm eine nach seinen Angaben von Heinrich Meyer entworfene, von Brand in Berlin geprägte Denkmünze. Abends fand im Goethe-Hause, dessen Stirnseite mit sinnbildlichen Gemäl-

den, Kränzen und lebenden Gewächsen aufs prächtigste geschmückt war, offene Tafel statt – eine Verwirklichung jenes munteren Gedichtes:

Viele Gäste wünsch' ich heut'
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit,
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Und sie kamen alle, alle! In der festlich erleuchteten Zimmerflucht, die durch ein mit frischen Rosen umkränztes Bildnis des Gefeierten abgeschlossen wurde, versammelte sich alles, was dem Großherzog oder Goethe nahestand. Nach dem Theater erschienen die in Weimar anwesenden Fürsten, unter ihnen auch der Erbgroßherzog Karl Friedrich, die Minister, Gesandten und vornehmen Fremden. Der Gastgeber, schwarz gekleidet und mit dem Stern des Falkenordens geschmückt, verweilte, von stiller Freude verklärt, bis spät in die Nacht unter seinen Gästen.

Der 7. November war vom Großherzoge zur Feier von Goethes Ehrentag ausersehen worden. Es lag eine besondere Aufmerksamkeit darin, daß Karl August gerade den Tag von Goethes Ankunft in Weimar als Jubeltag begangen wissen wollte, da der eigentliche Dienstgedenktag erst auf den 11. Juni des folgenden Jahres gefallen wäre. Aber dem Fürsten lag daran, vorab den Freund und Dichter und erst in zweiter Linie seinen Staatsdiener zu ehren. Schon in der ersten Morgenfrühe wurde Goethe durch ein Ständchen in seinem Garten geweckt. Er fand die Zimmer mit Ehrengaben gefüllt, die aus nah und fern eingetroffen waren. Gegen 10 Uhr fuhren der Großherzog und die Großherzogin vor, bald darauf der Erbgroßherzog mit seiner schönen Gemahlin, der geistvollen Zarentochter Maria Paulowna. Der Bürgermeister von Weimar, Hofrat Schwabe, überreichte dem Dichter eine Urkunde, durch die Goethe und allen männlichen Nach-

kommen das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen wurde. Vom großherzoglichen Paar erhielt der Gefeierte eine eigens für diesen Tag geprägte goldene Denkmünze mit der einfachen Inschrift:

Carl August und Luise
Goethen
Zum VII. November MDCCCXXV.

Die theologische und die juristische Fakultät der Universität Jena sandten Glückwunschschreiben, die medizinische und die philosophische Doktordiplome honoris causa, außerdem stellte die philosophische Fakultät dem Dichter noch zwei Doktordiplome zur Verfügung, die er nach eigenem Ermessen weiterverleihen sollte. Goethe nahm diese ganz ungewöhnliche Ehrung mit Freuden an und zeichnete seinen Großneffen Alfred Nicolovius und den wackern Mitarbeiter Eckermann durch Verleihung der Doktorwürde aus. Abends wurde die Stadt festlich beleuchtet, im Hoftheater gab man die „Iphigenie" mit einem Prologe des Kanzlers Fr. von Müller. Das Stück wurde in einer zierlichen Quartausgabe als Erinnerungsgabe an die Anwesenden verteilt.

Diesen Auszeichnungen folgten noch weitere. Auswärtige gelehrte Gesellschaften ernannten den Greis zu ihrem Ehrenmitgliede, Botaniker hatten schon früher eine neuentdeckte Pflanze mit Goethes Namen benannt, und die Gesellschaft für Mineralogie gab einem Mineral die Bezeichnung „Goethit". Am 27. August des Jahres 1827 traf König Ludwig I. von Bayern unter fremdem Namen in Weimar ein, um den von ihm bewunderten Dichter persönlich zum Geburtstage zu beglückwünschen und ihm bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Zivilverdienstordens der Bayrischen Krone zu überreichen. Hierbei ereignete sich ein heiterer Zwischenfall. Der in den letzten Jahren recht förmlich gewordene Greis wandte sich, unschlüssig, ob er den Orden ohne weiteres annehmen dürfe, mit den Worten „Wenn mein gnädiger Fürst erlaubt –

an den Großherzog Karl August, der ihm in seiner gemütlichen Weise lachend auf die Schulter klopfte und ausrief: „Alter Kerl, mach' doch kein dummes Zeug!"

Schon die Beweise herzlichen Anteils, die Goethe bei seiner Erkrankung und Wiedergenesung im Frühling 1823 zugekommen waren, hatten ihm, wie er in „Kunst und Altertum" berichtet, die Erwägung nahegelegt, „wie er so große Beweise von entschiedenen Teilnahmen nur einigermaßen dankbar erwidern könne". Er beantwortete sich diese Frage „auf das einfachste: auf eben die Weise, wie er sie gewonnen habe, durch ernste, treue, redliche Wirkung nach außen, die sowohl dem Vaterlande als dem Auslande zugute käme".

In solcher Stimmung faßte er den Plan zu einer genau durchgesehenen, textlich tunlichst verbesserten vollständigen Ausgabe seiner Werke, die auch alle die kleineren Arbeiten enthalten sollte, die in den bisherigen Ausgaben keine Aufnahme gefunden hatten.

Zunächst galt es, eine solche Ausgabe gegen unberechtigten Nachdruck zu sichern. Der Dichter wandte sich im Januar 1825 mit einer Eingabe an die in Frankfurt tagende deutsche Bundesversammlung, nachdem er vorher den Staatskanzler Metternich, viele der Bundestagsgesandten und eine große Zahl deutscher Fürsten durch persönliche Zuschriften für seine Angelegenheit zu gewinnen versucht hatte. Diese Bemühungen waren vom schönsten Erfolge gekrönt. Goethe erhielt Bundesprivilegien für seine sämtlichen Werke, vorläufig nur auf unbestimmte Zeit. Später wurden diese auf dreißig Jahre und endlich bis zum 9. November 1867 verlängert. Die Ausgabe „letzter Hand" erschien in 40 Bänden von 1827—30, und zwar gleichzeitig in Duodez- und Oktavformat. Cotta bezahlte die auf diese 40 Bände verteilten Werke bei zwölfjährigem Verlagsrechte mit 60000 Talern und sicherte dem Dichter, „im Fall die Subskription die Zahl von 20000 Exemplaren der Taschenausgabe erreichen würde", für die Oktavausgabe eine besondere Vergütung zu, behielt sich aber vor,

„daß ihm der Genuß aller von nun an einzeln zu druckenden Werke frei bleibe".

Während der Vorarbeiten zu diesem bedeutsamen Unternehmen rief ein Ereignis ernster Art dem greisen Dichter noch einmal die Erinnerung an die glücklichen Tage zurück, wo unter Schillers anregendem Einfluß die schönsten seiner Dichtungen entstanden waren. Im März 1826 hatte der Bürgermeister Schwabe im „Kassengewölbe" des alten Jakobskirchhofes unter den dort umherliegenden Gebeinen Schillers Schädel gefunden. Man legte diesen nebst den übrigen dort aufbewahrten Schädeln Goethe vor, der im Hauptsaale der Bibliothek genaue Vergleichungen und Messungen veranstaltete und die Echtheit festzustellen vermochte. Einige Monate später schrieb er das herrliche Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schädel".

Es ist für den großen Lebenskünstler außerordentlich bezeichnend, daß ihm der Anblick des Schädels nicht Gedanken an den Tod, sondern vielmehr an das Leben in seiner höchsten, unzerstörbaren Schönheit wachrief:

„Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,
Die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend."

Als am 17. September der Schädel im Sockel von Danneckers Schillerbüste, die an jenem Tage auf der Bibliothek einen dauernden Platz fand, niedergelegt wurde (von wo man ihn freilich bald mit den übrigen Gebeinen zur Fürstengruft überführte), blieb Goethe der Feier fern. Er fürchtete sich vor einer zu starken inneren Erregung.

Es schien, als habe diese greifbare Erinnerung an den toten Freund dem greisen Dichter den nie ersetzten Verlust aufs neue fühlbar gemacht; er verspürte wieder, wie einst bei dem Versuche der „Demetrius"-Vollendung, das Bedürfnis, geistig mit dem Abgeschiedenen zu verkehren. Jetzt griff er auf einen dichterischen Stoff zurück, den er vor dreißig Jahren mit Schiller nach allen Richtungen hin besprochen hatte. Damals hatte er aus der „Löwen- und Tigergeschichte", wie es im Briefwechsel heißt, ein episch-romantisches Gedicht machen wollen, nun wurde die kleine Prosa-Erzählung daraus, die unter dem Titel „Novelle" in der Ausgabe letzter Hand Aufnahme gefunden hat. Die Absicht des Dichters bei dieser Arbeit war, wie er selbst Eckermann erklärte, zu zeigen, „wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde". Während die junge Fürstin mit ihrem Oheim und dem Hofjunker Honorio einen Spazierritt nach der Stammburg unternimmt, bricht unten in der Stadt auf dem Jahrmarkt ein Brand aus. Der Oheim eilt schnell in die Stadt zurück, die beiden anderen schicken sich an, langsamer zu folgen. In einem Wiesentale kommt ihnen ein Tiger entgegen, der zugleich mit einem Löwen aus der Tierbude ausgebrochen ist. Honorio, um das Leben der heimlich von ihm geliebten Fürstin besorgt, erlegt das Raubtier mit einem wohlgezielten Schusse. Vor seiner Beute knieend, erbittet er sich von seiner Herrin die Erlaubnis, eine große Reise unternehmen und fremde Länder sehen zu dürfen, durch diesen Wunsch auf die zarteste Weise seinen Gefühlen Ausdruck gebend. Das Zwiegespräch wird durch das Nahen eines seltsam gekleideten Weibes und eines kleinen Knaben unterbrochen, die sich klagend über die Leiche des Tigers stürzen, der, weil völlig zahm gewesen, zwecklos getötet worden sei. Der Gemahl der Fürstin, angelockt durch den Rauch der Brandstätte, kommt mit seinem Gefolge von der Jagd im Gebirge zurück, er sieht, was geschehen, und erfährt

von dem herbeieilenden Manne des fremden Weibes, daß auch der Löwe ausgebrochen sei. Auf die inständigen Bitten der Leute sieht der Fürst davon ab, den Löwen verfolgen und töten zu lassen, und begnügt sich damit, die notwendigsten Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Honorio, mit einer Doppelbüchse bewaffnet, steht auf seinem Posten, aber diese Vorsicht erweist sich als überflüssig: dem unmündigen Kinde gelingt es, das furchtbare Raubtier durch Gesang und Flötenspiel zu bändigen.

Wie aus Goethes Gesprächen mit Eckermann hervorgeht, tat sich der Dichter auf diese „Novelle", zu der nach Rich. M. Meyers Vermutung ein für anatomische Zwecke angekaufter, verendeter Tiger aus einer Tierbude die erste Anregung geboten hat, viel zugute. Sie zeigt die Vorzüge und Schwächen seines Altersstiles in besonders deutlicher Weise und scheint auf gewisse rein malerische Wirkungen hin gearbeitet zu sein. Jede Begebenheit von einiger Bedeutung wirkt wie ein sorgfältig zusammengesetztes Gemälde, ohne daß es jedoch dem Dichter gelungen wäre, die einzelnen Bilder in überzeugender Weise miteinander zu verbinden.

Naturschilderungen nehmen in der „Novelle" einen breiten Raum ein, wie sich Goethe denn damals der Natur mit erneuter Hingabe zuwendete. Es war die Beschaulichkeit des höchsten Greisenalters über ihn gekommen, die sich mit wehmütigem Behagen an einem schönen Sonnenuntergang zu erquicken pflegt. Von solcher Vertiefung in die Natur zeugt auch eine kleine Liederreihe aus dem Frühling des Jahres 1827. Goethe hatte sich noch einmal auf etliche Wochen in sein Gartenhaus zurückgezogen und dichtete hier inmitten seiner Rosen und Narzissen die „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten", eine Frucht seiner Beschäftigung mit chinesischer Literatur, eine Art Fortsetzung des „Diwans" in östlicher Richtung.

Die Sehnsucht nach dem Frieden der Natur und dem Paradiese seliger Erinnerung, die der Greis jetzt suchte,

spricht sich in einer kleinen, mehr deutschen als chinesischen Strophe aus:

„Die stille Freude wollt ihr stören?
Laßt mich bei meinem Becher Wein!
Mit andern kann man sich belehren;
Begeistert wird man nur allein!"

Mehr und mehr fühlte er sich vereinsamt. In rascher Folge starben die letzten derer, die mit ihm jung gewesen waren. Am 6. Januar 1826 verschied Frau von Stein, nachdem sie wenige Monate vorher ihre Briefe von Goethe zurückerbeten und vernichtet hatte. Eine vorübergehende Erheiterung gewährte dem Dichter der Besuch des preußischen Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., und seiner beiden Brüder Wilhelm und Friedrich Karl, von denen der letztere mit Karl Augusts Enkelin Marie verlobt war.

Am 14. Juni des folgenden Jahres verlor der greise Dichter seinen fürstlichen Freund, den treuen Gefährten und hochherzigen Beschützer. Der Großherzog, bis zum letzten Augenblicke geistig frisch und an allen politischen, literarischen und wissenschaftlichen Fragen Anteil nehmend, erlag auf der Reise in Gradiz bei Torgau einem Schlaganfall. Aufs tiefste erschüttert zog sich Goethe in die Stille des Dornburger Schlößchens zurück, wo er nach seiner Gewohnheit bei angestrengter Arbeit Trost suchte. Mitten unter naturwissenschaftlichen Studien und kritischen Abhandlungen entstanden hier einige seiner schönsten Gedichte, u. a. das bekannte „Dem aufgehenden Vollmonde", das so herrlich ausklingt:

„So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht."

Der Tod vermochte ihn nicht zu schrecken, er regte ihn vielmehr zu neuem Leben, zu neuem Schaffen an. Noch hatte der Greis sein Lebenswerk nicht vollendet, noch lag in den Schatzkammern seines Geistes viel un-

gemünztes Gold, das der Prägung bedurfte. Mit rührendem Ernst und Eifer nahm er jetzt die beiden letzten großen Arbeiten vor, die beide an die Meisterwerke seiner höchsten Blütezeit anknüpften: „Wilhelm Meisters Wanderjahre" und „Faust II. Teil".

An eine Fortsetzung der „Lehrjahre" hatte er schon bei Schillers Lebzeiten gedacht. Die Frage des Freundes, wo denn eigentlich die Lehrjahre zu Ende seien, scheint Goethe zuerst auf den Gedanken gebracht zu haben, die Erzählung von Wilhelms Schicksalen und Erfahrungen weiterzuspinnen. Ja, er brachte sogar, um eine bequeme Handhabe zur Fortsetzung zu bekommen, im letzten Buche der „Lehrjahre" sogenannte Verzahnungen an, die diesem Romane gerade nicht zum Vorteil gereichen. Inzwischen war aber die Gestalt des Helden in seiner Einbildung verblaßt, er traute sich offenbar selbst nicht mehr die Kraft zu, sie noch einmal wirksam zu beleben, und so faßte er schon früh den Entschluß, sich die Arbeit dadurch zu erleichtern, daß er eine Reihe nach und nach entstandener Novellen locker in den Gang der Handlung einflocht. Unter diesen ist „Die neue Melusine" wohl die älteste. Er hatte sie, wie er selbst berichtet, schon in der Sesenheimer Laube Friederike und ihrer Schwester erzählt, die sich, „von seiner seltsamen Darstellung aufs äußerste verzaubert, ganz eigen teilnehmend erwiesen". Zum Niederschreiben des Märchens in seiner endgültigen Fassung kam er jedoch erst im Sommer 1807. Die Anregung zur „Pilgernden Törin" fällt in das Jahr 1789 und ist auf eine französische Erzählung „La folle en pélérinage" zurückzuführen, die damals allgemein bekannt war und von Goethe sehr frei bearbeitet wurde. In ähnlicher Weise läßt sich „Der Mann von fünfzig Jahren", der in der Hauptsache freilich, wie so mancher andere Bestandteil der „Wanderjahre", erst im Sommer 1807 geschrieben wurde, auf ein 1795 von Kotzebue bearbeitetes französisches Lustspiel zurückführen. Die Geschichte von „Sankt Joseph dem

Zweiten" beschäftigte den Dichter vermutlich schon 1799, „Das nußbraune Mädchen", zu dem er sich von Heinrich Meyer genaue Angaben über die Verhältnisse der schweizerischen Spinner und Weber erbat, sicherlich erst im Jahre 1810, während die kleine Novelle „Wo steckt der Verräter?" im Sommer 1820 zu Papier gebracht wurde.

Natürlicherweise konnte bei der ziemlich gezwungenen Vereinigung des innerlich so verschiedenartigen Stoffes kein Kunstwerk aus einem Guß entstehen. Es ist nicht ohne Reiz, zu beobachten, wie Goethe bei der Arbeit zu Werke ging. Zunächst stellte er zwischen den vorhandenen Bestandteilen die Verbindung her, bezeichnete in der Handschrift alle Stellen, die einer Überarbeitung oder einer weiteren Ausgestaltung bedurften, und ließ bei einer neuen Abschrift des Ganzen genügend freien Raum, um solche Zusätze einzuschalten. So wurde der erste Band des Romans verhältnismäßig schnell druckfertig gemacht und konnte schon im Mai 1821 erscheinen. Aber er genügte dem Dichter nicht, trotz der freundlichen Aufnahme, die das Buch fast überall fand. Wie groß das Interesse für Goethes neues Werk damals war, geht schon daraus hervor, daß sich der Pfarrer Friedrich Wilhelm Pustkuchen zu Lieme bei Lemgo erdreisten konnte, ziemlich gleichzeitig einen Roman desselben Titels ohne Verfassernamen erscheinen zu lassen, der manchen Leser wenigstens zu Anfang irregeführt haben mag, wenn ihm auch die öde Schimpferei des braven Gottesmannes auf Goethe und seine Dichtungen nur zu bald die Augen öffnen mußte.

Im Jahre 1827 begann der Dichter mit der völligen Umarbeitung des bereits erschienenen Teiles, dem er noch einen zweiten folgen lassen wollte. Aber das Werk wuchs ihm unter den Händen derart an, daß er sich entschloß, den gesamten Stoff auf drei Bände zu verteilen. Während des Satzes (1828) stellte sich nun heraus, daß ihn die weitläufige Handschrift seines Schreibers über den wahren Umfang der Arbeit getäuscht hatte, wodurch eine nochmalige Ergänzung und Erweiterung der letzten

Teile notwendig wurden. Vom Setzer gedrängt, nahm Goethe zu den gewagtesten Mitteln seine Zuflucht. Dem getreuen Eckermann überreichte er zwei Stöße ungedruckter Schriften: „Einzelheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben" und trug ihm auf, „davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenzuredigieren, um damit vorläufig die Lücken in den Wanderjahren zu füllen". Wie groß die Not war, kann man daraus ersehen, daß sogar das Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schädel" in den Roman aufgenommen wurde. Eckermann unterzog sich seiner Aufgabe zu Goethes voller Zufriedenheit. „Als nun die Wanderjahre erschienen," so bekennt er freilich selbst, „wußte niemand, wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge rätselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Literatoren, zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern und zumal Leserinnen sehr unbequem fallen mußten."

Der Versuch, den dünnen Faden des Romans zu entwirren, soll hier nicht gewagt werden. Wer die „Wanderjahre" zur Hand nimmt, möge sie nicht als einen Roman, sondern als ein eigenartiges Lehrbuch der höchsten Lebensweisheit betrachten. Wie schon angedeutet, tritt der duldende Held der „Lehrjahre" in dieser Fortsetzung auffallend in den Hintergrund, statt des einen „Wanderers", den wir zu finden glauben, treten uns „Wandernde" entgegen, und auch diese sind zum Teil so schemenhaft, daß wir ihnen einen tieferen persönlichen Anteil versagen müssen. Wenn uns die „Lehrjahre" die Entwicklung des Einzelmenschen vor Augen führten, so zeigen uns die „Wanderjahre" die Entwicklung der Gesellschaft, die Erziehung nützlicher Staatsbürger, deren jeder, nach des Dichters Wunsch, am rechten Platze wirken und seine eigenen Neigungen dem Wohle der Gesamtheit unterordnen soll. Hier bewährt sich Goethe wieder als Prophet: viele seiner Aussprüche und Ansichten könn

ten der Feder unserer neuesten Sozialpolitiker entflossen sein. Wird in den „Lehrjahren" die Bedeutung äußerer Zufälligkeiten für die Entwicklung des Menschen betont, so bekennt sich der Dichter in den „Wanderjahren" zu den Grundsätzen einer bis auf die Spitze getriebenen planmäßigen Erziehung. Die „pädagogische Provinz", die im Roman einen so breiten Raum einnimmt, ist trotz der gleichmäßigen geistigen und körperlichen Ausbildung, die hier gepflegt wird, weiter nichts als eine Drillanstalt, aus der die Knaben, wenn sie die Dressur überhaupt überlebten, als Schablonenmenschen schlimmster Sorte hervorgehen müßten. Hier wird als die Grundlage aller Religiosität die Ehrfurcht gepredigt, was man noch hinnehmen könnte, wenn sich die Betätigung dieser Tugend nicht lediglich auf allerlei Förmlichkeiten beschränkte, deren Ausführung durch Knaben im besten Falle belustigend wirken würde. Trotz solchen Seltsamkeiten bleibt der Roman, so wenig Leser er heute auch noch finden mag, eine der köstlichsten Gaben Goetheschen Kunst. „Nur für flüchtige Unterhaltung", sagt Heinrich Düntzer mit Recht, „ist er zu schwer und zu gut. Man bleibe sich bewußt, daß es ein lehrhafter Roman ist, von großer Tiefe, aber auch, bei manchen Schwächen im einzelnen, von feinem Kunstgefühle in Anordnung, Ausdruck und Gehalt und von mächtiger Gestaltungskraft belebt."

Mit den „Wanderjahren", deren Druck im Frühjahr 1829 beendet wurde, sah Goethe eine Last von seinen Schultern sinken. Mit neuem Eifer wandte sich der Achtzigjährige nun wieder seinem Lieblingsfache, der Botanik, zu. Auch die Geselligkeit nahm ihn jetzt wieder mehr in Anspruch. Mit warmem Anteil sah er die liebliche Prinzessin Augusta, die junge Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, des nachmaligen ersten deutschen Kaisers, Weimar verlassen, um nach Berlin zu ziehen. Gäste aus aller Welt sprachen im Hause am Frauenplane vor: der Dichter Adam Mickiewicz, das Haupt der polnischen Romantiker, und der französische Bildhauer Pierre

Jean David d'Angers, dessen leider ziemlich verfehlte Riesenbüste Goethes wir heute auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar sehen. Zu den Vertretern von Dichtung und Bildhauerkunst gesellte sich ein Stern am musikalischen Himmel, der italienische Geigerkönig Niccolò Paganini, der damals gerade auf einer großen Kunstreise ganz Europa in Entzücken versetzte. Auch Zelter erschien um diese Zeit noch einmal in Weimar; es war das letztemal, daß sich die Freunde sahen. Mit den frohen Tagen kamen traurige: am 14. Februar 1830 folgte die Großherzogin Louise ihrem Gemahle in die Gruft. Goethe betrauerte in ihr seinen Schutzgeist, eine treue Verbündete in den Kämpfen seiner Weimarer Frühzeit. Sehr fein kennzeichnet Jenny von Gustedt, eine natürliche Tochter des Königs Jerome von Westfalen, die mit ihrem Mädchennamen von Pappenheim hieß und in Weimar erzogen wurde, die edle Frau, wenn sie von ihr sagt: „Sie war, so schien es, schon auf einer höheren seelischen Stufe geboren, zu der sich andere erst mühsam emporarbeiten müssen."

Der härteste Schlag traf den Greis aber im November 1830, wo er die Nachricht vom Tode seines einzigen Sohnes erhielt. August, begabt, aber leidenschaftlich und ohne die strenge Selbstzucht, der sein Vater soviel verdankte, fühlte sich in seiner Ehe, die er trotz allen Vorzügen Ottiliens stets als Zwang empfand, unglücklich. Er entschloß sich zu einer Reise nach Italien, wohl hauptsächlich, um dort ungebunden leben zu können. Der Vater mochte sich von einer solchen Reise für den Sohn eine ähnliche heilsame Wirkung versprechen, wie er sie einst selbst unter jenem heiteren Himmel verspürt hatte. Er bestärkte den Sohn in seinem Vorsatz und gab ihm den vorsichtigen Eckermann als Reisebegleiter und Berater mit. Aber schon in Genua mußten sich die Reisenden trennen. Eckermann kehrte allein über die Alpen zurück, während August von Goethe weiter nach Süden zog. Der Bruch des Schlüsselbeins, den er kurz vor

Spezzia erlitten, nötigte ihn, dort vier Wochen liegenzubleiben. Kaum wiederhergestellt, reiste er von Livorno zur See nach Neapel. In Pompeji wohnte er der Ausgrabung eines Hauses bei, das zu Ehren seines großen Vaters die Bezeichnung „Casa di Goethe" erhielt. Aber zum rechten Genuß italienischer Kunst und Natur sollte er nicht gelangen: eine fieberhafte Erregtheit hatte sich seiner bemächtigt. Sie steigerte sich auf der Fahrt nach Rom immer mehr, und kaum dort angekommen, erlag er am 27. Oktober einem Schlaganfall. An der Pyramide des Cestius, auf dem Friedhofe der Protestanten, fand er sein einsames Grab. Augusts Unglück hatte eine zweifache Wurzel. Zu einer bedenklichen erblichen Belastung — der Großvater Vulpius war Trinker gewesen, und er selbst war schon als Kind von seiner Mutter an den Weingenuß gewöhnt worden — gesellte sich bei ihm das ihn seelisch völlig niederdrückende Bewußtsein, kein Eigenleben führen zu können, sondern immer nur als der Sohn seines großen Vaters bewertet zu werden. Hören wir, was Frau von Gustedt in ihren von ihrer Enkelin Lily Braun unter dem Titel „Im Schatten der Titanen" veröffentlichten Erinnerungen über ihn mitteilt! „Er war nichts Außergewöhnliches," heißt es da, „sondern ein kluger, gutmütiger Mann, der als Sohn eines anderen Vaters einen ernsten, ruhigen Lebensweg gefunden hätte. Der alte Goethe liebte seinen Sohn unendlich, er sah in ihm ein Stück seiner selbst oder wollte es vielmehr sehen; das empfand August aber nicht als Glück, sondern als drückende Last. Goethe hatte viele Kinder verloren, dieser eine sollte ihm alle anderen ersetzen. Er nahm ihn schon als Knaben auf seinen Wanderungen mit, versuchte ihm seine Passionen einzuimpfen. Augusts frischer Geist faßte leicht und fröhlich auf, was der Vater ihn lehrte; er zog aber, wie es ganz natürlich war, den Umgang mit gleichaltrigen Gefährten dem alleinigen mit seinem Vater vor. Das schmerzte diesen, denn er vergaß, wie so viele Väter den Söhnen gegenüber, die eigene Kinderzeit. Er wurde

strenger, überwachte seinen Unterricht, überhörte ihn zuweilen und unterdrückte die aufwallende Zärtlichkeit, weil sie ihm nicht in sein Erziehungssystem zu passen schien. Augusts heißes Herz wandte sich mehr und mehr der Mutter zu, die ihn von Anfang an verhätschelte. Sie verstopfte das schreiende Mäulchen des Babys mit Süßigkeiten und anderen Dingen; sie öffnete dem streng bewachten Knaben jede Hintertür; sie steckte, was sie vom Wirtschaftsgeld erübrigte, dem Jüngling zu ... Die Nähe des Vaters floh er, weil die forschenden Blicke, die unausgesprochenen Anklagen ihn einschüchterten. So kam es, daß er, der sonst so Fröhliche, sich in den Räumen Goethes am liebsten stumm und mißmutig in die Ecken drückte. Das Gefühl, hier nur als der Sohn seines Vaters betrachtet zu werden, der Gedanke, daß er den Mund nur auftun könne, wenn er etwas Geistreiches zu sagen wisse, wird jeder begreiflich finden, der sich in seine Lage versetzt. Schmeichler, wahre und falsche Freunde umgaben ihn außerhalb des väterlichen Hauses; unter ihnen ließ er sich nun vollständig gehen, sie nannten seine Streiche genial, die nur jugendlich und unvernünftig waren, sie bewunderten seine Verse, die heute von jedem Tertianer besser gemacht werden ... Es kam aber auch für ihn eine Zeit, wo er die innere Leere empfand. Seine Wünsche gipfelten schließlich in dem einen Wunsch: Fort! Nach langem Kampf wagte er endlich, Goethe diesen Wunsch auszusprechen. Es kam zu ernsten Szenen, denn Goethe wollte oder konnte ihn nicht begreifen, selbst als Knebel sich auf seine Seite stellte. Fern von Weimar, womöglich unter anderm Namen, hätten Augusts gute Seiten bald die weniger guten unterdrückt."

Auch für den ehelichen Jammer des jungen Paares findet Frau von Gustedt eine einleuchtende Erklärung: „... sie glaubten sich heiß zu lieben, und doch liebte Ottilie in ihm nur den Sohn seines Vaters, den sie mit den schönsten Träumen ihrer Phantasie ausschmückte. Es war nur Phantasie! Ihr Geist vermochte ihn auf

die Dauer nicht zu fesseln, und eine Schönheit, die seine Sinne erregen konnte, besaß sie nicht. Ihre Ehe wurde durch beider Schuld sehr unglücklich ... Die gewohnten Schmeicheleien, die Ottilie ihm bei ihrer unbedingten Wahrheitsliebe nicht zuteil werden ließ, fand er anderwärts zur Genüge; die Träume, die sein Geist ihr nicht verwirklicht hatte, suchte sie in ihrer Umgebung zu finden ... Aber auch die Freude an seinen Söhnen verbitterte ihm sein Mißtrauen. Ich stand einmal mit ihm am Fenster des Eßzimmers kurz vor Tisch. Im Garten ging Goethe auf und nieder, seine Enkel kamen hinuntergelaufen, um ihn zu holen. Jubelnd umschlangen sie den Großvater, erzählten, lachten, spielten; er freute sich sichtlich ihrer lieblichen Gegenwart, und ich sah mit Vergnügen zu. Da fiel mein Blick auf August; er starrte mit zusammengekniffenen Lippen, blaß und schwer atmend, auf dasselbe Bild; sein Aussehen sagte mehr als Worte."

Auch von Goethes Enkeln muß leider berichtet werden, daß sie im Schatten ihres großen Ahnen verkümmerten. Die beiden nicht unbegabten männlichen Nachkommen des Dichters, Walter (geb. am 9. April 1818) und Wolfgang (geb. am 18. September 1820), von denen der letztere kurze Zeit als Legationssekretär in preußischen Diensten gestanden hatte, lebten still und menschenscheu als Kammerherren in Weimar und zogen sich in ihren letzten Jahren nach Leipzig zurück, wo der jüngere am 20. Januar 1883, der ältere, nachdem er durch letztwillige Verfügung den treu behüteten künstlerischen Nachlaß des Großvaters dem weimarischen Staate, den literarischen der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar vermacht hatte, am 15. April 1885 starb. Ihre Schwester Alma (geb. am 29. November 1827) war schon am 29. September 1844 in Wien am Typhus gestorben.

Goethe erhielt die Botschaft von Augusts Tod in der zweiten Novemberwoche. Seiner Gewohnheit nach verschloß er den Schmerz in der tiefsten Brust. Merkwürdig sind seine Briefe aus dieser Zeit: überall geht er mit

einer umschreibenden Wendung über das Unglück weg; stets wird das Wort „tot“ oder „gestorben“ ängstlich vermieden. „Mein Sohn ist außengeblieben,“ schreibt er einmal, und in dem für Zelter aufgesetzten Bericht heißt es zum Schlusse: „Nach wenigen Tagen schlug er (August) den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war ... Und so, über Gräber, vorwärts!“ Rührend klingt eine Stelle aus dem Brief an Zelter vom 21. November: „Das eigentliche Wunderliche und Bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiterzutragen habe. Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrechterhalten. Ich habe keine Sorge als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben hat, der braucht sich nicht viel zu besinnen.“

Diesmal zeigte sich der Geist zwar willig, aber der Körper schwach. Der gewaltsam niedergehaltene Schmerz durchwühlte Goethes Inneres und artete in eine schwere Krankheit aus. Ein furchtbarer Blutsturz überkam den Greis in der Nacht vom 25. auf den 26. November und warf ihn aufs Krankenbett. Man zweifelte an seinem Aufkommen, doch seine eiserne Natur überwand noch einmal den Anfall. Bereits am 30. November konnte er dem treuen Eckermann wieder einen mit Bleistift geschriebenen kurzen Brief senden.

Der Wiedergenesende betrachtete die überstandene Krankheit als eine Mahnung des Todes. Mit einer wahren Hast vollendete er den letzten Abschnitt von „Dichtung und Wahrheit“ und den zweiten Teil des „Faust“.

Diese letzte Gabe des Dichters hat mit den „Wanderjahren“ Vorzüge und Schwächen gemein. Für die höchste

Weisheit des Greisenalters scheint das Gefäß der künstlerischen Form zu eng geworden zu sein. Wie das älteste Stück der „Wanderjahre", das Melusinenmärchen, so reicht auch der Kern des zweiten Faustteiles, das „Helena"-Fragment bis in die Jugendzeit Goethes zurück: schon im Frühjahr 1780 konnte er der Herzogin Anna Amalia das Stück vorlesen. Ob er, wie er später selbst berichtet, schon damals an einen zweiten Teil des „Faust" gedacht hat, ist zweifelhaft. Der Plan zu einer solchen Fortsetzung scheint vielmehr erst um die Wende des Jahrhunderts aufgetaucht zu sein, wenigstens wird in einem Briefe Schillers vom 13. September 1800 des „zweiten Teiles des Faust" zum erstenmal Erwähnung getan. Dann blieb die Arbeit wieder liegen, bis die Beschäftigung mit dem vierten Abschnitt von „Dichtung und Wahrheit" Goethe auf den alten Lieblingsstoff zurückführte. So wurde die Arbeit am zweiten Teile des „Faust" das „Hauptgeschäft" seiner sieben letzten Lebensjahre. Das Höchste, was er noch zu bieten vermochte, hat er in dieses Werk hineingelegt und, wie er selbst gesteht, „hineingeheimnißt". Ohne eine gute Erläuterung werden nur wenige Leser tiefer in die Goldgruben der gewaltigen Dichtung eindringen können. Aber man hüte sich wohl, den von dem Erklärer bezeichneten Pfad allzu ängstlich innezuhalten und verlasse sich hauptsächlich auf sein eigenes Kunstgefühl. Denn über viele Stellen des Dramas gehen die Ansichten der Erläuterer weit auseinander: was der eine als Gleichnis aufgefaßt haben will, erscheint dem andern als rein poetisches Bild ohne tiefere Neben- und Hintergedanken.

Mephisto führt Faust an den kaiserlichen Hof, der sich wegen der ins Ungeheuere angewachsenen Staatsschuld in arger Verlegenheit befindet. Trotzdem wird mit der ganzen Prunklust der Renaissance gerade der Karneval gefeiert. Ein Festspiel belustigt den Hof. Mephisto befreit den Kaiser aus seiner mißlichen Lage, indem er das Papiergeld erfindet. Das Reich scheint einem neuen Aufschwung

entgegenzugehen; für Handel und Wandel beginnt eine neue Blütezeit. Mephisto und Faust werden mit kaiserlichen Gnaden bedacht und in das Gefolge aufgenommen. Der Kaiser traut ihnen jede Kunst zu und verlangt von Faust, daß er ihm Helena, die schöne Urheberin des Trojanischen Krieges, herbeirufe — ein Zug, den schon die alten Faustbücher aufweisen. Faust verspricht es im Vertrauen auf Mephistos Hilfe. Aber über die Gestalten des Altertums hat der Teufel als eine Ausgeburt christlicher Gelehrsamkeit keine Macht. Er gibt Faust den Rat, zu den „Müttern" hinabzusteigen, also zu den Urquellen alles Seins, die zugleich der antiken wie der mittelalterlichen Anschauung geläufig und somit die rechten Vermittlerinnen zwischen dem christlichen Mittelalter, in dessen letzter Periode ja die Handlung vor sich geht, und der schönen Zauberwelt des Altertums sind. Faust begibt sich in die Unterwelt und kehrt mit einem Dreifuß zurück, dem er mitten in der höfischen Versammlung Nebeldünste entlockt. In diesem Nebel zeigen sich die Gestalten der Helena und des Paris in ihrer ganzen klassischen Schönheit. Aber die zuschauende Hofgesellschaft erweist sich als alltäglich empfindendes Theaterpublikum. Faust jedoch wird von Helenens Schönheit so hingerissen, daß er auf sie losstürzt und sie zu greifen versucht. Das trügerische Luftgebild zerrinnt, ein Donnerschlag erschüttert den Palast und Mephisto entführt im allgemeinen Getümmel den ohnmächtig gewordenen Gefährten.

Im zweiten Akte sehen wir Mephisto wieder in Fausts Studierzimmer. Während der Doktor in der Bettkammer schläft, tritt der einst so demütige Schüler wieder auf, der damals schon Mephisto für Faust gehalten hatte und jetzt, im Vollbewußtsein seiner frischen Weisheit, den vermeintlichen alten Lehrer mit Grobheiten überschüttet.

Während Faust auf mancherlei Irrfahrten das praktische Leben kennenlernte, hat sein Famulus Wagner, der Mann der Theorie, in seiner Büchergelehrsamkeit große Fortschritte gemacht. Wir finden ihn jetzt im Labo-

ratorium beschäftigt, einen Homunkulus zu erzeugen, einen auf chemischem Wege hergestellten Menschen, der den mittelalterlichen Alchemisten als höchstes Ziel ihrer Kunst galt. Der Homunkulus zeigt sich wirklich in der Glasflasche, er erkennt Mephisto und begrüßt ihn als verwandtes Wesen. Sie kommen überein, dem noch immer sehnsuchtskranken Faust die schöne Griechin suchen zu helfen, und entführen ihn durch die Luft zu den Pharsalischen Feldern, wo nach den Vorstellungen der Alten die Geister spukhafte Feste feiern. Hier im Zauber der „klassischen Walpurgisnacht", einem herrlichen, formenschönen Gegenstück zur „romantischen" des ersten Teiles, soll Faust, der ewig Zweifelnde, ewig Unbefriedigte vollkommen gesunden. Hier ist die Stätte, wo ihm, wie Mephisto erwartet, der Genuß des Augenblicks den Wunsch nach Verlängerung seiner Freuden eingeben muß.

Faust erkundigt sich bei dem Zentauren Chiron nach Helena. Dieser weist ihn an die Seherin Manto, die Tochter des Teiresias, der die Pforte zur Unterwelt offen steht. Faust steigt hinab, während Mephisto in den Phorkyaden, den widerlichsten Gestalten der antiken Sagenwelt, verwandte Seelen findet und sich zu ihnen gesellt, und Homunkulus, das Erzeugnis mühsamer Gedankenarbeit, im Anschauen der Galatea, der Verkörperung der höchsten Schönheit, in Nichts zerfließt.

Im dritten Akte gehen Fausts Wünsche in Erfüllung Helena, von Menelaos nach der heimatlichen Burg zurückgeführt, ist nach der Landung in den Palast vorausgeschickt worden und sieht nun ihrem Schicksal zagend entgegen. Sie weiß nicht, ob sie sich als Königin oder Gefangene zu betrachten hat.

Mephisto, in Gestalt eines Phorkias, stellt ihr Menelaos' Rache in Aussicht und entfremdet ihr Herz aufs neue dem Gemahl. Da tritt Faust auf, als mittelalterlicher Ritter gekleidet und von romantischem Zauber umgeben. Er gewinnt Helenens Liebe und vermählt sich mit ihr. Ihrem Bunde entsprießt Euphorion, bei dem Goethe nach

seinem eigenen Bekenntnis an Lord Byron dachte, in dessen Dichtung sich die Romantik mit der Antike verschmolzen zeigt. Euphorion stirbt früh in rastlosem Tatendrang; Helena, die zur Einsicht kommt, „daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint", folgt dem geliebten Sohn in die Unterwelt und läßt dem Gatten nur Kleid und Schleier, die äußeren Hüllen der ewigen Schönheit, zurück. Sie lösen sich in Wolken auf, umgeben Faust und tragen ihn von dannen.

Der vierte Akt zeigt uns Faust und Mephisto wieder am Hofe. Sie finden den Kaiser aufs neue in großer Verlegenheit; ein feindliches Heer, an dessen Spitze ein Gegenkaiser steht, bedrängt ihn. Faust erbietet sich, ihm zu helfen, läßt durch Mephisto drei Dämonen herbeirufen, schlägt mit ihnen den Feind und ruft Ruhe und Frieden ins Reich zurück. Des tatenlosen Genusses und des ziellosen Umherschweifens müde, sucht er jetzt in ersprießlicher Tätigkeit sein Genügen. Der Kaiser – so ist der Fortgang der Handlung nach einem von Goethe entworfenen, nicht in die Dichtung aufgenommenen Auftritte zu verstehen – hat ihn zur Belohnung seiner Dienste mit einer Küstenprovinz belehnt.

Im fünften Akt sehen wir den gealterten Faust auf der Höhe seines schöpferischen Wirkens. Er hat die Küste durch Deichbauten gesichert, Handelsschiffe entsandt und Kolonien gegründet. Aber die Unzufriedenheit wird er nicht los; seine Erfolge machen ihn vielmehr ungerecht und hartherzig. Zur Strafe einer übereilten Grausamkeit nahen vier graue Frauen, der Mangel, die Schuld, die Sorge und die Not. Aber nur die Sorge vermag in den Palast einzudringen, sie schlüpft durch das Schlüsselloch.

Unter ihrem Hauch erblindet er. Das körperliche Leiden wirft den Tatenfrohen jedoch nicht nieder. Ein neuer Plan beschäftigt seinen Geist: die Trockenlegung eines Sumpfes. Selig lauscht er am Tore seines Palastes dem Geklirr der Spaten, das er für ein frohes Zeichen schaffender Tätigkeit hält. Aber der Blinde irrt: es sind die

Lemuren, die sein Grab graben. Stolz spricht er zu Mephisto von seinem bald erreichten hohen Ziel, er sieht mit seinem geistigen Auge das urbar gemachte Land von glücklichen, fleißigen Menschen besiedelt.

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn,
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aonen untergehn!" —

Zum erstenmal fühlt er sich befriedigt. Aber der „höchste Augenblick" bedeutet für ihn den Tod. Er sinkt nieder und stirbt. Mephisto beschwört ein ganzes Heer von Höllengeistern, um Fausts Seele zu verfolgen. Aber vom Himmel steigen rosenstreuende Engelchöre hernieder, denen die Teufel weichen müssen. Die Himmlischen tragen Fausts Unsterbliches nach oben. Ihr Gesang:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen!
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen!"

enthält den Schlüssel zu Fausts Rettung und damit den harmonisch ausklingenden Schlußakkord des ganzen Faustdramas.

Im August 1831 schloß Goethe nach Eckermanns Bericht seine Arbeit ab, verpackte und versiegelte sie sorgfältig und traf die notwendigen Anordnungen wegen der Herausgabe des Werkes nach seinem Tode. Eine letzte kleine Arbeit botanischen Inhaltes „Über die Spiraltendenz der Vegetation" war schon im Frühjahr fertig geworden. „Mein ferneres Leben", bemerkte der Greis zu seinem getreuen Famulus, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue."

Heiter und gelassen sah der Zweiundachtzigjährige dem nahenden Tode entgegen. Noch einmal stieg er zum Gickelhahn bei Ilmenau empor, erfreute sich an der Aussicht auf das Thüringer Land und las mit tränendem Auge die Verse, die er am 7. September 1783 an die Wand des Jagdhäuschens geschrieben hatte:

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Der letzte Geburtstag brachte ihm noch mancherlei freudige Überraschung: englische Verehrer und Freunde, an ihrer Spitze Thomas Carlyle, sandten ein kunstvoll gearbeitetes Petschaft; aus der Vaterstadt am Main kam eine Kiste köstlichen Rheinweins. Mit ungetrübtem Anteil verfolgte Goethe die Ereignisse in Nähe und Ferne, besonders den wissenschaftlichen Streit zwischen den französischen Naturforschern Cuvier und Geoffroy St. Hilaire, von denen der letztere mit seiner eigenen auch Goethes Anschauung über die stetig fortschreitende Entwicklung der Arten und Formen vertrat.

Gleichmäßig beschäftigten ihn noch Kunst, Literatur und Kritik. Er ersann Vorwürfe für bildende Künstler und besprach noch zuletzt Spontinis neue Oper „Die Athenerinnen".

Am 11. März 1832 unterhielt er sich wohl eine Stunde lang mit Eckermann über religiöse Fragen. Am 16. überkam ihn ein katarrhalisches Fieber, aber noch den Tag darauf vermochte er einen Brief an Wilhelm von Humboldt zu diktieren. Dann nahm die Schwäche, zu der sich eine Lungenlähmung gesellte, von Tag zu Tag zu. Am 22. März um die Mittagsstunde ereilte den Dichter der Tod. Im Lehnstuhle aufrecht sitzend verschied er. Die letzten verständlichen Worte, die er sprach, waren: „Macht

doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme."

Die Ärzte, die seinen Leichnam untersuchten, erstaunten über die herrliche Erhaltung des Körpers, der kaum eine Spur greisenhaften Verfalls aufwies.

Die Leiche wurde am 26. fünf Stunden lang in einem kapellenartig hergerichteten, mit goldenen Sternen und Lyren verzierten Durchgange des Goetheschen Hauses zur Schau gestellt; ein Lorbeerkranz schmückte das von keinem Todeskampf entstellte Haupt. Nachmittags wurde der Sarg unter würdigen Feierlichkeiten zur Fürstengruft gebracht und neben denen Karl Augusts und Schillers aufgestellt.

Ein ungeheurer Schmerz erfaßte die ganze gebildete Welt, ein Schmerz, den wir noch heute ahnen können, wenn wir Goethes Haus in Weimar durchwandern. Aus allem, was ihn umgab, spricht seine Person so deutlich, daß der Besucher meint, der große Abgeschiedene müsse ihm mit leuchtenden Augen und heitrer Stirn aus dem nächsten Zimmer entgegentreten.

Allerorten veranstaltete man Trauerfeierlichkeiten. In Wort und Bild suchte man das Andenken an den größten Zeitgenossen wachzuhalten. Die Bücher, die sich mit Goethe und seiner Lebensarbeit beschäftigen, sind nach und nach zu einer stattlichen Bibliothek angewachsen. Aber erst unserer Zeit war es beschieden, in die tiefsten Tiefen seines Geistes hinabzusteigen und durch die Veranstaltung einer mit peinlicher Genauigkeit bearbeiteten geschichtlich-kritischen Gesamtausgabe seiner Werke den Wortlaut des Goetheschen Textes festzustellen und festzuhalten. Unter dem Ehrenvorsitz des Großherzogs Karl Alexander, des Enkels Karl Augusts, trat im Jahre 1885 die Goethe-Gesellschaft zusammen, die sich zur Aufgabe gestellt hat, das Andenken des Dichters durch die Pflege der mit seinem Namen verknüpften Literatur in würdiger Weise zu ehren. Wirksam unterstützt wird sie in diesem Bestreben durch das Goethe- und Schiller-Archiv, die hochherzige

Stiftung der unvergeßlichen Großherzogin Sophie, deren Namen die von ihr angeregte große Goethe-Ausgabe trägt. Dieser rein wissenschaftlichen Veröffentlichung schließen sich von Jahr zu Jahr neue Goethe-Ausgaben an, die der nie veraltenden Saat Goetheschen Dichtens und Denkens immer weitere Verbreitung verschaffen und das Dasein Tausender und aber Tausender mit einem Strahl echten Sonnenlichts erhellen. So wirkt der Unsterbliche noch heute fort – mag Denkmal auf Denkmal ihm zu Ehren sich erheben – das schönste setzte er sich selbst in seinen Werken!

Namen- und Sachregiſter

(Die beigefügten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen)

A.

Aachen 36.
Aartal 155.
„Achilleis“ 244.
Adersbach 215.
Adriatiſches Meer 171 ff.
Akademie der Arkadier 180.
Akademie der Olympier 170.
Albanergebirge 7. 181.
Albano 181.
Albrecht, J. G., Rektor 13.
Alcamo 186.
„Alexis und Dora“ 230.
„Alceſte“ (Wieland) 95.
Alpen 126.
Altorf 125.
Ampère, J. J. 213.
Amſteg 125.
„An Werther“ 293.
Anatomie 39. 162.
Andermatt 156.
André, J. 122.
Anet 155.
Anhalt-Deſſau, Leopold Friedrich Franz, Fürſt, ſpäter Herzog von 44.
Annaberg 47.
„Annalen“ (Tag- und Jahreshefte) 276 f. 288.
Antike, antik 35. 58. 70. 90. 149. 151. 159 f. 167. 172. 176. 186. 196. 230. 245 f. 314 f. 316.
Antonius, heil. 171.
„Anton Reiſer“ (Moritz) 179.
„Aolsharfen“ 293.
Apolda 139.
Apoll von Belvedere 70. 177.
Arioſt 173 f.
Ariſtophanes 160.
Arndt, E. M. 280.
Artern 8.
Aſſiſi 175 f.
„Athenerinnen, Die“ (Spontini) 318.
Ätna 187.
Atzbach 84.
„Aufgeregten, Die“ 218 f.
Augsburg 87. 215.
„Ausſöhnung“ 293.
„Auszüge aus einem Reiſejournal“ 209.

B.

Baden, Karl Friedrich, Markgraf von 114.
Bahrdt, K. F. 95.
Balſamo, Familie 185.
Bamberg 18. 234.
Banks, J. 281.
Bardolino 169.
Barockſtil 34. 44. 185.
Baſedow, J. B. 95. 106 f. 238.
Baſilius Valentinus 53.
Bayern, Ludwig I., König von 298.
Beaumarchais, P. A. C. de 113 f.
Bechſtein, L. 255.
Beck, Heinrich, und Frau 216.
Beethoven 280.
Behriſch, E. W. 42. 50.

„Bei Betrachtung von Schillers Schädel" 300. 306.
Beireis, G. Ch. 252.
„Beiträge zur Optik" 209.
„Bekenntniſſe einer ſchönen Seele" 16. 237. 243.
Bellomo, J. 216 f.
Belvedere 146. 210.
„Benvenuto Cellini" 227. 249 f. 276.
Bergen 24.
„Berichtigung der Geſchichte des jungen Werthers" 103.
Berio, Marcheſe 183.
Berka 285.
Berlin 150. 262. 285.
Bern 155.
Bertuch, F. J. 141. 146.
Bethmann, Eliſe 17.
Bibel, die 62. 74. 158. 210. 257.
Biebrich 284.
Biel 155.
Bielſchowsky, Albert 137. 241.
Bingen 283.
„Biographiſche Einzelheiten" 288.
Biscari, Anna, Fürſtin von 187.
—, Ignazio, Fürſt von 187.
—, Vincenzo, Fürſt von 187.
Blücher von Wahlſtadt, G. L. Fürſt 286.
Blumenbach, J. F. 246.
Boccaccio, G. 159. 227.
Bock, A. 84.
Bodenſtedt, F. 282.
Bodmer, J. J. 125.
Böhme, J. G. 34 ff.
Böhmen 280. 291. 294.
Boiſſerée, Melchior 58. 110. 275. 279. 283.
—, Sulpiz 58. 110. 275. 279. 283. 285.
Bologna 174 f.
Botanik 39. 168. 171. 173. 182. 197. 205. 215. 288. 292. 298. 307. 317.
Boucher, F. 127.
Bozen 169.
Branconi, M. A. verw. Marquiſe von, geb. von Elſener 155. 158.
Brand, Medailleur 296.
Braun, Lily 309.
Braunſchweig 83. 161. 262.
Braunſchweig, Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz, ſpäter Herzog von 155. 220.
„Braut, Die geflickte" 148.
„Braut, Die, von Korinth" 232.
Breitinger, J. J. 38.
Breitkopf, B. Ch. 37.
Breitkopf, B. Th. 40.
—, Familie 57. 39. 46.
Bremen 50.
Brenner 168.
Brenta 171.
Brentano, Bettina verehel. von Arnim 98 f. 263. 278. 283. 295.
—, Maximiliane, geb. von Laroche 87. 97 ff. 263.
—, P. A. 88. 97 ff.
—, Sophie 87.
—, Familie 87.
Breslau 215.
„Brief des Paſtors" 75.
„Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe" 295.
Brienz 155.
Brion, Friederike 41. 45. 60. 62 ff. 76. 118. 153 f. 260.
—, J. J. 62 ff. 154. 304.
—, Maria Salomea („Olivie") 62 f. 304.
Brixen 169.
„Buch Annette" 40. 43.
Buchsweiler 68.
Buff, Charlotte Sophie Henriette verehel. Keſtner („Lotte") 80 ff. 97. 100. 104. 107. 118.
Buffon, G. L. Leclerc, Graf von 39.
Bürger, G. A. 80. 271.
„Bürgergeneral, Der" 218 f.
Bury, Fr. 214. 267.
Byron, Lord 292. 295. 316.

C.

Caglioſtro 185. 218 f.
Calabrien 187.

Caltanisetta 187.
Campagna von Rom 176.
„Campagne in Frankreich“ 220.
Campanien 182.
Canitz, F. R. Freih. von 15.
Carlyle, Thomas 292. 318.
Carracci, A. 174. 177.
Caſtel Gandolfo 181 f.
Caſtelvetrano 186.
Caſtrogiovanni (Enna) 187.
Catania 187.
Catull 209.
Cellini, Benvenuto 249 f. 276.
Cento 174.
Chamiſſo, A. von 255.
Chamounytal 156.
Chiari, P. 173.
China, chineſiſch 302 f.
„Chineſiſch-deutſche Tages- und Jahreszeiten“ 302.
Chodowiecki, Daniel 82. 103. 150.
Città Caſtellana 176.
Claudius, Matthias 102.
„Clavigo“ 110. 113 f. 216. 247.
Clavijo y Flazardo, Don Joſé 113 f.
Clemens XIV., Papſt 176.
Clodius, Ch. A. 36.
Comenius, Amos 14.
Comer See 189.
Conca d'Oro 185.
Contade, Marſchall 58.
„Corinna“ (Staël) 249.
Corneille 24.
Cornelius, Peter von 279.
Corpus juris 13.
Cotta, J. F., Freiherr von 233 f. 252. 262. 288. 299 f.
Creuz, F. K. K., Freiherr von 15
Cumberland, Richard 146.
Cuvier, G. L. Ch. F. D., Baron von 318.

D.

Dalberg, C. Th. von 141.
Dannecker, J. H. von 233. 300.
Dante 261.
Darmſtadt 11. 73. 76 ff. 84. 96. 115. 124. 126.
Daru, P. A. B., Graf 268.
Darwin, Ch. 167.
David, J. L. 178.
David d'Angers, J. D. 308.
Delavigne, C. 292.
Delph, Helene Dorothea 123. 128. 233.
„Dem aufgehenden Vollmonde“ 303.
„Demetrius“ 251. 301.
„Denkwürdigkeiten der Prinzeß Stephanie Louiſe von Bourbon-Conti“ 247.
„Der Müllerin Verrat“ 232.
„Der 24. Februar“ (Werner) 265
Derones 25.
„Des Epimenides Erwachen“ 286.
Deſſau 43. 150.
„Dichtung und Wahrheit“ 7. 20. 25. 39. 46. 63. 78. 82. 86. 239. 277. 288. 312 f.
Diderot, D. 250.
„Diderots Verſuch über die Malerei“ 234.
„Diner zu Koblenz“ 107.
Dioskuren 70.
Döbbelin, K. Th. 132.
Döbereiner, J. W. 287.
Dôle 156.
Dölitz 44.
Domenichino (Domenico Zampieri) 175.
„Don Carlos“ 204 f. 220.
Don Juan 255.
„Don Juan“ (Mozart) 220.
„Don Quixote“ (Cervantes) 141.
Dorer-Egloff, E. 157.
Dornburg 303.
Dresden 48 ff. 84. 89. 215.
Dreißigjähriger Krieg 91. 159.
Drollinger, K. F. 15.
Drouais, J. G. 178.
Druſenheim 64. 69.
Dumeix D. F. 97.
Düntzer, H. 307.

Dürer, Albrecht 268.
Düſſeldorf 107 ff.
Dyk, J. G. 281.

E.

Eberwein, Komponiſt 148.
Eckermann, J. P. 5. 25. 121. 213. 262. 294 f. 298. 302. 306
„Edda“ 62.
„Edwin und Angelina“ (Goldſmith) 119.
Eger 168.
Egloffſtein, Henriette Gräfin von 130.
„Egmont“ 127. 159. 191 f. 194. 216.
Ehrenbreitſtein 97 f.
Eichenbergiſche Buchhandlung 75.
Einſiedel, Friedrich Hildebrand von 140. 142. 146. 218. 294.
Einſiedeln 125. 234.
Elſaß 168.
Eiſenach 149. 246. 273.
„Eisoden“ (Klopſtock) 77.
Ekhof, K 132. 146.
Elberfeld 109.
„Elegie“ 293 f.
„Elementarwerk“ (Baſedow) 106 f.
„Elpenor“ 159 f.
Elſaß, elſäſſiſch 62. 84. 152.
„Elyſium“ 77.
„Emilia Galotti“ 103. 216.
Emkendorf 228.
Emmendingen 124. 155.
Empireſtil 44.
Ems 87. 106. 110.
Engelbach, M. J. 68.
England, Engländer, engliſch 13. 33. 62. 83. 95. 279. 281.
Ephemeriden 67.
„Epilog zu Schillers Lied von der Glocke“ 251.
„Epiſteln“ 227.
Erfurt 100. 141. 152. 268. 283.
„Erklärung eines alten Holzſchnittes“ 149.
Erlach 155.
Erlangen 234.
„Erlkönig“ 160.
Erneſti, J. A. 33.
Erthal, F. K. J., Baron von und zu (nachm. Kurfürſt von Mainz) 27.
Erwin von Steinbach 57.
„Erwin und Elmire“ 119 f.
Eſte, ital. Fürſtengeſchlecht 174.
—, Alphons, Herzog von 211.
Eſterhazy, Fürſt N. J. v. Galantha 27.
Ettersburg 146. 151 f.
„Eulenſpiegel“ 14.
„Euphroſyne“ 234.
Euripides 189. 292.
Everdingen, A. van 169.
„Ewige Jude, Der“ 112.

F.

Fahlmer, Johanna, verehelichte Schloſſer („Das Tantchen“) 108. 119. 132. 155.
Falk, J. D. 263.
„Falke, Der“ 159.
Falkenorden 289. 297.
„Falſchen Spieler, Die“ (Klinger) 104.
„Farbenlehre“ 208. 215 245. 253. 267. 275.
Fäſch, Oberſt 47.
„Fauſt“ 16. 34. 53 f. 67. 103 f. 112 f. 122. 160 195. 219. 233. 254 ff. 279.
„Fauſt II. Teil“ 289. 304. 312 ff.
Fechter, Der ſterbende 70.
„Feldgeſchrei eines Neſtes kritiſcher Speck- und Feldmäuſe“ 229.
Fénelon 14.
Ferdinand IV., König von Neapel 183 f.
Ferrara 159. 174.
Fettmilch 8.
Fichte, J. G. 248.
Fichtelgebirge 161.
Filangieri, Gaetano 183.
Finnland, finniſch 280.
„Fiſcher, Der“ 160.
„Fiſcherin, Die“ 160 f.

Flachsland, Karoline, verehel. Herder 74. 76.
Fleischer, J. Fr. 33. 35.
Florenz 175. 189. 194. 249.
Florian, franz. Lustspieldichter 219.
Fondi 182.
Fort-Louis 68.
„Fortunatus“ 14.
Francia, Francesco 174.
Frankfurt a. M. 5 ff. 33 ff. 59. 71 ff. 84 f. 88 ff. 96 f. 104 ff. 108. 117 ff. 123 f. 126 ff. 132. 141. 152 f. 158 f. 169. 179. 195. 199 f. 200. 220 ff. 233. 261. 278. 283. 291. 299.
„Frankfurter Gelehrte Anzeigen“ 84 ff.
Frankreich, Franzosen, französisch 13. 20. 22. 33. 47. 54 f. 60 ff. 80. 90. 97. 113 f. 178. 188. 218. 220. 222 f. 227. 232. 244. 247. 250. 253 f. 263. 275. 277. 280 f. 307. 318.
Franz I., Deutscher Kaiser 20. 22. 28. 59.
Franz II., Deutscher Kaiser 266.
„Franz Sternbalds Wanderungen“ (Tieck) 243.
„Franziska“ 45.
Franziskus, heil. 176.
Frascati 181.
Frege, Leipziger Kaufmann 51 f.
Freimaurerei 238.
„Freuden des jungen Werthers“ (Nicolai) 103 f.
Friedberg 273.
Fritsch, J. F., Freiherr von 137.
Frommann, F. 265.
Furka 156.

G.

Galizien 215.
Gall, J. J. 251.
Gallitzin, Amalie, Fürstin von, geb. Gräfin von Schmettau 221.
Garbenheim 81. 84.
Gardasee 151. 169.
„Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe“ (Gottschall) 225.
„Gedichte, antik. Form sich nähernd“ 160.
„Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar“ 229.
„Geheimnisse, Die“ 164.
Gellert, Ch. F. 15. 33. 35 f.
Gelnhausen 33.
Genf 156.
Genfer See 155.
Genua 308.
Genzano 181.
Geoffroy St. Hilaire, E. 318.
Gera 163.
Gersau 125.
Gervinus, G. G. 269.
„Gesang der Geister über den Wassern“ 155.
„Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ (Schiller) 192.
„Geschichte des Fräulein von Sternheim“ (Laroche) 87.
„Geschichte meines botanischen Studiums“ 288.
„Geschwister, Die“ 144. 147. 216.
„Gespräche mit Goethe“ (Eckermann) 295.
Gießen 8. 84 f.
Giovane, Herzogin, geb. von Mudersbach 183.
Girgenti 186 f.
Glatz 215.
Gleim, J. W. L. 76. 108.
Göchhausen, Louise von 40. 112. 135. 146. 151. 263.
Göckingk, G. G. 231.
Goedeke, K. 282.
Goethe, Alma von 311.
—, August von 197. 233. 249. 267 f. 289. 308. 311 f.
—, Cornelia, geb. Walther, verw. Schellhorn 8. 10. 16. 19.
—, Cornelia, verehel. Schlosser 10. 30 f. 33. 42. 45. 52 f. 85. 89. 124. 132. 145. 147. 152. 155. 240.

Goethe, Friedrich Georg 8.
—, Johann Kaspar 8 ff. 12. 21. 23 f. 26. 29 f. 32. 35. 52 ff. 71 f. 78. 80. 86. 89. 116 f. 122 f. 126 ff. 132 f. 152 f. 158. 165. 171. 231.
—, Katharina Elisabeth 9 f. 17. 71. 78. 88. 91. 98 f. 117. 122 f. 127. 130. 132. 147. 151 ff. 158. 199. 223. 231. 233. 243. 268. 278.
—, Ottilie von, geb. von Pogwisch 289. 308. 310.
—, Walther von 291. 311.
—, Wolfgang von 311.
„Goethes Briefwechsel mit seiner Frau" 201.
„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" 264.
Goethe-Gesellschaft 319.
Goethe- und Schiller-Archiv 319.
Goethes Gartenhaus 132. 137. 149. 165. 302.
Goeze, J. M. 102.
Goldoni, Carlo 47. 173. 180.
Goldsmith, Oliver 62. 119.
Gontard, Frankfurter Familie 17.
Gontard-Passavant, Frankfurter Familie 273.
Gore, Charles 222.
Görres, J. v. 284.
Görtz, J. E., Graf 140.
Göschen, G. J. 195. 233.
Gotha 152. 161. 179.
Gotischer Stil 57 f. 170. 276. 279 f.
„Gott, Der, und die Bajadere" 232.
Gotter, F. W. 80.
„Götter, Helden und Wieland" 95.
„Götterlehre" (Moritz) 179.
Gottfried, Chronist 14.
Gotthard 125. 156. 234.
Göttingen 32. 115. 161. 246. 294.
„Göttliche, Das" 160.
„Göttliche Komödie" (Dante) 261.
Gottschall, Rudolf von 225.
Gottsched, J Ch. 33. 37. 47. 125. 222. 240.
„Götz von Berlichingen" 56. 67. 72. 78. 90 ff. 99. 114. 123. 137. 141. 144. 150 f. 191 f. 202. 247.
„Götzens von Berlichingen Lebensbeschreibung" 73.
Goué, A. F. von 81.
Gozzi, Carlo 146. 173.
Grabbe, Ch. D. 255.
Graditz bei Torgau 303.
„Graf Essex" (Banks) 281.
Gräf, H. G. 201. 249
„Grenzen der Menschheit" 160.
„Griechen" 25 ff. 32. 45. 118. 260.
Greuze, J. B. 127.
Griechenland, Griechen, griechisch 13. 185. 189 ff. 268. 295.
Grimm, Herman 265. 273.
Gröning, G. 50.
„Großkophta, Der" 218 f.
Guben 46.
Guercino (G. F. Barbieri) 174 f. 177.
Gutermann, Edler von Gutershofen 87.

H.

Häckel, H. J. von 118.
Hackert, Georg 183 f.
—, Philipp 183 f. 276.
Hadrian, römischer Kaiser 177.
Haeckel, E. 167.
Hafis 280 f.
Hagedorn, Ch. L. von 49.
—, F. von 15.
Hagen, K. E. von 252.
„Haimonskinder, Die vier" 14. 124.
Halberstadt 161. 252.
Halle 34. 218. 230. 248. 252.
Haller, A. von 15. 39.
Hamann, Joh. G. 61. 75. 93.
Hamburg 217.
Hamilton, Lord William 183.
„Hamlet" 95. 216. 239.
Hammer-Purgstall, J., Frh. von 280.
Händel, S. 36.
Harte, Emma, nachm. verehel. Hamilton 183.
Harz 149. 161. 163. 252.

„Harzreise im Winter“ 149.
Häser, Johann Georg 39.
Haslital 155.
Hasse, J. A. 46.
Haugwitz, H. Ch., Freiherr von 123 f.
Hegel, G. W. F. 285.
Heidelberg 123. 128. 222. 233. 267 f. 283. 285.
Heilbronn 233.
Heine, H. 255. 285.
Heinemann, Karl 88. 130. 153.
Heinse, Wilhelm 110.
„Helena“ 313.
Helmstedt 252.
Herder, J. G. von 42. 57. 60 ff. 67. 72 ff. 93 ff. 105. 133. 141 f. 161. 180. 192. 196. 198. 213 f. 242. 249. 260.
Herdt, Elisabeth, geb. Egell 83.
—, Ph. J. 83.
Herkules Farnese 177.
Hermann, Chr. G. 39. 50.
„Hermann“ (Schlegel) 47.
„Hermann und Dorothea“ 230 ff.
Herward von Forchenbrunn 52.
Herzlieb, Minna 265. 274.
Hesse, A. P. 76.
Hessen-Darmstadt 73. 87.
Hessen-Darmstadt, Karoline, Landgräfin von 73. 76. 92.
Heyne, Chr. G. 246.
Hildburghausen 161.
Hildesheim 184.
Hiller, Johann Adam 46.
Himburg, Ch. F. 160.
Hirt, Aloys 179. 232.
—, W. F., Maler 11. 23.
„Historia von Dr. Johann Fausten“ 14.
„Hochzeit, Die, des Figaro“ (Beaumarchais) 113.
Hoepfner, L. J. F. 84.
—, Marianne, geb. Thorm 84.
„Hofmeister, Der“ (Lenz) 68.
Holland, Holländer, holländisch 49. 90. 275.
Holland, Ludwig, König von 275.
Holstein 228.
Holstein-Eutin, Prinz von 61.
Holtei, K. von 255.
Hölty, L. H. Ch. 80.
Homburg 77. 87.
Homer 62. 80, 187 f. 230. 296.
Horaz 268.
„Horen, Die“ 224. 227 f. 234.
Horn, J. A. 37. 50. 59. 74.
Huber, M. 44.
Humboldt, Alexander von 228.
—, Wilhelm von 228. 231. 242. 285.
„Hund, Der, des Aubry“ 290.
Hüsgen, W. Fr. 19.
„Hymnus auf den Apollo“ 227.

J.

„Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste“ (Herder) 93.
„Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Herder) 93. 196.
Iffland, A. W. 217. 244. 285. 287.
„Ilias“ 244.
Ilm 131 f. 149. 161.
Ilmenau 139. 150. 161. 163. 319.
„Ilmenau“ 136.
Imhoff, Louise von, geb. von Schardt 197.
„Im Rheingau, Herbsttage“ 287.
„Im Schatten der Titanen“ (Lily Braun) 309.
Indostan 283.
Innsbruck 168.
Interlaken 155.
„Iphigenie“ 139. 144. 149 ff. 159 f. 169. 180. 189 f. 194. 202. 213. 298.
Italien, Italiener, italienisch 10. 12. 48. 58. 61. 70. 97. 117. 125 f. 128. 142. 159. 166 ff. 194 f. 197 f. 213 ff. 216. 227. 234. 250. 287. 291. 308.
„Italienische Reise“ 70. 183. 209. 287.

J.

Jabach, Kunstsammler in Köln 110.
Jacobi, Elisabeth, geb. von Clermont („Betty") 98. 108 f.
—, F. H. 108 f. 115. 118. 141. 217. 221. 228. 251. 278.
—, J. G. 88. 108 f.
—, Max 228.
Jacobs, F. Ch. W. 277.
„Jagd, Die" (Hiller) 46.
Jagemann, Karoline, nachm. Frau von Heygendorff 232. 269 f. 290. 294.
„Jäger, Die" (Iffland) 217.
„Jahrmarktsfest, Das, zu Plundersweilern" 95.
Jaxthausen 93.
Jena 34. 116. 139. 161 f. 204 ff. 215. 224. 228 f. 232. 246. 248. 253. 265. 270. 287. 290 f. 298.
„Jenaische Allgemeine Literaturzeitung" 248 f.
Jerusalem, J. Fr. W. 83.
—, K. W. 83. 96 f. 99.
„Jerusalem, Das befreite" (Tasso) 211.
„Jery und Bätely" 157.
„Johanna Sebus" 271.
Jonisches Meer 187.
Joseph II., Deutscher Kaiser 25. 28. 116. 165. 277.
„Jude, Der ewige" 14.
„Julius Cäsar" 67. 72. 289.
„Julius Cäsar" (Shakespeare) 72.
Juncker, J. 11. 23.
Jung-Stilling, Johann Heinrich 55 f. 109. 118.
„Junggesell, Der, und der Mühlbach" 232.
Juno Ludovisi 177.
Jura 156.

K.

„Kabale und Liebe" 216.
„Kaiser Oktavian" 14.
Kalb, J. A. von 128. 132. 158 f.
Kanne, Dr. Chr. K. 52.
Kant 20. 61. 204 f.
Karl V., Deutscher Kaiser 78.
Karl VII., Deutscher Kaiser 8. 21.
Karlsbad 161. 166. 197. 206. 253. 264. 267 f. 271. 274 f. 291 ff.
Karlsruhe 114. 124.
Karsch, A. L., geb. Dürbach 150
„Karneval, Das Römische" 180. 209.
Karsten, Schauspieler 290.
Kassel 152. 161. 246.
Kauffmann, Angelika 179 f.
„Kaufmann, Der, von Venedig" 216.
Kaulbach, W. von 82. 98.
Kayser, Ch. 118. 161.
Kestner, J. Ch. 80 ff. 89. 96 f. 104.
Kielmannsegge, Freiherr von 81. 96.
„Kindesmörderin, Die" (Wagner) 104.
Kirchenstaat 168.
Kirms, F. 217.
„Klaudine von Villa Bella" 120.
Klettenberg, Susanne von 16. 55 56. 105 f. 117. 237. 239. 243.
Klingemann, August 255.
Klinger, Maximilian 104. 146 f. 255. 278.
Klinkowström, von 140.
Klopstock, F. G. 15. 40. 77. 114 f. 124. 133 f. 160.
Knebel, K. L. von 115 f. 142. 146. 158. 161. 196. 210. 234. 274. 278. 294. 310.
Kniep, Ch. H. 184 ff.
Koblenz 86. 107. 284.
Koburg 8. 161.
Koch, H. G. 47. 133.
Kochberg 149.
Köln 58. 108. 110. 276. 284.
König, Dr. 81.
„König Lear" 216.
Königsberg i. Pr. 60.
Königsthal, G. G., König von 26
Körner, Ch. G. 45 f. 203. 242. 275.
—, K. Th. 45.
Kotzebue, Amalie 146.
—, A. F. F. von 146. 248. 291. 30

„Kraft“ 163.
Kranz, J. F. 158. 218.
Kraus, G. M. 127. 140. 222.
Krebel, Redakteur 39.
Kreuchauff, Fr. W. 44.
Krüger, Hofschauspieler 191.
„Kunst und Altertum“ 287 f. 299.
„Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar“ 287.
Kurland, Dorothea, Herzogin von 156. 267.

L.

Lahn 86 f. 107.
Lamarck, J. B. A. P. M. de 167.
„Landprediger, Der, von Wakefield“ (Goldsmith) 62.
Lange, Susanne geb. Lindheimer 81
Langer, E. Th. 50.
Laokoon 70. 177. 234.
„Laokoon“ (Lessing) 48.
Laroche, Frank von 87 ff.
—, Maximiliane von, verehel. Brentano 77. 88. 97 f. 263.
—, Sophie von 77. 86 ff. 107. 110. 244.
Larsner, von 118.
Laßberg, Fräulein von 102.
Lauchstädt 200. 217 f. 248. 251.
„Laune, Die, des Verliebten“ 41. 119.
Lauterbrunnen 155.
Lausanne 155.
Lauth, Geschw. 55. 57.
Lavater, J. C. 27. 95, 104 f. 107 f. 124. 126 f. 142. 156 f. 162.
Leipzig 8. 32 ff. 50 ff. 54 f. 70. 79. 82. 100 102. 146. 258. 278. 280 f. 311.
Lenau, N. 255.
Lengefeld, Frau von 203.
Lenz, J. M. Reinhold 68. 133. 146 f. 211.
Leppmann, Franz 241.
Lerse, Franz 56. 91. 232.
Lessing 34. 40. 47 ff. 54. 85. 94. 103. 111 f. 146. 179. 216. 240. 255.
Letten 62.
Leuchsenring, F. M. 87. 89.
Levetzow, Ulrike, Freiin von 293 f.
„Lida“ 144.
Lido 173. 215.
„Lied, das ein selbst gemaltes Band begleitete“ 65
„Lied, Das, von der Glocke“ 251.
„Lied, Das, vom braven Mann“ (Bürger) 271.
„Lieder des Harfenspielers“ 160.
„Lila“ 147 f.
Limprecht, J. Ch. 48. 50.
Lindau 75.
Lindenau, K. H. A., Graf v. 42. 50
Linné, K. von 39. 206.
Lips, J. H. 125.
Liskow, Ch. L. 38.
„Literaturzeitung“ 68. 248.
Livland, Livländer 68.
Livorno 309
Lober, F. C. 162.
Loen, J. M. von 18.
Loeper, G. von 88. 282.
Lottchen („Lolo“), Halbschwester der Brüder Jacobi 108.
Ludwig XIV., König von Frankreich 129.
Ludwig, Ch. G. 39.
Ludwigsburg 233.
„Ludwigsritter, Der“ 56.
„Luise“ (Voß) 230.
Lüneburg 294.
Luther, M. 8. 74 129.
Lützelstein 68.
Luxemburg 221.
Luzern 156.

M.

Macpherson, James 77.
Madrid 113 f.
„Magellone, Die schöne“ 14.
„Mahomet“ 110.
„Mahomet“ (Voltaire) 111. 244. 268.
„Mahomets Gesang“ 111.
Main 98.
Mainz 71. 116 f. 141. 221.
Mailand 102. 189.

Malapart, Fr. W. von 19.
Malcesina 169.
„Mann, Der, von fünfzig Jahren“ 304.
Mannheim 70. 83. 115. 124. 222.
Mantegna, Andrea 171.
Mantua 214.
Manzoni, A. 292.
Marie Antoniette, Königin von Frankreich 58 f.
Marie Louise, Kaiserin der Franzosen 275.
Marienbad 293.
Marienbronn 221.
Marlowe, Ch. 255.
Marseille 296.
„Martin Luther“ (Werner) 265.
„Maskenzüge“ 160. 270.
Maximilian I., Deutscher Kaiser 78.
Mayne, Harry 239.
Medusa Rondanini 177.
„Meine Göttin“ 160.
Meiningen 161.
Meiningen, Prinzen von 124.
Melber, Johanna Maria, geb. Textor 21.
„Melusine, Die neue“ 304.
„Melusine, Die schöne“ 14.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 293.
—, Moses 293.
Mengs, Raffael 178.
Merck, J. H. 73. 75. 77 f. 84 ff. 89. 92. 97 f. 100. 114 f. 124. 141. 150 f. 213. 260.
„Messias“ 115. 133.
Messina 188.
Metamorphose der Pflanzen 206 ff.
Meteorologie 167. 291.
Metternich-Winneburg, C. W. N. L., Fürst von 299.
Meyer, Joh. Heinrich 179. 214. 221. 227. 234. 249 f. 287. 296. 305.
—, Richard M. 86. 120. 225. 273. 302
Meyer von Lindau 56.
Michelangelo 167. 177 f.
Mickiewicz, Adam 307.
Mieding, J. M. 146.
„Mignon“ 88. 166. 168. 284.
Milton 95.
Mineralogie 167. 174. 215. 253. 267. 293. 298.
„Minna von Barnhelm“ (Lessing) 40. 48. 146. 216.
„Mitschuldigen, Die“ 42. 219.
Mohrungen 60.
Mola di Gaeta 182.
Molière 146.
„Möller“ 168.
Monreale 186.
Monteallegro 186.
Monte Baldo 169.
Monte Cavo 181.
Monte Pellegrino 185.
Monti Rossi 187.
Moors, Fr. Max 17.
„Morgengang im Hain“ 77.
Moritz, K. Ph. 179. 210.
Morus, S. Fr. N. 33. 36.
Möser, J. 116.
Moser, K. Fr. von 18.
Mozart, W. A. 220.
Müller, Carl Wilhelm 46.
Müller (Maler) 255.
Müller, Th. A. H. F. von (Kanzler) 164. 298.
Münch, Anna Sibylla 113. 117.
München 168.
Münster 221.
Musäus, J. K. A. 146.
„Musenalmanach“ 228. 232.

N.

Napoleon I. 100 f. 252 ff. 262. 266. 268. 276. 281.
Narni 176.
Nassau 107. 284.
„Nathan der Weise“ (Lessing) 111.
„Natur, Die“ 162.
„Natürliche Tochter, Die“ 247 f.
„Nausikaa“ 186 f.
Neapel 168. 179. 182 ff. 188. 194. 214. 276. 309.
Nelson, H. 183.

Neuberin, Karoline 240.
Neumann, Christiane, nachm. verehel. Becker 220. 234.
Neuwied 108.
Newton, J. 208 f. 215.
„Nibelungen“ 270. 279.
Nicolai, Friedrich 103 f.
Nicolovius, Alfred 163. 298.
Niederbronn 68.
Niederlausitz 46.
Noailles, Philipp, Graf von 58.
Nostradamus 260.
„Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Diwan“ 285.
Nothnagel, J. A. B. 23.
„Novelle“ 301 f.
Nürnberg 18. 234. 291.
„Nußbraune Mädchen, Das“ 305.

O.

Oberlahnstein 87.
Obermann, Kaufmann 39.
„Oberon“ 156.
Oberroßla 244.
Ochsenstein, Gebr. von 12.
Odea, Don Michele 188.
Odyssee 187. 244.
Oeser, Adam Friedrich 43 ff. 54.
—, Friederike Elisabeth 45.
Offenbach 122 f. 126. 283.
Olenschläger, J. D. von, Dr. jur. 18. 71.
Opitz, M. 37.
Optik 208. 215.
Oreto 186.
Orient, Orientalen, orientalisch 33. 167. 172. 185 222. 280 ff.
Orth, J. Ph., Dr. jur. 18.
Ossian 77. 96.
Ostade, Adrian van 49.
Osteologie 162. 217. 228
Ostia 181.
Österreich, Österreicher, österreichisch 20 f. 169. 220. 223. 283.
Österreich, Karl, Erzherzog von 284.
Österreich, Maria Antonia (Marie Antoinette), Erzherzogin von, später Königin von Frankreich 58 f.
Österreich, Marie Ludovika, Kaiserin von 276.
—, Maria Theresia, Kaiserin von 20.

P.

Padua 171.
Paesiello 165.
Paganini, N. 308.
„Paläophron und Neoterpe“ 246
Palermo 185 f. 219.
Palladio, A. 170. 172. 176.
„Pandora“ 265 f.
Pappenheim, Jenny von, verehel von Gustedt 308 f. 389.
Paracelsus, Theophrastus 53. 260.
„Paria“ 292.
„Paria“ (Delavigne) 292.
Paris, Pariser 59. 127. 250. 269 287.
Passavant, J. L. 125.
Pästum 184. 186.
„Pater Brey“ 95.
„Patriotische Phantasien“ (Möser) 116.
„Paustas, Der neue, und sein Blumenmädchen“ 230.
Pempelfort 221.
Pergolese, G. B. 161.
Perugia 175.
Perugino, P. 174.
Petersburg 92. 100. 294.
Petersen, G. W. 76.
Petrarca 265.
Pfaff, H. W. 85.
Pfalz, Karl Theodor Philipp, Kurfürst von der 70.
Pfalzburg 68.
Pfeil, Hofrat 39.
„Phaethon“ (Euripides) 292.
„Physiognomische Fragmente“ (Lavater) 105.
„Pilgernde Törin, Die“ 304.
„Pilgers Morgenlied“ 77.
Pius VI., Papst 176

Platon 266.
Pleſſing, F. D. L. 149 f. 163.
Plotho, E. Ch., Freiherr von 27.
Plutarch 289.
„Poetiſche Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſti“ 16.
Polo, Marco 283.
Pompeji 184. 309.
Pontiniſche Sümpfe 182.
Portici 184.
Potsdam 150.
Pouſſin, N. 18.
Pozzuoli 184.
Preußen, preußiſch 21. 48. 123. 196. 220. 223. 252 f. 263. 280.
Preußen, Friedrich II., König von 20 f. 23. 37. 94. 116. 129 ff. 150. 246.
—, Friedrich Karl Alexander, Prinz von 303.
—, Friedrich Wilhelm IV., König von 303.
—, Heinrich, Prinz von 150.
—, Luiſe, Königin von, geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz 222.
—, Wilhelm I., König von, und Deutſcher Kaiſer 303. 307.
„Prolog zur Eröffnung des Weimariſchen Theaters“ 217.
„Prolog zur Wiedereröffnung des Weimariſchen Theaters am 6. Oktober 1794“ 228.
„Prometheus“ 111. 266.
„Prometheus, Deukalion und ſeine Rezenſenten“ (Wagner) 104.
Properz 209.
„Propyläen“ 234.
„Proſerpina“ 148 f.
Puſtkuchen, Fr. W. 305.
Pyrmont 128. 246.

R.

Rabelais, F. 219.
Rabener, G. W. 38.
Racine 24.
Radziwill, A. H., Fürſt von Nieswiez und Olyka 262.
Raffael 58 f. 167. 174. 177. 210.
Ramler, K. W. 115.
„Rameaus Neffe“ 250.
„Räuber, Die“ 104. 157. 204 f. 216.
Rauch, Ch. 295.
Recke, Eliſabeth von der 156. 267.
Regensburg 168.
Reichardt, J. Fr. 46.
Reichskammergericht 78 f.
Reiffenſtein, J. F. 179.
Reineck, Fr. L. von 19.
„Reineke Fuchs“ 222 f.
„Reineke Fuchs“ (Gottſched) 222.
Reinhard, K. F., Graf von 264. 295.
„Reiſe der Söhne Megaprazons“ 219.
Rembrandt 11.
Renaiſſance 167. 170 f. 175. 249. 313.
Reni, Guido 174. 177.
Revolution, franzöſiſche 218 ff. 227. 232. 252 f. 277.
Rhein 6 f. 87. 89. 110. 150. 221. 280. 283 f. 287. 291.
Rheingau 7. 30.
Riedel, J. A. 49.
Riemer, F. W. 160. 249.
Rieſe, J. J. 74.
Riga 61.
Riggi, Maddalena („Die ſchöne Mailänderin“) 181 f.
Rohan-Soubiſe, Fürſt, Kardinal und Biſchof von Straßburg 58.
Rokokoſtil 44. 54.
Rom, römiſch 10. 70. 151. 166. 175 ff. 188. 191. 194 f. 210. 214. 232.
Romaniſcher Stil 170
Romantik 243. 264. 279. 281. 307. 315 f.
„Römiſche Elegien“ 100. 209 f. 215. 227.
Rouſſeau, J. J. 20. 50. 54. 66. 75. 95. 105 f. 124. 238. 253.
Rouſſillon, Fräulein von („Urania“) 76 f.

Roveredo 169.
Rubens, P. P. 108.
Rückert, F. 282.
Rudolstadt 161. 202.
Rußland, Russen, russisch 20. 33. 280.

S.

Saarbrücken 68.
Sachsen-Gotha und Altenburg, Ernst II., Herzog von 179.
Sachsen-Weimar 129 ff. 139. 254. 263.
Sachsen-Weimar, Anna Amalia, Herzogin von, geb. Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel 78. 88. 116. 129 ff. 140 f. 146. 150. 153. 158 f. 180. 198. 214. 216. 222. 246. 263. 313.
Sachsen-Weimar, Bernhard, Herzog von 159.
—, Ernst August, Herzog von 389.
—, Ernst August Konstantin, Herzog von 116. 129 f.
—, Karl Alexander, Prinz, später Großherzog von 116. 129 f.
—, Karl August, Herzog, später Großherzog von 69. 115. 124. 128. 130. 132 ff. 146. 148. 151 ff. 158. 161. 165 f. 175. 188 f. 196. 213. 215. 220 f. 232. 246. 262. 270. 288. 290 f. 297 ff. 303. 319.
—, Karl Friedrich, Erbprinz, später Großherzog von 160. 297.
—, Konstantin, Prinz von 115. 146.
—, Louise, Herzogin von, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt 124. 128. 133. 148. 213. 254. 270. 297 f. 308.
—, Maria Paulowna, Großherzogin von, geb. Großfürstin von Rußland 297.
—, Marie Louise Alexandrine, Prinzessin von, nachm. Prinzessin von Preußen 303.
—, Marie Louise Auguste Katharina, Prinzessin von, nachm. Königin von Preußen und Deutsche Kaiserin 307.
Sachsen-Weimar, Sophie, Großherzogin von, geb. Königl. Prinzessin der Niederlande 311. 320.
Salzburg 231 f.
Salzmann, Dr. J. D. 55.
„Sammler, Der, u. d. Seinigen" 234.
„Sänger, Der" 160.
„Sankt Joseph der Zweite" 304.
„Sankt-Rochus-Fest" 287.
Sanssouci 150.
Sant' Agata 182.
„Santa Elena al Calvario" (Hasse) 46.
Satriano, Teresa, Fürstin Ravaschieri, geb. Filangieri 183.
„Satyros" 95.
Saussure, H. B. de 156.
Schaffhausen 234.
Schalken, Gottfried 49.
„Schatzgräber, Der" 232.
Schelling, F. W. J. von 245.
Scherer, Wilhelm 112.
„Scherz, List und Rache" 161.
Schiller, Charlotte von, geb. von Lengefeld 198. 285.
—, Friedr. 45. 92. 104. 157. 190. 192 ff. 202 ff. 216. 224 ff. 242 f. 247 f. 250 f. 295. 300. 313. 319.
Schinkel, K. F. 295.
Schlegel, August Wilhelm 244.
—, Johann Elias 47.
Schleiermacher, F. E. D. 251.
Schlosser, H. P. 74. 89.
—, J. G. 31. 37. 39. 74 f. 84 f. 89. 96. 108. 147.
Schmehling, Elisabeth, verehel. Mara 46.
Schmidt, Erich 112. 287.
Schmoll, G. F. 106. 109.
Schneider, J. K. 15. 29.
Schöll, A. 67. 163.
Schönborn, G. F. E. 133. 137.
Schöne, Karl 255.
Schönemann, Anna Elisabeth („Lilli"), verehel. von Türkheim 45. 118 ff. 122. 125 ff. 154 f. 279.

Schönemann, Susanne Elisabeth, geb. d'Orville 118.
Schönkopf, Anna Katharina („Annchen", „Käthchen") 39 ff. 51 f. 70. 84. 118.
—, Ch. G. 39. 146.
—, Peter 40.
Schopenhauer, A. 209.
Schröder, Friedrich Ludwig 217.
Schröter, Corona 46. 146. 151. 161.
—, J. Fr. 46.
Schubart, Martin 23.
Schultheß, Barbara, geb. Wolf 125. 157. 239.
Schultz, Ch. F. L. 287. 295.
Schütz, Ch. G., Maler 11. 23.
Schwabe, Bürgermeister von Weimar 297. 300.
„Schwäbisches Museum" 189.
Schweden, schwedisch 20.
Schweiz, Schweizer 69. 123. 126 f. 152. 155 ff. 233. 294.
Sciacca 186.
Scott, Walther 292.
Seckendorf, K. S., Freiherr von 146. 158.
Seekatz, J. K., Maler 11. 23.
Segesta 186,
Seidel, Philipp 128. 171.
Senckenberg, Familie 18. 21.
Serassi, Abbate 194.
„Serva padrona" (Pergolese) 161.
Sesenheim 62 ff. 84. 153 f.
Seyler, Schauspieldirektor 132.
Shakespeare 42. 54. 62. 72. 90. 94 f. 148. 192. 216. 236. 239. 255.
Sizilien, Sizilianer 184 ff. 194. 197. 280.
„Soldaten, Die" (Lenz) 68.
Sophokles 121. 170.
Soracte 176.
Soret, Friedrich 294.
Soubise, Charles de Rohan, Prinz von 21 f.
Speier 54. 153.
Spezzia 309.
Spinoza 110.
Spoleto 176.
Spontini, G. 318.
„Sprüche in Prosa" 288
Staël-Holstein, Anne Germaine, Baronin von, geb. Necker 249.
Stäfa 234.
Starck, J. J. 108.
Stark, J. Ch. 246.
Stein, Charlotte von, geb von Schardt 9. 128. 142 ff. 147. 149. 153 f. 156. 161. 165. 177. 182. 189. 195 f. 198 201. 265. 273. 278. 294. 303.
—, Ernst von 197.
—, Fritz von 144. 161.
—, G. J. F. von 140. 142 ff. 273.
—, H. F. K., Freiherr vom und zum 280. 284.
—, Henriette Karoline, Freifrau vom 107.
—, Karl Heinrich von 251.
„Stella, ein Schauspiel für Liebende" 120 f.
Sterne, L. 95.
Stock, Doris 45.
—, J. M. 39. 45.
—, Minna verehel. Körner 45.
Stolberg-Stolberg, Auguste Louise, Gräfin (Gustchen") 45. 123.
—, Ch., Graf zu 45. 80. 123 ff.
—, Fr. L., Graf zu 45. 80. 123 f.
Straßburg 54 ff. 72. 75 f. 79. 124. 126 f. 153 ff. 254. 269. 276. 278.
„Sturm und Drang" (Klinger) 104.
Stuttgart 157. 233.
„Suleika" 284 f.
Swift, J. 95.
Szymanowska, Frau 293.

T.

„Tag- und Jahreshefte" (Annalen) 158. 288. 292.
Talleyrand-Perigord, K. M., Herzog von 268.
„Tankred" 244.
Taormina 187.
„Taschenbuch für 1798" 232.

Taſſo, Torquato 107. 173 f. 210 ff. 283. 294.
Taunus 7. 11.
„Tell“ 192. 250.
Teplitz 280.
Terni 176.
Terracina 182.
Teſtament, Altes 74.
—, Neues 74.
„Teutſcher Merkur“ 93. 95. 102. 209.
Textor, J. J. 89.
—, Johann Wolfgang 9. 18. 20 f. 24. 29. 69.
Thal-Ehrenbreitſtein 87.
Theater zu Weimar 131 f. 139. 145 ff. 157. 215 f. 244 f. 266. 369 f. 289 f. 296.
Thorane, François de Théas (der Königsleutnant) 22 ff. 26. 153.
Thouret, N. F. von 233. 244.
Thüringen 8. 33. 136 f. 291. 318.
Thüringen, Eliſabeth, Landgräfin von 129.
—, Hermann, Landgraf von 129.
Tieck, Ludwig 243 f. 281.
Tiedge, Ch. A. 267.
Tiefurt 131. 146. 161.
Tiepolo, G. B. 172.
Timur 281.
Tintoretto (Jacopo Robuſti) 172.
Tirol 168 f.
Tiſchbein, J. H. W. 179. 183 f.
Tivoli 181.
Tizian 171 f. 177.
Torbole 169.
„Torquato Taſſo“ 159.
Torremuzza, G. L. C., Fürſt von 185.
Toskana 175.
Traſimeniſcher See 175.
Trautmann, J. G., Maler 11. 23.
Trient 169.
Trier 221.
„Trilogie der Leidenſchaft“ 294.
„Triumph, Der, der Empfindſamkeit“ 148.
Trzibitz bei Leitmeritz 294.
„Trogallen zur Verdauung der Xenien“ 229.
Tübingen 233.
Türckheim, B. F. von 126.

U.

„Über Laokoon“ 234.
„Über die Spiraltendenz der Vegetation“ 317.
„Über Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke“ 234.
Uffenbach, J. F. A. von 18.
Unger, Berliner Buchhändler 223.
„Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“ 227.
„Urfauſt“ 112 f.
„Urmeiſter“ 241.
Urpflanze, Die 207.

V.

Valmy 221.
Velletri 181 f.
Venedig 6. 167. 171 ff. 214 f. 283.
„Venezianiſche Epigramme“ 215. 228.
Venus von Medici 175.
Venuti, L. 183.
Verona 169 f.
Verſailles 59.
„Verſchwörung, Die, des Fiesko zu Genua“ 216.
Veſuv 183 f.
Vicenza 170.
Vierwaldſtätter See 234.
Vieweg, Friedrich 232.
Vitruvius, Marcus V. Pollio 176.
„Vögel, Die“ 160.
Voigt, Ch. G. von 289. 291.
Voltaire 20. 62. 219. 244. 253. 268.
„Von deutſcher Baukunſt“ 57.
Voß, Heinrich, der Jüngere 249 f.
Voß, J. H. 80. 114.
Vulpius, Ch. A. 197. 218. 268.
—, Chriſtiane, nachm. verehel. von Goethe 197 f. 207 f. 233. 250. 254. 289. 310.

W.

Wagner, Leopold 104.
Wahle, J. 296.
„Wahlverwandtſchaften, Die“ 265. 267. 271 ff.
Walchenſee 168.
Waldner-Freundſtein, Louiſe Adelaide von 140.
„Wallenſtein“ 230. 243 f.
„Wanderers Sturmlied“ 77.
„Was wir bringen“ 248.
Wedel, O. J. M. von 141. 152. 156.
Weimar 70. 107. 124. 127 ff. 189. 191.
„Weisſagungen des Bakis“ 244.
Weiße, Ch. F. 47.
Welling, G. von 53.
Wenck, H. B. 76.
„Wer iſt der Verräter“ 292.
Werner, A. G. 246.
—, Zacharias 365.
Werthern, Jeannette Louiſe, Gräfin von, geb. vom Stein 107. 115. 127.
„Werthers Leiden“ 80 ff. 96 ff. 121. 137. 141. 182. 211. 241. 268. 274. 294.
Weſtfalen, Jerome, König von 308.
„Weſtindier, Die“ (Cumberland) 146.
„Weſtöſtlicher Diwan“ 281 ff. 302.
Wetzlar 8. 78 ff. 89. 96. 231. 278.
Weygand, Ch. Fr. 100.
Weyland, Fr. L. 62 ff. 68.
Wieland, Ch. M. 54. 87. 93. 95. 102. 114. 117. 132 f. 141. 158. 196. 209. 244. 269. 274. 280.
Wieliczka 215.
Wiesbaden 283 f.
Wilamowitz-Möllendorff, U. von 265.
„Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ 16 f. 25. 122. 147. 149. 160. 168. 228. 234 ff. 241 ff. 266. 274. 304. 306 f.
„Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung“ 239 f. 241.
„Wilhelm Meiſters Wanderjahre“ 110. 266 f. 271. 292. 304. 306 f. 312 f.
Wilhelmstal bei Eiſenach 273.
Willemer, J. J. von 283 ff.
—, Marianne von, geb. Jung 283 ff. 294.
Winckelmann, J. J. 44. 178 f. 276.
„Winckelmann und ſein Jahrhundert“ 276.
Winkel 283.
Winkler, G. 44.
Wittenberg 150.
„Wo ſteckt der Verräter“ 305.
Wolf, F. A. 230. 252. 275. 296.
Wolff, Amalie, geb. Malcolmi 280.
—, Pius Alexander 214.
Wöllwarth, Henriette von, verehel. von Wedel 140. 146.
Worms 18. 54.
Wurmſer, Ch. von Wendenheim 22.
Württemberg, Karl Eugen, Herzog von 157.
Wuſtmann, G. 50.

X.

Xaver, Prinz von Sachſen 47.
„Xenien“ 103.

Y.

Young, E. 95.

Z.

Zacharia, F. W. 38 f.
„Zahme Xenien“ 288.
„Zauberlehrling, Der“ 232.
Zehmiſch, Leipziger Kaufmann 47.
Zelter, K. F. 91. 191. 245. 248. 264. 275. 283. 293. 295. 308. 312.
Ziegenberg 273.
Ziegler, Louiſe von („Lila“) 76 f.
Zimmermann, J. G. von 127 f. 142 f.
—, Katharina von 127.
Zucchi 179.
„Zur Morphologie“ 288.
Zürich 124 ff. 156. 234. 239.
Zwiſchenkiefers, Entdeckung des 162.
„Zwo wichtige Fragen“ 75.

Bücherfreunde erhalten vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek durch die Buchhandlungen oder den Verlag!

Goethe-Literatur

in Reclams Universal-Bibliothek

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitung u. Anmerkungen v. H. Moldenhauer. 3 Bände. I. Nr. 2002–4. II. Nr. 2005–7. III. Nr. 2009 bis 2010 a

Goethes Briefe an Frau Charlotte von Stein. Auswahl. Eingeleitet, erläutert u. herausgegeben von H. C. Kellner. Nr. 3801–6 a

Goethes Briefwechsel mit Zelter in den Jahren 1799 bis 1832. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger. 3 Bde. I. Nr. 4581–85 a. II. Nr. 4591 bis 4595 a. III. Nr. 4606–10 a

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Von Bettina von Arnim. Mit Einleitung v. Fr. Brümmer. Nr. 2691–95 a

Briefe von Goethes Mutter. Mit Einleitung: Christiane u. Goethe. Nr. 2786–88

Voß, Goethe und Schiller in Briefen. Mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. H. G. Gräf Nr. 3581/82.

Goethe und Schiller. Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker. Von K. Heinr. von Stein. Nr. 3090/90 a

Boyesen, Kommentar zu Goethes Faust. Autorisierte deutsche Bearbeitung von O. Mylius. Nr. 1521/22

Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Literatur. Von Dr. Albert Zipper. U. a. erschienen: Hermann und Dorothea, Nr. 3918. Reineke Fuchs, Nr. 4199. Egmont, Nr. 4284. Götz von Berlichingen, Nr. 4878

Repräsentanten des Menschengeschlechts. Von R. W. Emerson. Deutsch von O. Dähnert. (Enthält u. a. einen Aufsatz über Goethe.) Nr. 3464/65

Porträtgalerie aus Lamprechts Deutscher Geschichte. Mit Einleitung von Dr H. F. Helmolt. (Enth. u. a. ein Kapitel „Goethe und Schiller“. Nr. 5181/82

Jede Nummer der Univ.-Bibliothek kostet geheftet 30 Pf. Grundpreis × amtlicher Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, die in jeder Buchhandlung oder vom Verlag gegen Portoeinsendung zu erfragen ist

Druck und Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig